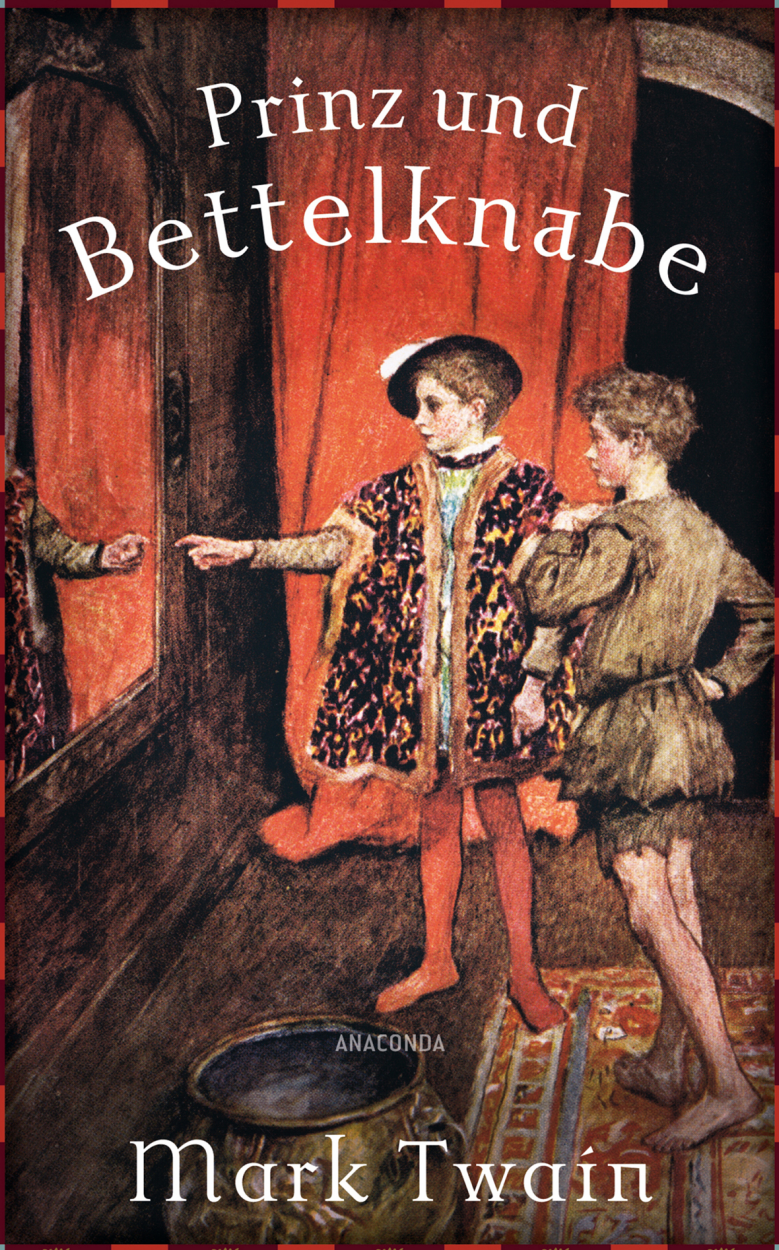
Prinz und Bettelknabe



ANACONDA

Mark Twain

Mark Twain

Prinz und Bettelknabe

MARK TWAIN

Prinz und Bettelknabe

Aus dem Englischen von Helene Lobedan

Mit 36 Illustrationen von Willy Planck

Anaconda

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *The Prince and the Pauper* (1881). Die Übertragung von Helene Lobedan folgt der Ausgabe *Prinz und Bettelknabe. Eine Erzählung für die reifere Jugend*. Mit 8 Vollbildern und 28 Textillustrationen von Willy Planck. Sechste Auflage. Stuttgart: Loewes Verlag Ferdinand Carl o. J. [1925]. Orthografie und Interpunktion wurden auf neue deutsche Rechtschreibung umgestellt, überkommene grammatische und stilistische Eigenheiten behutsam modernisiert. Die Reproduktion der Illustrationen von Willy Planck (1870–1956) erfolgt ohne ausdrückliche Genehmigung, da ein Rechteinhaber trotz eingehender Bemühungen nicht ausfindig gemacht werden konnte. Rechtmäßige Ansprüche werden auf Anfrage abgegolten.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2016 Anaconda Verlag GmbH, Köln
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotiv: Arthur C. Michael (gest.1945),
»The two went and stood side by side before a great mirror« (1923),
Private Collection / Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de
eISBN 978-3-7306-9143-4
ISBN 978-3-7306-0342-0
www.anacondaverlag.de
info@anacondaverlag.de

Vorwort

Ich will eine Geschichte erzählen, die mir mein Vater erzählt hat, der sie von dem seinen gehört hatte, und dieser wieder von dem seinen; – und so rückwärts mehr denn dreihundert Jahre hatten die Väter diese Erzählung ihren Söhnen überliefert und sie so der Nachwelt aufbewahrt. Vielleicht ist es eine geschichtliche Tatsache, vielleicht nur eine Sage. Vielleicht hat es sich so zugetragen, vielleicht hat es sich nicht so zugetragen; aber es hätte so sein können. Vielleicht haben in alten Tagen weise und gelehrte Leute es geglaubt, vielleicht aber haben nur schlichte und ungelehrte Leute diese Geschichte geliebt und sie für wahr gehalten.

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr: zwiefach gesegnet:
Sie segnet den, der gibt und den, der nimmt:
Am mächtigsten in Mächt'gen zieret sie
Den Fürsten auf dem Thron mehr wie die Krone.

Der Kaufmann von Venedig

Inhalt

1. Kapitel. Die Geburt des Prinzen und des Bettelknaben

2. Kapitel. Toms Jugend

3. Kapitel. Tom lernt den Prinzen kennen

4. Kapitel. Des Prinzen Not beginnt

5. Kapitel. Tom als Königssohn

6. Kapitel. Toms Ratgeber

7. Kapitel. Die königliche Tafel

8. Kapitel. Das große Staatssiegel

9. Kapitel. Der Festzug auf der Themse

10. Kapitel. Die Leiden des Prinzen

11. Kapitel. In Guildhall

12. Kapitel. Der Prinz und sein Befreier

13. Kapitel. Der Prinz verschwindet

14. Kapitel. »Le roi est mort, vive le roi!«

15. Kapitel. Tom als König

16. Kapitel. Die öffentliche Tafel

17. Kapitel. Foo-Foo der Erste

18. Kapitel. Der Prinz unter den Landstreichern

19. Kapitel. Der Prinz im Bauernhaus

20. Kapitel. Der Prinz und der Einsiedler

21. Kapitel. Hendon! Zu Hilfe!

22. Kapitel. Ein Opfer des Verrats

23. Kapitel. Der Prinz als Gefangener

24. Kapitel. Die Flucht

25. Kapitel. Hendon Hall

26. Kapitel. Verleugnet

27. Kapitel. Im Gefängnis

28. Kapitel. Das Opfer

29. Kapitel. Nach London

30. Kapitel. Toms Erlebnisse

31. Kapitel. Der Huldigungszug

32. Kapitel. Der Krönungstag

33. Kapitel. Eduard als König

Schluss. Gerechtigkeit und Vergeltung

Erläuternde Anmerkungen



1. KAPITEL

Die Geburt des Prinzen und des Bettelknaben

An einem Herbsttag im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts wurde in der alten Stadt London einer armen Familie namens Canty ein Knabe geboren; und sie freute sich gar nicht über diesen Zuwachs.

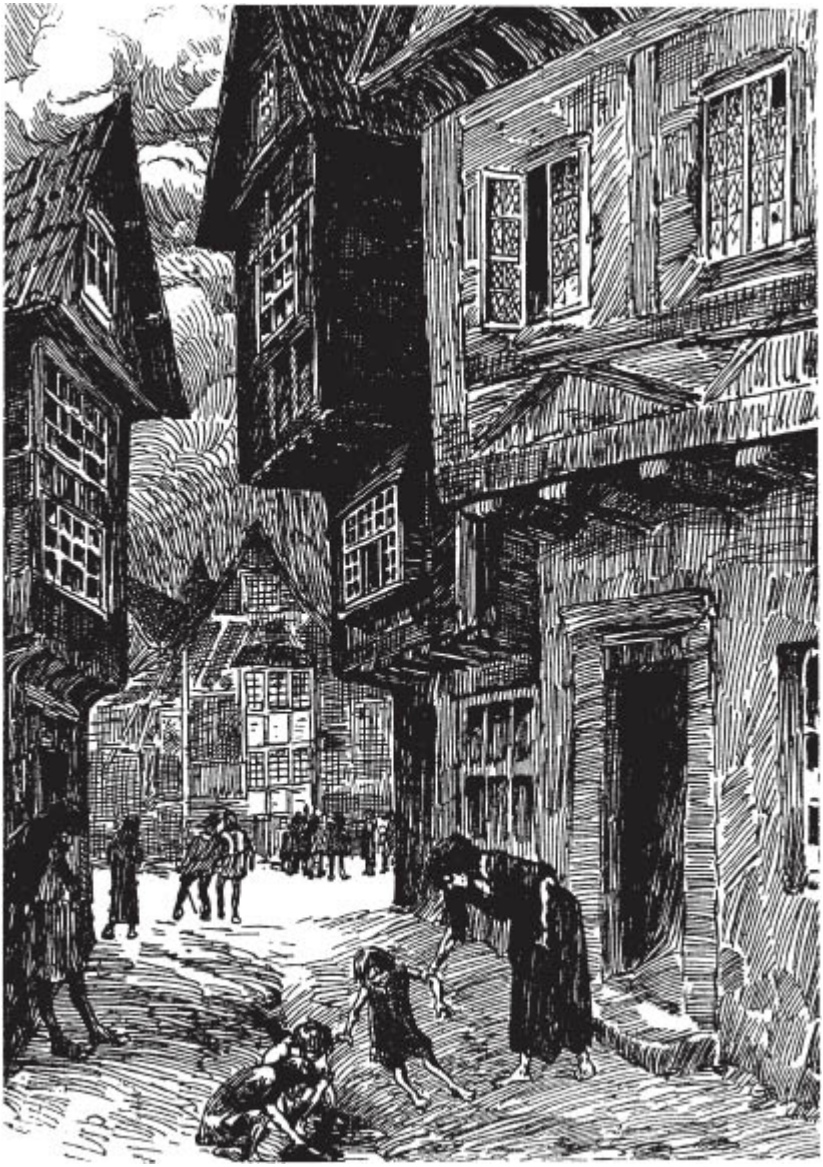
Am selbigen Tag wurde ein anderes englisches Kind geboren und zwar der mächtigen Familie Tudor, die diesen Knaben heiß ersehnt hatte. Ganz England hatte nach ihm verlangt. England hatte den Knaben so erwünscht, so auf ihn gehofft, Gott um seinetwillen so heiß angefleht, dass, als er nun wirklich da war, die Leute vor Freude beinahe von Sinnen waren. Selbst diejenigen, die einander nur oberflächlich kannten, herzten und küssten sich und vergossen Freudentränen. Der Tag wurde ein Feiertag für alle: Hoch und Gering, Reich und Arm tafelten, tanzten und sangen, und waren sehr gerührt; und das dauerte mehrere Tage und Nächte lang. Bei Tag bot London einen prächtigen Anblick dar, denn von jedem Dach und jedem Balkon wehten bunte Fahnen, und glänzende Festaufzüge durchzogen die Straßen. Abends war das Schauspiel nicht minder sehenswert, denn an jeder Ecke brannten große Freudenfeuer, und Scharen von Zechern hatten sich um sie gelagert. In ganz England redete man von nichts anderem als dem neugeborenen Kind, Eduard Tudor, dem Prinzen von Wales, der, in Seide und Atlas gehüllt, nichts von dieser großen Aufregung merkte, nicht wusste, dass vornehme Herren und Damen ihn pflegten und bewachten – und wenn er es gewusst, sich nichts daraus gemacht hätte. Von dem anderen Knaben, Tom Canty, der in Lumpen gebettet war, redete niemand außer seiner Familie, der er zur Last fiel.

2. KAPITEL

Toms Jugend

Überspringen wir eine Reihe von Jahren.

London war fünfzehnhundert Jahre alt und war, nach damaligen Begriffen, eine große Stadt. Es hatte einhunderttausend Einwohner – oder, wie einige Leute meinen, noch einmal so viel. Die Straßen waren sehr schmal, winkelig und unsauber, besonders in der Gegend, wo Tom wohnte, nämlich unweit der Londoner Brücke. Die Häuser bestanden aus Holz; das zweite Stockwerk überragte das Untergeschoss, und das dritte Stockwerk lehnte sich über das zweite vor. Je höher die Häuser wurden, desto breiter baute man sie. Sie hatten ein Gerippe von Fachwerk mit festem Mauerwerk dazwischen, das mit Mörtel übertüncht war. Die Balken aber malte man rot, blau oder schwarz an, je nach dem Geschmack des Besitzers, und das gab den Häusern ein sehr malerisches Ansehen. Die Fenster waren klein, mit Butzenscheiben geschlossen; sie hingen in Angeln und öffneten sich nach außen wie Türen.



Das Haus, in dem Toms Vater wohnte, lag in einem schmutzigen Sackgässchen, das man Kehrichtshof nannte, seitwärts von Pudding Lane. Es war ein kleines, verkommenes und baufälliges Haus, doch dicht gedrängt wohnte das elendeste Bettelvolk darin. Die Familie Canty bewohnte eine Stube im dritten Stock. Für den Vater und die Mutter stand ein Bett in der einen Ecke; in Bezug auf den Platz waren Tom, seine Großmutter und seine beiden Schwestern nicht beschränkt, sie hatten den ganzen Fußboden zu ihrer Verfügung und konnten schlafen, wo sie wollten. Sie hatten ein paar zerlumpte Decken und etwas altes schmutziges Stroh, doch konnte man dies berechtigterweise nicht Betten nennen, denn man warf das Ganze morgens auf einen Haufen und sie nahmen sich nachts davon zum Gebrauch, so viel ein jeder erwischen konnte.

Bet und Nan waren Zwillinge und jetzt fünfzehn Jahre alt, gutmütige Mädchen, ungewaschen, zerlumpt und unwissend. Die Mutter war wie sie. Aber der Vater und die Großmutter waren von Grund auf böse. Oft waren sie betrunken und dann prügelten sie einander oder jedweden, der ihnen in den Weg kam; und einerlei, ob sie betrunken oder nüchtern waren, führten sie beständig Schimpfworte oder Flüche im Munde. John Canty war ein Dieb und seine Mutter eine berufsmäßige Bettlerin. Auch die Kinder mussten betteln, aber zum Stehlen ließen sie sich nicht verleiten. Unter diesem abscheulichen Gesindel, aber ohne zu ihm zu gehören, wohnte ein guter, alter Priester, den der König mit einer ganz geringfügigen Pension von Haus und Hof verjagt hatte, und der sich im Geheimen der Kinder annahm und sie gute und nützliche Dinge lehrte. Von Vater Andreas lernte Tom etwas Latein, auch Lesen und Schreiben; und er würde die letzteren Fertigkeiten auch den Mädchen beigebracht haben, aber diese fürchteten von ihren Genossen verspottet zu werden, wenn sie sich Kenntnisse aneigneten, die für ihren Stand ungewöhnlich waren.

Überall im Kehrichtshof ging es so zu wie bei Cantys. Trunkenheit, Zank, Gewalttätigkeit gab es den ganzen Tag lang und bis tief in die Nacht hinein; und blutige Köpfe waren dort so alltäglich wie der Hunger. Trotzdem fühlte sich Tom nicht unglücklich. Er hatte es schlecht, aber er wusste es nicht. Denn den anderen Jungen in seiner Umgebung ging es nicht anders, und darum meinte er, so wäre es recht und gut. Kam er abends mit leeren Händen heim, wusste er, dass sein Vater ihn auszanken und prügeln würde, und dass, wenn der fertig wäre, die böse Großmutter damit anfangen und es noch ärger treiben werde. Dann würde spät in der Nacht seine arme, schwache Mutter sich zu ihm schleichen und ihm ein Stückchen trockenes Brot zustecken, das sie für ihn beiseite geschafft hatte und lieber selbst hungrig zu Bett gegangen war, obwohl sie bei diesem verbotenen Bemühen oft von ihrem Ehemann abgefasst wurde und arge Schläge dafür erhielt.

Nein, Tom fand sein Leben gar nicht so übel, besonders im Sommer nicht. Er bettelte nur gerade so viel, um zu Hause nicht gar zu arg misshandelt zu werden, denn auch die Gesetze gegen die Bettelei waren hart und mit schweren Bußen belegt. Es blieb ihm viel Zeit, den schönen Geschichten und Sagen des guten Vaters Andreas zu lauschen, der von Riesen und Feen, Zwergen und Geistern, Zauberschlössern,

mächtigen Königen und edlen Prinzen zu erzählen wusste. Sein Kopf füllte sich mit diesen Wunderdingen, und manche Nacht, wenn er im Dunkeln auf dem harten, übel riechenden Stroh lag, müde, hungrig, zerschlagen und von Schmerzen gequält, ließ er seiner Einbildungskraft freien Lauf und vergaß sein Leid, indem er sich das Wohlleben eines verwöhnten Prinzen in seinem Königsschloss ausmalte. Allmählich bemächtigte sich seiner ein Wunsch bei Tag und bei Nacht: Er wollte einen wirklichen Prinzen mit eigenen Augen sehen. Das sprach er einmal gegenüber seinen Spielgefährten vom Kehrichtshof aus, aber sie verhöhnten und verspotteten ihn so unbarmherzig, dass er seitdem seine Hirngespinste für sich behielt.

Nun las er des Priesters alte Bücher wieder und wieder und ließ sich alles noch ausführlicher erzählen, und das Lesen und Nachdenken darüber bewirkte bei ihm mit der Zeit eine Veränderung. Jene Märchengestalten gefielen ihm so sehr, dass er sich seiner Lumpen und seines Schmutzes schämte, und sich wünschte, reinlicher zu sein und bessere Kleider zu tragen. Zwar spielte er noch auf der schmutzigen Straße, und gern sogar; aber wenn er in der Themse herumpaddelte, tat er es nicht nur, weil es so lustig dabei herging, sondern auch wegen der reinigenden Wirkung des Bades.

Tom fand immer Unterhaltung, wenn er entweder zum Maibaum in Cheapside oder auf die Jahrmärkte ging. Ab und zu sah er, so wie die übrige Londoner Bevölkerung auch, die Entfaltung der Kriegsmacht, wenn ein unglücklicher Staatsgefangener zu Land oder zu Schiff zum Tower gebracht wurde. Eines Tages sah er auch die arme Anna Askew und drei Männer auf einem Scheiterhaufen in Smithfield verbrennen und hörte einen ehemaligen Bischof darüber eine Predigt halten, die er nicht verstand. Ja, es fehlte Toms Leben nicht an Abwechslung, und er fand es im Ganzen recht vergnüglich.

Das Lesen und Nachsinnen über das Leben eines Fürstensohns übten eine so starke Wirkung auf Tom aus, dass er unbewusst anfing, sich so zu benehmen, als ob er ein Prinz wäre. Seine Reden und sein Betragen wurden ungewöhnlich feierlich und höflich zur höchsten Bewunderung und Verwunderung seiner nächsten Freunde. Dabei aber nahm Toms Einfluss auf seine jugendlichen Genossen täglich zu, und sie blickten mit Staunen zu ihm auf, wie zu einem höheren Wesen. Er erschien ihnen so reich an Kenntnissen, und er tat und sagte so merkmürdige Sachen, und dabei war er so klug und nachdenklich! Toms Reden und Tun wurde durch die Knaben ihren Eltern hinterbracht, und diese fingen auch an, Tom Canty für einen sehr klugen und außergewöhnlich begabten Jungen zu halten. Erwachsene Leute wendeten sich an Tom, wenn sie in Verlegenheit waren und wunderten sich über den Witz und Scharfsinn seiner Ratschläge. So wurde er überall wie ein Wunder bestaunt, nur nicht in seiner eigenen Familie – die fand gar nichts Besonderes an ihm.

Ganz im Stillen richtete sich Tom einen Hofstaat ein. Er war der Prinz, seine Spielgefährten ernannte er zu seiner Leibwache, zu Kammerherren, Stallmeistern, Hofdamen und Hofherren. Der falsche Prinz umgab sich mit einem weitschweifigen Zeremoniell, das er den Märchenbüchern entlehnt hatte: Täglich wurden die Staatsangelegenheiten des erträumten Königreichs im Staatsrat verhandelt, und täglich erteilte der kleine Fürst Befehle an sein nur in der Fantasie vorhandenes

Kriegsheer, seine Flotte und seine Statthalter. Morgens ging er wieder in seinem zerlumpten Rock aufs Betteln aus, verzehrte sein trockenes Brot, ertrug Püffe und Scheltreden, streckte sich auf das elende Strohlager und war dann im Traum ein Prinz.

Und immer wuchs sein Verlangen, einmal einen wirklichen Prinzen leibhaftig vor sich zu sehen; mit jedem Tag, jeder Woche nahm es zu, bis es alle anderen Wünsche verdrängte und zu einer alles beherrschenden Leidenschaft wurde.

Als er an einem Januartag wieder betteln gegangen war, wandelte er stundenlang frierend und barfüßig trübselig zwischen Mincing Lane und East Cheap hin und her und betrachtete die an den Fenstern der Garküchen ausgestellten Speisen, die an und für sich gar nicht begehrenswert waren; doch für ihn schienen sie Leckerbissen, eines Engels würdig, und er urteilte nur nach dem Geruch, denn er hatte noch nie etwas Ähnliches zu essen bekommen. Der Regen rieselte kalt herunter, die Luft war grau, ein melancholischer Tag. Abends kam er so nass, erschöpft und hungrig heim, dass sein kläglicher Zustand selbst dem Vater und der Großmutter auffiel und sie ihm ihr Mitgefühl auf ihre Weise ausdrückten: Das heißt, sie gaben ihm gleich ein paar Püffe und schickten ihn schlafen. Lange Zeit noch hielten ihn Schmerz und Hunger sowie der im Haus tobende Lärm wach, aber schließlich entschwebten seine Gedanken in das Land der Träume, und er meinte, an der Seite von gold- und edelsteingeschmückten Königskindern zu schlummern und Diener zu haben, die ihm mit tiefen Verbeugungen aufwarteten oder seine Befehle mit Windeseile vollzogen. Und zuletzt träumte er wie gewöhnlich, dass er selbst ein Prinz wäre.

Die ganze Nacht hindurch währte diese Herrscherwonne. Er bewegte sich zwischen vornehmen Herren und Damen, ein Lichtmeer umfloß ihn; er atmete Wohlgerüche, köstliche Musik tönte an sein Ohr, und mit einem Lächeln oder einem gnädigen Neigen seines fürstlichen Hauptes beantwortete er die ehrfurchtsvolle Begrüßung der glänzenden Menge, die zu beiden Seiten vor ihm zurückwich.



Als er morgens aufwachte und seine armselige Umgebung betrachtete, wirkte jener Traum wieder wie gewöhnlich: Ihm erschien sein Zustand noch tausendmal schlimmer. Da überfielen ihn Bitterkeit, Herzeleid und Tränen.

3. KAPITEL

Tom lernt den Prinzen kennen

Hungrig stand Tom auf, und hungrig ging er fort, die Gedanken noch ganz von der leeren Herrlichkeit seines Traumes erfüllt. Er schlenderte durch die innere Stadt hin und her, ohne darauf zu achten, wo er war, oder was um ihn vorging. Die Leute liefen gegen ihn und manche riefen ihm unwirsch Scheltworte zu, aber der Träumer merkte nichts davon. So kam er allmählich nach Temple Bar – so weit hatte er sich in dieser Richtung noch nie von zu Hause entfernt. Er blieb einen Augenblick stehen und überlegte; dann versank er wieder in seine Grübeleien und ließ die Mauern Londons hinter sich. Damals war der Strand kein Landweg mehr; er hielt sich selbst schon für eine Straße, wenn auch keine vollständige, denn obwohl die eine Seite von einer beinahe ununterbrochenen Reihe von Häusern eingefasst war, standen auf der anderen nur zerstreut einige große Gebäude, Paläste reicher Edelleute, von schönen, großen Parkanlagen umgeben, die sich bis zum Fluss herunterzogen, Grundstücke, die heutzutage eng bedeckt mit düsteren Häusern sind.

Tom gelangte ins Dorf Charing und rastete an dem schönen Kreuz, welches hier ein trauernder König errichtet hatte. Dann schlenderte er einen einsamen lieblichen Weg entlang, an des großen Kardinals stattlichem Wohnsitz vorüber auf ein noch mächtigeres, Ehrfurcht gebietendes Schloss zu – das war Westminster.

Mit frohem Staunen betrachtete Tom das ungeheuere Gebäude, die weitausgreifenden Flügel, die finsteren Türme und Zinnen, das hohe, steinerne Portal mit dem vergoldeten Gitter und dem prächtigen Aufbau der riesigen Granitlöwen und den anderen Zeichen und Sinnbildern der englischen Königsmacht. Sollte endlich das Verlangen seiner Seele gestillt werden? Denn das dort war ein Königsschloss. Konnte Tom nicht hoffen, wenn der Himmel ihm gnädig war, nun auch einen leibhaftigen Prinzen zu sehen?

An jeder Seite des goldenen Gitters stand eine lebende Bildsäule, nämlich ein hoch aufgerichteter, stattlicher und regungsloser Kriegsmann, von Kopf bis Fuß in eine blanke Stahlrüstung gekleidet. In ehrfurchtsvoller Entfernung hielten sich viele Städter und Bauersleute auf und warteten darauf, etwas von der königlichen Herrlichkeit zu sehen. Prächtige Kutschen mit prächtig gekleideten Insassen und prächtig gekleideten Dienern draußen auf dem Bock fuhren durch die verschiedenen mächtigen Einfahrten, die zu dem Wohnsitz des Königs führten.

Der arme, zerlumpte kleine Tom trat näher und schlich, klopfenden Herzens und mit steigender Hoffnung, langsam und schüchtern an den Schildwachen vorbei, als seine Augen durch die goldenen Stäbe ein Schauspiel erblickten, bei dem er vor Freude beinahe laut aufgejauchzt hätte.

Hinter dem Gitter stand ein munterer Knabe, frisch und gebräunt durch kräftige Bewegung im Freien. Er war gar schön in Seide und Atlas gekleidet und strahlte vor

Juwelen. An der Seite trug er einen kleinen mit Edelsteinen besetzten Degen und einen Dolch, zierliche Schuhe an den Füßen mit roten Absätzen und keck auf dem Kopf eine karmesinfarbene Mütze mit wallenden Federn, die durch ein großes, blitzendes Kleinod festgehalten wurden. Mehrere reich gekleidete Herren standen in seiner Nähe, ohne Zweifel seine Dienerschaft. Ja, das musste ein Prinz sein, ein lebendiger, wirklicher Prinz, das stand fest – und das Gebet des Bettelknaben hatte endlich Erhörung gefunden.

Toms Atem flog vor Aufregung, und seine Augen wurden immer größer vor Staunen und Entzücken. Jeder andere Gedanke wich jetzt dem einen Wunsch: in die Nähe des Prinzen zu kommen und sich an ihm satt zu sehen. Ehe er wusste, was er tat, hatte er schon das Gesicht gegen die Stäbe des Gitters gedrückt. Im nächsten Augenblick riss ihn einer der Soldaten mit rauer Faust weg und schleuderte ihn in den Haufen der gaffenden Landleute und müßigen Londoner mit der barschen Weisung: »Keine Unverschämtheit, du Bettelpack!«

Die Menge höhnte und lachte über den Spaß, aber der junge Prinz sprang dicht an das Gitter und rief mit blitzenden Augen und vor Unwillen gerötetem Antlitz: »Wie wagst du, den armen Jungen so zu misshandeln! Wie wagst du selbst dem geringsten von meines Vaters Untertanen so zu begegnen! Öffne das Gitter und lass ihn ein!«

Da hätte man die wankelmütige Menge sehen sollen, die nun die Hüte abriss; da hörte man sie begeistert rufen: »Lang lebe der Prinz von Wales!«

Die Leibwächter schulterten die Hellebarden, öffneten die Pforte und präsentierten wieder das Gewehr, als der kleine Bettelprinz in seinen Lumpen eintrat, um dem Gebieter über unermessliche Reichtümer die Hand zu reichen.

Eduard Tudor sagte: »Du siehst müde und hungrig aus: Du bist schlecht behandelt worden. Komm mit mir!«

Ein halbes Dutzend seines Gefolges trat eilig vor, wohl um Einspruch zu erheben. Aber mit einer echt königlichen Handbewegung winkte er ab, und sie blieben regungslos an ihrem Platz. Eduard führte Tom in ein prächtiges Gemach des Schlosses, das er sein Kabinett nannte. Auf seinen Befehl wurde eine Mahlzeit herbeigebracht, wie Tom sie bisher nur aus Büchern gekannt hatte. Mit fürstlichem Zartgefühl und Takt schickte der Prinz die Diener fort, damit sein armer Gast nicht durch ihre spöttischen Mienen in Verlegenheit gebracht würde. Dann setzte er sich zu Tom und richtete Fragen an ihn, während er aß.

»Wie heißt du, Junge?«

»Tom Canty, mit Verlaub, Herr.«

»Ein wunderlicher Name! Und wo wohnst du?«

»Im Kehrichtshof, in der City, bei Pudding Lane.«

»Kehrichtshof! Auch eine merkwürdige Bezeichnung. Hast du Eltern?«

»Eltern habe ich und auch ‘ne Großmutter; aber Gott verzeih mir’s, wenn ich sage, ich mache mir nichts aus ihr. Dann habe ich auch Zwillingsschwestern, die Nan und die Bet.«

»Die Großmutter ist wohl nicht besonders zärtlich mit dir, will mir scheinen?«

»Sie ist’s auch sonst nicht, mit Eurer Gnaden Verlaub. Sie hat ein böses Herz und tut ihr Lebtag nichts Gutes.«

»Behandelt sie dich schlecht?«

»Manchmal, wenn sie schläft oder gar betrunken ist, lässt sie die Hand ruhen, aber wenn sie bei Verstand ist, prügelt sie mich gehörig.«

Die Augen des kleinen Prinzen funkelten zornig und er rief: »Wie, sie schlägt dich?«

»Nun freilich, Herr!«

»Sie schlägt dich und du bist so klein und schwach. Höre, noch vor heute Abend soll sie in den Tower gesperrt werden. Mein Vater, der König …«

»Herr, Ihr vergesst ihren geringen Stand. Der Tower ist nur für vornehme Leute.«

»Richtig. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich werde überlegen, wie sie zu bestrafen ist. Ist dein Vater gut zu dir?«

»Nicht anders wie die Großmutter Canty, Herr.«

»Das mag so der Väter Art sein. Meiner ist auch nicht von den Sanftmütigen. Er hat eine scharfe Hand. Aber mit mir verfährt er gnädig, wenn er mich manchmal auch hart anfährt. Wie ist deine Mutter zu dir?«

»Gut, Herr, sie hat mir noch nie ein Leid getan, und darin sind Nan und Bet ganz wie sie.«

»Wie alt sind die beiden?«

»Fünfzehn Jahre, mit Verlaub, Herr.«

»Meine Schwester, Lady Elisabeth ist vierzehn und meine Base, Lady Jane Grey ist von meinem eigenen Alter und dabei hübsch und lustig. Aber meine Schwester, die Lady Mary, hat einen finsteren Blick und – sag einmal, verbieten deine Schwestern auch ihren Dienerinnen das Lachen, weil es das Heil ihrer Seele gefährden könne?«

»Sie? Oh Herr, meinst du, sie hätten Dienerinnen?«

Der Prinz sah den Bettelknaben einen Augenblick nachdenklich an: »Und warum denn nicht? Wer hilft ihnen abends beim Entkleiden? Wer zieht sie morgens an?«

»Niemand, Herr. Meint ihr denn, sie sollten ihren Rock ausziehen und unbekleidet schlafen, wie die Tiere?«

»Haben sie denn nur ein Kleidungsstück?«

»Was brauchten sie denn mehrere Anzüge, Herr? Es hat doch ein jeder nur einen Leib.«

»Was für eine absonderliche Vorstellung! Verzeih, dass ich lachte! Aber deine gute Nan und deine Bet sollen sofort Kleider in Fülle haben und Dienerschaft obendrein. Mein Schatzmeister wird dafür sorgen. Nein, danke mir nicht: Es ist nicht der Rede wert. Du sprichst gut, du drückst dich mit Leichtigkeit aus. Bist du gut unterrichtet?«

»Das weiß ich nicht, Herr. Der gute Priester, den man Vater Andreas nennt, hat mich aus Freundlichkeit manches aus seinen Büchern gelehrt.«



»Kannst du Latein?«

»Nur wenig, Herr!«

»Lerne es, Junge. Es ist nur zuerst schwer. Griechisch ist schwerer, aber weder diese Sprache noch irgendeine andere machen meiner Schwester, der Prinzessin Elisabeth, oder meiner Base Mühe. Du solltest sie nur hören, wenn sie ihre Aufgaben hersagen. Aber erzähle mir vom Kehrichtshof. Führst du ein lustiges Leben?«

»Gewiss, Herr, wenn nur der Hunger nicht wäre. Da sieht man Puppenspiele und Affen – ach was das für drollige Tiere sind! Und so prächtig angezogen. Dann gibt es manchmal auch Schauspiele, in denen die Schauspieler schreien und kämpfen bis alle tot sind – das ist wunderschön zu sehen und kostet nur einen Kupferheller; aber trotzdem ist es doch schwer, das Geld zu beschaffen, Herr.«

»Erzähle mir noch mehr.«

»Manchmal kämpfen wir Jungen gegeneinander mit Knüppeln, so wie es die Lehrburschen tun.«

Des Prinzen Augen leuchteten. »Das würde mir gefallen. Erzähle mir mehr.«

»Wir laufen um die Wette, zu sehen, wer der Flinkste ist.«

»Auch das möchte ich gern. Nur weiter!«

»Zur Sommerszeit, Herr, waten und schwimmen wir in den Kanälen und in dem Fluss. Ein jeder duckt seinen Nachbar unter, bespritzt ihn mit Wasser; dann tauchen wir, jubeln und tummeln uns …«

»Ich gäbe mein Königreich dafür, es einmal mitzumachen! Bitte, fahre fort.«

»Wir tanzen und singen um den Maibaum in Cheapside, wir spielen im Sand und graben uns Gruben oder stecken die anderen hinein. Und wie schön kann man aus Sand backen! Ja, über feuchten Sand geht überhaupt nichts, und mit Verlaub, Herr, wir wälzen uns darin.«

»Nein, nicht weiter! Es ist zu schön. Wenn ich nur angezogen wäre wie du. Wenn ich die Schuhe abstreifen könnte und einmal im Sand wühlen, ohne dass es mir jemand verbietet oder mich hofmeistert, ich gäbe meine Krone darum!«

»Ach, lieber Herr, und wäre ich einmal gekleidet wie Ihr – nur ein einziges Mal …«

»Wie? Das möchtest du! Das kann geschehen. Leg die Lumpen ab, und ziehe dies Prachtgewand an. Es ist ein kurzes Glück, doch wird es dir darum nicht minder gut gefallen. Wir wollen es genießen, solange wir können und die Kleider wieder tauschen, ehe wir gestört werden.«

Einige Minuten darauf war der kleine Prinz von Wales mit Toms zerrissenen und zerschlitzten Habseligkeiten bekleidet und der kleine Bettelprinz in das bunte königliche Gefieder geschlüpft. Die beiden traten nebeneinander vor einen großen Spiegel, und oh Wunder, der Tausch war nicht zu bemerken. Sie sahen einander, dann das Spiegelbild und wieder einander betroffen an. Schließlich sagte der Prinz nachdenklich:

»Was hältst du davon?«

»Oh, Euer Gnaden dürfen mich nicht danach fragen. Es schickt sich nicht, dass meinesgleichen ein Urteil abgibt.«

»Dann will ich es abgeben. Du hast dasselbe Haar, dieselben Augen, dieselbe Stimme und Haltung, dieselbe Größe und Gestalt, dasselbe Antlitz, dieselben Züge, die ich habe. Ständen wir nackt nebeneinander, könnte niemand sagen, wer du wärst und welcher der Prinz von Wales. Und während ich nun gekleidet bin wie du es warst, kann ich dir noch besser nachfühlen, was du empfandest, als der rohe Kriegsmann dich anpackte. Zeige her, ist nicht eine Beule auf deiner Hand?«

»Ja, aber es macht nichts, und Euer Gnaden weiß, der arme Leibwächter tat nur seine Schuldigkeit.«

»Schweig! Es war abscheulich und grausam!«, rief der kleine Prinz, mit dem Fuß stampfend. »Wenn das der König wüsste – rühre dich keinen Schritt von hier, bis ich wiederkomme. Das befehle ich dir!«

Hierauf nahm er schnell noch einen für den Staat hochwichtigen Gegenstand vom Tisch und verwahrte ihn. Dann sprang er mit blitzenden Augen und vor Erregung geröteten Wangen aus der Tür und eilte, dass die Lumpen flatterten, durch den

Schlossgarten. Als er das Gitter erreichte, fasste er die Riegel, wollte sie öffnen und rief: »Macht auf! Öffnet das Gitter!«

Der Soldat, welcher Tom so unsanft angefasst hatte, gehorchte sofort, und als der Prinz aus dem Portal eilte, ganz außer sich von fürstlicher Ungeduld, versetzte ihm der Kriegsmann eine schallende Ohrfeige, die ihn ein Stück weit auf die Straße schleuderte und sagte: »Nimm das zum Dank, du Bettelbrut, für den Rüffel, den ich deinetwegen von der Hoheit bekommen habe!«

Die Menge brach in ein wieherndes Gelächter aus. Der Prinz aber sprang auf, stürzte gegen die Schildwache los und rief: »Ich bin der Prinz von Wales! Meine Person ist geheiligt – und du sollst gehenkt werden, weil du Hand an mich gelegt hast.«

Der Soldat präsentierte vor ihm die Hellebarde und spottete: »So grüße ich Eure Königliche Hoheit«, setzte aber dann barsch hinzu: »Scher dich fort, du verrückter Bengel!«

Nun drängte die höhnende Menge sich dicht um den armen kleinen Prinzen und trieb ihn die Straße hinunter mit dem Ruf: »Platz für den Prinzen von Wales. Platz für den Prinzen von Wales!«

4. KAPITEL

Des Prinzen Not beginnt

Nachdem das Gesindel den kleinen Prinzen stundenlang gequält und verfolgt hatte, ließ es ihn endlich in Frieden. Solange er Kräfte gehabt hatte, dem Pöbel zu antworten, ihn in königlicher Haltung zu bedrohen und von oben herab Befehle zu erteilen, über welche die Leute aus vollem Hals lachen konnten, fanden sie ihn unterhaltend; doch als die Müdigkeit ihn schließlich zwang zu schweigen, wurden die Verfolger seiner überdrüssig und sie suchten sich anderen Zeitvertreib. Nun sah er sich um, wo er war, doch er vermochte den Ort nicht zu erkennen. Er war in der City – in der Altstadt von London, mehr wusste er nicht. Ziellos wanderte er weiter. Allmählich standen die Häuser vereinzelt und die Zahl der Fußgänger verminderte sich. Er kühlte seine blutenden Füße in dem Bach, der dort floß, wo jetzt die Farringdonstreet liegt, rastete eine Weile und kam dann auf einen Platz, auf dem nur wenige Häuser – und eine gewaltige Kirche standen, von Gerüsten umgeben, mit vielen Arbeitern darauf, denn sie wurde ausgebaut. Des Prinzen Zuversicht wuchs. Er meinte, seine Not sei nun vorüber, denn er sagte sich: Dies ist die ehemalige Kirche der Grauen Brüder, die mein Vater den Mönchen fortgenommen und sie unter dem neuen Namen Christ Church zum Obdach für arme und verlassene Kinder bestimmt hat. Von Herzen gern werden sie sich dienstwillig gegenüber dem Sohn des Mannes beweisen, der so großmütig für sie gesorgt hat; umso mehr, da dieser Sohn jetzt so arm und verlassen ist wie kein Knabe je zuvor, der hier Aufnahme gefunden hat oder in späterer Zeit finden wird.

Bald befand er sich in einer Knabenschar, die einander jagten, Ball spielten, Bock sprangen oder sich anderweitig vergnügten, und zwar in sehr lärmender Weise. Sie waren alle gleich gekleidet in der Art, wie es damals Dienstleute und Lehrlinge trugen. Dazu hatte ein jeder auf dem Kopf eine flache schwarze Mütze von der Größe einer Tasse, die wegen ihrer Kleinheit als Kopfbedeckung unzweckmäßig und an und für sich auch nicht kleidsam war, darunter fiel das Haar ungescheitelt bis halb in die Stirn und zwar ringsum glatt abgeschnitten. Um den Hals trugen sie Bäffchen; der blaue eng anliegende Rock reichte bis auf die Knie, er hatte weite Ärmel und wurde durch einen breiten, roten Gürtel geschlossen; außerdem Strümpfe von knallgelber Farbe, die über das Knie heraufreichten und ausgeschnittene Schuhe mit großen Metallschnallen. Es war eine hässliche Tracht.*

Die Jungen unterbrachen ihre Spiele und drängten sich um den Prinzen, der mit natürlicher Würde sagte: »Meine lieben Knaben, meldet eurem Lehrer, dass Eduard, Prinz von Wales, mit ihm zu reden begehrt.«

Gellendes Gelächter folgte auf diese Worte und ein dreister Junge fragte: »Bettelbube, bist du des Prinzen Abgesandter?« Dem Prinzen stieg die Zornesröte in das Antlitz, unwillkürlich griff die Hand zur Seite, aber er fand die Stelle leer. Es

folgte ein neuer Ausbruch der Heiterkeit und einer der Knaben rief: »Habt ihr's bemerkt? Er meinte ein Schwert an der Seite zu haben – vielleicht ist's doch der Prinz.« Diese Bemerkung rief neues Lachen hervor, und der arme Eduard richtete sich stolz auf und sagte: »Ich bin der Prinz; und es ziemt euch schlecht, die ihr von meines Vaters Wohltat lebt, mir so übel zu begegnen.«

Das machte ihnen erst recht Spaß, wie das Gelächter bewies, und der Junge, der zuerst geredet hatte, rief nun seinen Genossen zu: »Holla, ihr unmanierlichen Tiere, ihr Sklaven, ihr Almosenempfänger seines gnädigen Vaters, wisst ihr nicht, was sich schickt? Auf die Knie, sage ich, einer wie der andere, und beweist eure Ehrfurcht vor seiner königlichen Haltung und seiner Lumpenherrlichkeit!«

Mit wildem Toben fielen sie alle auf die Knie und höhnten ihr Opfer durch spöttische Ehrbezeugungen. Der Prinz versetzte dem ihm nächsten Knaben einen Fußtritt und rief heftig: »Nimm das vorläufig zum Lohn. Warte bis morgen, dann lasse ich einen Galgen bauen.«



Ja, das war kein Scherz mehr, das ging über den Spaß. Das Gelächter verstummte plötzlich und die Wut trat an die Stelle. Ein Dutzend Stimmen rief: »Greift ihn! In die Pferdeschwemme, in die Pferdeschwemme! Wo sind die Hunde? Hierher Leo! Hierher Packan!«

Nun folgte ein Schauspiel, das England noch nie gesehen hatte – die geheiligte

Person des Thronerben wurde von rohen Fäusten verprügelt und von den Hunden angefallen.

Als die Nacht hereinbrach, fand sich der Prinz wieder in dem dichtbebauten Teil der City. Sein Körper war wund, die Hände bluteten, und seine Lumpen waren mit Schmutz bedeckt. Weiter und weiter wanderte er und ihm wurde immer wirrer im Kopf und dabei war er so müde und kraftlos, dass er kaum einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Auch fragte er niemanden mehr nach dem Weg, da ihm seine Erkundigungen nur Grobheiten und keine Belehrung eingetragen hatten. Dabei sagte er halblaut vor sich hin: »Kehrichtshof, so hieß die Straße. Wenn ich nur den Weg dorthin fände, ehe meine Kräfte völlig erschöpft sind und ich zusammenbreche, denn dann bin ich gerettet: Seine Angehörigen werden mich aufs Schloss bringen und beweisen, dass ich keiner von ihnen bin, sondern der echte Prinz, und so werde ich wieder an den mir gebührenden Platz kommen.«

Ab und zu kehrte die Erinnerung an die Behandlung zurück, welche die rohen Knaben aus dem Christ-Hospital ihm hatten zuteil werden lassen, und er sagte: »Wenn ich einmal König bin, sollen sie nicht allein Brot und Obdach erhalten, sondern auch Unterricht. Ein voller Magen ist nichts wert, wenn Herz und Geist leer bleiben. Das will ich mir einprägen, damit mir die Erfahrung des heutigen Tages nicht verloren geht und mein Volk darunter leidet. Denn Belehrung macht das Herz weicher und erzeugt Milde und Barmherzigkeit.«*

Die Lichter wurden angezündet. Es begann zu regnen, der Wind erhob sich stärker, und die Nacht drohte nass und rau zu werden. Der obdachlose Prinz, der herumirrende Erbe des englischen Thrones ging immer weiter, immer tiefer in die schmutzigen Gassen, in denen Armut und Elend massenhaft beieinander wohnten.

Plötzlich packte ihn ein großer, betrunkener Kerl und sagte: »Bist du immer noch bei dieser Nachtzeit draußen! Ich wette, du hast wieder keinen Heller nach Hause gebracht. Wenn dem so ist, und ich dir nicht jeden Knochen in deinem mageren Gerippe entzweischlage, will ich nicht John Canty heißen!«

Der Prinz wand sich los, strich sich unwillkürlich die unerlaubt berührte Schulter, sagte aber schnell: »Seid Ihr wirklich sein Vater? Der gütige Himmel gebe, dass es so sei – dann holt ihn ab und bringt mich hin.«



»Sein Vater? Ich weiß nicht, was du damit sagen willst. Aber ich weiß, dass ich dein Vater bin, wie du bald Ursache haben wirst zu spüren.«

»Oh scherzt nicht, zögert nicht! Ich bin müde, ich blute. Ich kann es nicht aushalten. Führt mich zum König, meinem Vater, und er wird Euch reicher belohnen, als Ihr Euch vorstellen könnt. Glaubt es mir, Mann, glaubt es mir. Ich lüge nicht, ich rede die Wahrheit. Bietet mir die Hand und rettet mich! Ich bin wirklich der Prinz von Wales.«

Der Mann blickte verwundert auf den Knaben herunter, schüttelte dann den Kopf und sagte: »Er ist verrückt, ganz verrückt geworden!«, dann packte er ihn wieder und rief lachend und mit einem Fluch: »Aber verrückt oder nicht, ich und Großmutter

Canty werden dich windelweich hauen, so wahr ich lebe!« Dann zog er den verzweifelnden und sich widersetzenden Prinzen fort und verschwand mit ihm in einem Hof, auf dem es von altem und jungem Gesindel wimmelte.

5. KAPITEL

Tom als Königssohn

Als Tom allein in dem Zimmer des Prinzen zurückgeblieben war, machte er sich diese Gelegenheit zunutze. Vor dem großen Spiegel drehte er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite und bewunderte die schönen Kleider. Dann schritt er auf und ab, des Prinzen vornehme Haltung nachahmend, und beobachtete im Spiegel, wie er sich dabei anstellte. Darauf zog er den schönen Degen, verbeugte sich, küsste die Klinge und legte sie über die Brust: Alles so wie er es vor fünf oder sechs Wochen den edlen Ritter hatte tun sehen, bei der Begrüßung des Befehlshabers des Towers, als jener die hochgeborenen Lords von Norfolk und Surrey als Gefangene überlieferte. Tom spielte mit dem juwelenbesetzten Dolch, der ihm an der Seite hing. Er betrachtete die seltenen und kostbaren Schaustücke in dem Zimmer, setzte sich probeweise in einen der bequemen Sessel nach dem anderen und dachte, wie stolz er sein würde, wenn seine Spielgefährten aus dem Kehrichtshof ihn in dieser Pracht bewundern könnten. Er überlegte, ob sie ihm wohl Glauben schenken würden, wenn er ihnen nach seiner Heimkehr diese wunderbare Geschichte erzählte oder ob sie die Köpfe schütteln und meinen würden, seine überreizte Einbildungskraft hätte ihn schließlich um den Verstand gebracht.

Nach einer halben Stunde deuchte es ihn, dass der Prinz sehr lange ausbleibe, und nun fühlte er sich recht einsam. Er horchte, ob der Prinz nicht wiederkäme und sehnte ihn herbei. Es machte ihm keine Freude mehr, mit den hübschen Sachen zu spielen. Es wurde ihm unbehaglich zumute, unruhig und ängstlich. Was würde geschehen, wenn jemand käme und ihn in des Prinzen Kleidern sähe und dieser wäre nicht da, den Vorgang aufzuklären? Vielleicht hingen sie ihn gleich auf und untersuchten die Geschichte erst hinterdrein! Er hatte gehört, dass die Großen schnell mit der Strafe bei der Hand wären. Immer höher und höher stieg seine Besorgnis, und bebend öffnete er die Tür zu dem Vorzimmer mit dem Entschluss zu fliehen, den Prinzen aufzusuchen und sich von ihm schützen und befreien zu lassen. Sechs goldstrotzende Diener und zwei junge Pagen aus vornehmer Familie, so bunt gekleidet wie Schmetterlinge, sprangen auf und verneigten sich tief vor ihm. Schnell trat er wieder zurück und schloss die Tür.

»Sie machen sich nur über mich lustig«, dachte er. »Sie werden hingehen und mich anzeigen. Ach, warum bin ich hergekommen. Es wird mich das Leben kosten.«

Von banger Furcht erfüllt, ging er im Zimmer auf und ab, lauschte und fuhr bei dem geringsten Geräusch erschrocken zusammen. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und ein seidenglänzender Page meldete: »Lady Jane Grey!«

Die Tür schloss sich, und ein holdseliges, reich gekleidetes junges Fräulein eilte auf ihn zu. Aber plötzlich blieb sie stehen und sagte erschrocken: »Was fehlt Eurer Hoheit?«

Tom versagte die Stimme, doch er raffte alle Kraft zusammen und stammelte: »Oh erbarmet Euch meiner! Ich bin ja gar kein vornehmer Herr, sondern nur der arme Tom Canty aus dem Kehrichtshof in der Altstadt. Ich bitte Euch, bringt mich zu dem Prinzen, und er wird mir gnädig meinen zerlumpten Kittel wiedergeben und mich ungekränkt ziehen lassen. Ach, seid barmherzig und rettet mich!«

Der Knabe war dabei auf die Knie gesunken, und die erhobenen Augen und Hände gaben seinen Worten noch mehr Nachdruck.

Das junge Mädchen starrte ihn entsetzt an: »Mein Prinz auf den Knien und vor mir?« Dann eilte sie erschrocken davon. Tom sank verzweifelt zu Boden und murmelte: »Es hilft nichts! Mir bleibt keine Hoffnung. Nun werden sie kommen und mich greifen.«

Während er vor Furcht betäubt dalag, verbreiteten sich beängstigende Gerüchte im Schloss. Man flüsterte sich zu, denn hier flüsterte man nur, aber es ging von Diener zu Diener, von diesem Lord zu jener Lady, die langen Gänge herunter, von Stockwerk zu Stockwerk, von Saal zu Saal: »Der Prinz ist irrsinnig. Der Prinz ist verrückt!«

Bald stand in jedem Saal, in jeder Marmorhalle eine Gruppe reich gekleideter vornehmer Herren und Frauen beieinander oder geringere Leute, die sich eifrig in gedämpftem Ton unterhielten, und Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern. Plötzlich erschien ein hoher Hofbeamter, der durch die Gruppen schreitend feierlich verkündete:

»Im Namen des Königs! Bei Todesstrafe soll niemand auf das falsche und törichte Gerücht achten, noch darüber reden oder es weiter verbreiten. Im Namen des Königs!«



Das Geflüster hörte sofort auf, als ob die Flüsternden mit einem Mal den Gebrauch der Sprache verloren hätten.

Bald darauf wurde eine allgemeine Aufregung in den Gängen bemerkbar: »Der Prinz!«, hieß es. »Der Prinz kommt!«

Der arme Tom schritt langsam durch die sich tief verbeugenden Gruppen, versuchte die Grüße zu erwidern und betrachtete mit verwunderten, traurigen Augen die ihm unbekannte Umgebung. Ihm zur Seite schritten zwei der Großen des Reiches, die ihm den Arm geboten hatten, sich darauf zu stützen, damit er nicht strauchelte. Ihnen folgten die Leibärzte und einige Diener.

Nach kurzer Zeit sah sich Tom in einem hohen Gemach und hörte eine Tür hinter

sich schließen. Diejenigen, die ihn hergeleitet hatten, stellten sich im Kreis um ihn auf. Unfern von ihm lag auf einem Ruhebett ein sehr großer, sehr dicker Mann, dessen Gesicht breit und gedunsen aussah und einen finsteren Ausdruck zeigte. Sein buschiges Haar war grau, und der Backenbart, der wie ein Rahmen sein Gesicht umgab, war ebenfalls von grauer Farbe. Seine Kleider schienen aus reichem Stoff, waren aber alt und stellenweise abgenutzt. Das eine seiner geschwollenen Beine war mit Binden umwickelt und ruhte auf einem Kissen. Es herrschte tiefe Stille, und jeder, mit Ausnahme dieses Mannes, beugte unterwürfig den Kopf.

Der streng blickende Kranke war der gefürchtete Heinrich VIII. Er sagte – und seine Züge wurden sanft, als er redete: »Was höre ich, Lord Eduard, mein Prinz? Warum willst du mich, den guten König, deinen Vater, der dich liebt und auf Händen trägt, mit einem übel ersonnenen Scherz täuschen?«

Der arme Tom hatte sich zusammengenommen, so gut es seine Betäubung erlaubte, um die Rede zu verstehen. Aber als die Worte »mich den guten König« an sein Ohr klangen, erbleichte er und sank so geschwind auf die Knie, als hätte ihn ein Schuss niedergestreckt. Er hob die Hände und rief: »Du, der König! Ach, dann bin ich verloren!«

Diese Antwort brachte den König außer Fassung. Seine Augen wanderten betroffen von Gesicht zu Gesicht und blieben traurig auf dem vor ihm knienden Knaben haften. Dann erwiderte er in dem Ton schmerzlichster Enttäuschung: »Ach, ich hielt es für ein übertriebenes Gerücht. Aber ich fürchte, das ist es nicht.« Er seufzte tief auf und fuhr mit milder Stimme fort: »Komm her zu deinem Vater, mein Kind, dir ist nicht wohl.«

Tom wurde beim Aufstehen unterstützt, und demütig und zitternd nahte er sich der Majestät von England. Der König nahm das ängstlich blickende Gesicht in seine Hände, sah es eine Weile ernst und liebevoll an, als suche er nach den ersehnten Anzeichen der wiederkehrenden Vernunft, drückte dann den Lockenkopf an seine Brust und streichelte ihn zärtlich. Darauf fragte er: »Kennst du deinen Vater nicht, mein Kind? Brich mir nicht das Herz mit der Behauptung, du kennest mich nicht. Du kennst mich, nicht wahr?«

»Ja, du bist mein gestrenger Herr, der König, den Gott schützen möge!«

»Gut – gut – so ist’s recht – beruhige dich, zittere nicht so. Hier ist niemand, der dir weh tun möchte. Alle lieben dich. Es geht dir jetzt schon besser, der böse Traum verfliegt – meinst du nicht? Und du weißt jetzt auch, wer du bist, nicht wahr? Du wirst dir keinen unrichtigen Namen geben, wie man mir sagt, dass du es vorhin getan hast?«

»Ach, gestrenger Herr, habt die Gnade zu glauben, dass ich die reine Wahrheit sage. Ich bin der geringste deiner Untertanen, ein Bettelknabe, und durch ein seltsames Missgeschick hierhergekommen, wenn ich auch nicht daran schuld war. Ich bin noch so jung für das Sterben, und du könntest mich mit einem kleinen Wort retten. Ach, sprich es aus, Herr!«

»Sterben! Sprich nicht davon, meiner teurer Prinz. Beruhige, beruhige dein

verängstigtes Herz – du sollst nicht sterben.«

Mit einem Freudenruf sank Tom auf die Knie.

»Gott lohne deine Gnade, mein König. Er erhalte dich lange und segne dein Land!« Dann sprang er auf, sah die beiden Kammerherren vergnügt an und sagte: »Ihr habt's gehört. Ich soll nicht sterben. Der König hat es gesagt!« Alles blieb still. Die Anwesenden verbeugten sich nur ehrerbietig, aber niemand sagte ein Wort. Tom zögerte betroffen eine Weile, dann wendete er sich schüchtern an den König und fragte: »Darf ich jetzt gehen?«

»Gehen? Gewiss, wenn du es wünschest. Aber warum willst du nicht länger bei mir bleiben? Wo möchtest du hin?«

Tom schlug die Augen zu Boden und antwortete demutsvoll: »Ach, dann habe ich es missverstanden. Ich meinte, ich wäre freigelassen und da wollte ich nach Hause gehen. Es ist zwar nur ein elendes Loch, aber meine Mutter und die Schwestern sind da und darum zieht es mich doch hin; denn die Pracht und der Glanz hier, an den ich nicht gewöhnt bin – ach bitte Herr – lasst mich heim!«

Der König schwieg und sah ernst vor sich hin, und seine Züge wurden immer trauriger und sorgenvoller. Dann aber sagte er in etwas zuversichtlicherem Ton: »Vielleicht ist er nur in diesem einen Punkt gestört und sein Verstand ist im Übrigen klar. Gott gebe, dass dem so sei. Wir wollen einen Versuch anstellen.«

Dann richtete er eine Frage auf Lateinisch an Tom und dieser antwortete, wenn auch mangelhaft, in derselben Sprache. Der König war hocherfreut und zeigte es. Auch die Herren vom Hof und die Ärzte taten ihre Befriedigung kund. Der König sagte: »Es entsprach zwar nicht seiner Fähigkeit oder seinem Unterricht, aber es beweist doch, dass sein Geist, wenn er auch gelitten hat, nicht völlig verwirrt ist. Was meint Ihr dazu, Herr?«

Der angesprochene Arzt verneigte sich tief und sagte: »Majestät, es entspricht meiner eigenen Auffassung, dass es sich demgemäß verhält.«

Der König war froh, von sachkundiger Seite seine Meinung bestätigt zu hören. Er fuhr deshalb heiterer fort: »Jetzt gebt alle acht. Wir wollen ihn weiter prüfen.«



Er richtete eine Frage auf Französisch an Tom. Dieser stand einen Augenblick schweigend da, denn es brachte ihn in Verlegenheit, so viele Augen auf sich gerichtet zu sehen. Dann sagte er schüchtern: »Mit Verlaub, Eure Majestät, ich habe keine Kenntnis dieser Sprache.«

Der König sank auf sein Ruhebett zurück. Sein Gefolge eilte zu seiner Unterstützung herbei, aber er wies sie fort und sagte: »Lasst mich in Ruhe. Es ist nichts als ein leidiger Anfall von Schwäche. Richtet mich in die Höhe! So ist's genug. Komm hierher, mein Kind. Lehne dein armes gequältes Köpfchen an die Brust deines Vaters und beruhige dich. Du wirst bald wieder gesund sein. Es ist nur eine vorübergehende Verwirrung. Fürchte nichts, du wirst bald gesund.« Dann wendete er sich an die übrigen Anwesenden. Seine Freundlichkeit verschwand und aus seinen Augen schossen drohende Blitze: »Achtet alle auf meine Worte. Dieser mein Sohn ist irrsinnig, aber der Zustand wird nicht von Dauer sein. Überanstrengung beim Lernen ist schuld daran und dass er zu viel im Zimmer gewesen ist. Fort mit den Büchern und Lehrern! Sorgt dafür! Er soll sich mit Leibesübungen vergnügen, sich auf gesunde Weise die Zeit verkürzen. Dann wird sein Wohlbefinden zurückkehren.« Er richtete sich noch höher auf und fuhr nachdrücklich fort: »Er ist wahnsinnig. Aber es ist mein Sohn und der Erbe von England, und wahnsinnig oder gesund soll er regieren! Und höret weiter und verkündet es allerorten: Derjenige, welcher von seiner Krankheit spricht, vergeht sich

an dem Frieden und den Gesetzen dieser Reiche und kommt an den Galgen … Reicht mir zu trinken – ich verzehre mich vor Durst. Dieser Kummer nimmt mir alle Kräfte … Nehmt den Becher fort! Richtet mich auf. So ist's gut. Wahnsinnig soll er sein? Und wäre er es auch, ist er doch der Prinz von Wales und ich, der König, will es bestätigen. Noch heute Morgen soll er nach der althergebrachten Form feierlich in diese Würde eingesetzt werden. Diesen Befehl habt Ihr unverzüglich auszuführen, Lord Hertford.«

Einer der Edelleute kniete neben dem königlichen Ruhebett nieder: »Des Königs Majestät weiß, dass der erbliche Großmarschall von England als Staatsgefangener im Tower liegt. Es geziemet sich nicht, dass ein Angeklagter …«

»Schweigt! Beleidigt nicht mein Ohr mit dem verhassten Namen. Soll dieser Mensch ewig leben? Soll er mich hindern, meinen Willen durchzusetzen? Soll die Investitur des Prinzen unterbleiben, weil das Reich keinen Großmarschall hat, der ihn in seine Würde einzusetzen vermag, weil der Marschall ein Hochverräter ist? Nein, so weit soll es nicht kommen, bei der Macht Gottes! Lasst mein Parlament wissen, dass ich noch, ehe der nächste Morgen graut, Norfolks Todesurteil haben will, oder sie sollen es schwer büßen!«*

»Des Königs Wille ist Gesetz«, erwiderte Lord Hertford, erhob sich und trat an seinen früheren Platz zurück.

Allmählich wich der Zorn aus dem Gesicht des alten Königs und er sagte: »Gib mir einen Kuss, mein Prinz. Nun? … Was fürchtest du? Bin ich nicht dein zärtlicher Vater?«

»Du bist gütig zu mir, der ich unwürdig bin, oh mächtiger und gnädiger Herr: Das habe ich erfahren. Aber – aber es betrübt mich zu denken, dass jener sterben soll …«

»Ach, das sieht dir ähnlich. Das sieht dir ähnlich! Ich weiß, dein Herz ist unverändert, selbst wenn dein Geist getrübt ist, denn du bist immer milden Sinnes gewesen. Aber dieser Herzog steht zwischen dir und den dir zukommenden Ehren. Ein anderer, auf dem kein Makel haftet, soll seine hohe Würde einnehmen. Beruhige dich, mein Prinz. Plage deinen armen Kopf nicht mit dieser Angelegenheit.«

»Aber wäre ich nicht schuld an der Verkürzung seiner Tage? Er könnte sich lange des Lebens freuen, wenn ich nicht da wäre, mein hoher Herr?«

»Verbanne den Gedanken an ihn, mein Prinz. Er ist dessen nicht wert. Gib mir noch einen Kuss und dann geh an deine Spiele und Belustigungen, denn dein Leiden betrübt mich. Ich bin müde und bedarf der Ruhe. Geh mit deinem Oheim Hertford und deinem Gefolge, und komme wieder, wenn ich mich etwas erholt habe.«

Mit schwerem Herzen ließ sich Tom aus dem Gemach hinausgeleiten, und die letzten Worte gaben der noch immer still genährten Hoffnung, die Freiheit zurückzuerlangen, den Todesstoß. Wieder hörte er draußen das leise Gemurmel: »Der Prinz kommt. Der Prinz kommt!«

Sein Mut sank immer tiefer, während er die glänzenden Reihen der sich verbeugenden Höflinge durchschritt, denn er wusste nun, dass er ein Gefangener war und vielleicht lebenslang in diesem vergoldeten Käfig schmachten müsse als

einsamer, freudloser Prinz, wenn sich nicht Gott gnädig seiner erbarmte und ihn befreite.

Wohin er sich auch wendete, überall meinte er in der Luft den abgehauenen Kopf mit den ihm deutlich erinnerlichen Zügen des großen Herzogs von Norfolk zu sehen, und es war ihm, als blickten die Augen ihn vorwurfsvoll an.

Wie beglückend waren seine früheren Träume gewesen, aber diese Wirklichkeit war sehr traurig!

6. KAPITEL

Toms Ratgeber

Tom wurde in das größte Gemach einer zusammenhängenden prunkvollen Zimmerreihe geführt und veranlasst, sich zu setzen – was er sehr ungern tat, weil ältere und hochgestellte Männer in seiner Gegenwart standen. Er ersuchte sie, sich auch zu setzen. Aber sie drückten ihren Dank durch eine Verbeugung oder einige gemurmelte Worte aus und blieben stehen. Dennoch würde er seine Bitte erneut vortragen, wenn ihm nicht sein »Oheim«, der Graf von Hertford, zugeflüstert hätte: »Ich bitte Euch, besteht nicht darauf, mein Prinz, es ziemt ihnen nicht, in Eurer Gegenwart zu sitzen.«

Nun wurde der Lord St. John gemeldet, und nachdem er sich vor Tom tief verneigt hatte, sagte er: »Ich komme im Auftrag des Königs in einer Angelegenheit, die vertraulich behandelt werden soll. Will Eure Königliche Hoheit die Gnade haben, alle Anwesenden mit Ausnahme des Grafen von Hertford zu entlassen.«

Hertford, welcher merkte, dass Tom nicht wusste, was er zu tun habe, flüsterte ihm in das Ohr, nur ein Zeichen mit der Hand zu geben. Er brauche sich nicht bemühen zu reden, wenn er nicht wolle.

Als die Herren seines Hofstaats sich zurückgezogen hatten, sagte Lord St. John:

»Seine Majestät befiehlt, dass aus wohlerwogenen und gewichtigen Gründen zum Besten des Staates der Prinz seine Krankheit verbergen soll, soweit es in seiner Macht steht, bis dieselbe vorüber ist und er sich wieder seines früheren Wohlbefindens erfreut. Er soll gegenüber niemandem leugnen, dass er der wahre Prinz und Erbe von Englands Macht ist. Ferner soll er seine fürstliche Würde aufrechterhalten und die Ehrerbietung und die Huldigungen annehmen, die ihm von Rechts wegen und nach alter Sitte zukommen, ohne durch Worte oder Gebärde zu widerstreben. Er soll gegen niemand behaupten, dass er niederer Herkunft und geringen Standes sei, weil dies Wahnbilder einer überreizten Einbildungskraft sind. Er soll sich mit Fleiß bemühen, sich der ihm früher so genau bekannten Gesichter zu erinnern, und wenn ihm dies nicht gelingt, möge er schweigen, aber nicht durch Erstaunen oder ein anderes Zeichen verraten, dass er sie vergessen habe. Bei feierlichen Gelegenheiten, wenn er im Zweifel ist, was er tun oder reden soll, möge er der gaffenden Menge keine Unruhe zeigen, sondern Rat von Lord Hertford oder meiner Wenigkeit annehmen. Denn uns beiden hat der König befohlen, den Dienst bei Eurer Hoheit zu übernehmen und stets in der Nähe zu bleiben, bis uns der König dies Amt wieder abnimmt. So befiehlt des Königs Majestät und sendet Eurer Hoheit seinen Gruß und bittet, Gott möge Euch in Gnaden baldigst Heilung senden und Euch beständig in seiner heiligen Obhut halten.«

Lord St. John verbeugte sich wieder und trat beiseite. Tom antwortete darauf mit Ergebenheit: »Der König hat es befohlen. Niemand darf gegen seine Gebote

Einspruch erheben oder sie nach Belieben auslegen. Des Königs Wille soll geschehen!«

»Was den königlichen Befehl über die Bücher betrifft«, sagte Lord Hertford, »wie über andere ernste Beschäftigungen, so wird es vielleicht Eurer Hoheit genehm sein, die Zeit mit leichter Unterhaltung zu verbringen, damit Ihr nicht ermüdet auf das Bankett kommt und dadurch Schaden an der Gesundheit erleidet.«

Toms Gesicht zeigte Überraschung und Staunen, und er wurde rot, als er Lord St. Johns Augen mit traurigem Ausdruck auf sich gerichtet sah. Der Lord sagte:

»Dein Gedächtnis hat dich wieder im Stich gelassen, mein Herr, und du hast Überraschung verraten. Doch sei deshalb ohne Sorge, diese Schwäche wird mit der Krankheit verschwinden. Der Graf von Hertford erinnerte an das Bankett der City, dem der König vor mehr als zwei Monaten deine Gegenwart zugesagt hat. Besinnst du dich jetzt darauf?«

»Es schmerzt mich, bekennen zu müssen, dass ich es nicht weiß«, sagte Tom zögernd und errötete abermals.

In diesem Augenblick ließen sich die Prinzessin Elisabeth und Lady Jane Grey melden. Die beiden Lords wechselten einverständnisvolle Blicke, und Hertford eilte zur Tür. Als die jungen Fürstinnen eintraten, flüsterte er ihnen zu: »Ich bitte euch, meine Herrinnen, schenkt seinen Wunderlichkeiten keine Beachtung, erstaunt nicht, wenn sein Gedächtnis Lücken zeigt – ihr werdet mit Kummer sehen, wie jede Kleinigkeit ihn beunruhigt.«



Inzwischen flüsterte Lord St. John Tom ins Ohr: »Ich bitte Euch, Herr, denkt an des Königs Befehl. Ruft Euch alles, was Ihr könnt, in das Gedächtnis zurück oder gebt Euch wenigstens den Anschein, Euch der Tatsachen zu erinnern. Lasst sie nicht merken, wie sehr Ihr Euch verändert habt, denn Ihr wisst wie herzlich gut Euch Eure Spielgefährtinnen sind und wie diese Veränderung sie schmerzen muss. Ist es Euch genehm, dass ich anwesend bleibe, Hoheit, ich und Euer Oheim?«

Tom gab seine Zustimmung durch eine Handbewegung und ein halblautes Ja zu erkennen, denn er bemühte sich ernstlich, die ihm aufgezwungene Rolle zu lernen, und beschloss, in seinem gehorsamen Gemüt des Königs Willen nach besten Kräften auszuführen.

Doch trotz aller Vorsicht geriet die Unterhaltung zwischen den drei jungen Leuten zeitweise ins Stocken. Ja mehr als einmal war Tom nahe daran, den Mut zu verlieren und gerade heraus zu erklären, dass er den Prinzen nicht spielen könne. Bald aber rettete ihn der Takt der Prinzessin Elisabeth, oder ein Wink, den die beiden wachsamen Lords scheinbar zufällig erteilten, kam ihm zu Hilfe. Doch einmal setzte ihn die kleine Lady Jane Grey durch folgende Frage in Verlegenheit: »Hast du heute schon Ihrer Majestät der Königin deine Aufwartung gemacht, mein Prinz?«

Tom zögerte, sah verlegen zu Boden und wollte auf gut Glück eine Antwort geben, als Lord St. John für ihn das Wort ergriff und mit der Gewandtheit eines Höflings, der nie verlegen ist, schwierige Klippen zu umschiffen, für ihn antwortete: »Der Prinz hat es getan, Gnädigste, und die Königin hat ihn sehr beruhigt über das Befinden Seiner Majestät, nicht wahr, Hoheit?«

Tom murmelte etwas, das für eine Bestätigung gelten konnte, aber er fühlte, dass er auf unsicheren Boden geriet. Als es dann später zur Sprache kam, dass er gegenwärtig keinen Unterricht haben sollte, rief das kleine Fräulein: »Wie schade! Wie schade! Du warst so gut im Zuge. Aber habe nur eine kurze Zeit lang Geduld. Du wirst doch noch so ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit werden wie dein Vater, und deine Zunge wird so viele Sprachen beherrschen wie die seine, mein teurer Prinz.«

»Mein Vater!«, rief Tom, der für einen Augenblick aus der Rolle fiel. Er kann ja nicht einmal ordentlich Englisch reden, und seine Gelehrsamkeit …«

Er sah auf, begegnete Lord St. Johns warnendem Blick, hielt inne, errötete und fuhr leise und traurig fort: »Ach, meine Krankheit verfolgt mich wieder und mein Geist ist nicht klar. Ich wollte nichts Respektloses gegen den König sagen.«

»Das wissen wir, Prinz«, sagte die Prinzessin Elisabeth, nahm ihres Bruders Hand zwischen die eigenen und streichelte sie freundlich und ehrerbietig. »Darüber mache dir keine Sorgen. Es ist nicht deine Schuld, nur die der Krankheit.«

»Ihr seid eine milde Trösterin, edles Fräulein«, sagte Tom dankerfüllt. »Mein Herz ist Euch dafür erkenntlich, und ich wage es, dies auszusprechen.«

Die mutwillige kleine Lady Jane rief bald darauf Tom eine bekannte griechische Redensart zu, doch Prinzessin Elisabeth sah an seinem verdutzten Ausdruck, dass er nichts davon verstand. Deshalb erwiderte sie statt seiner den kurzen Satz mit einer längeren wohlgesetzten Rede und gab der Unterhaltung eine andere Wendung.

So verging die Zeit angenehm und im Ganzen ohne Anstoß. Tom geriet immer seltener auf Klippen und in Untiefen und wurde dadurch ruhiger und unbefangener, da er die Prinzessinnen so liebevoll bemüht sah, ihm beizustehen und seine Missgriffe nicht zu beachten. Als im Lauf der Unterhaltung herauskam, dass die jungen Fürstinnen ihn zu dem Bankett des Lord-Mayor begleiten würden, jubelte sein Herz froh und erleichtert auf, denn er fühlte, dass er nicht vereinsamt unter all den Fremden sein würde, während ihm eine Stunde früher ihr Geleit noch einen unerträglichen Schrecken eingeflößt haben würde.

Toms Schutzengel, die beiden Lords, waren von dem Verlauf der Zusammenkunft

minder befriedigt, wie die übrigen Beteiligten. Es war ihnen zumute, als lotsten sie ein großes Schiff durch einen gefährlichen Kanal. Sie wachten beständig über ihn und fanden, dass ihr Amt kein Kinderspiel sei. Als daher gegen Ende des Besuches der jungen Damen auch noch Lord Guilford Dudley gemeldet ward, schien ihnen nicht nur ihr Pflegling bereits ziemlich ermüdet, sondern sie fühlten sich auch nicht stark genug, mit ihrem schwer zu lenkenden Schiff die Fahrt von Neuem zu beginnen. Daher erteilten sie Tom in ehrerbietiger Weise den Rat, sich entschuldigen zu lassen, ein Wink, den er nur zu gern befolgte, obgleich die kleine Lady Jane etwas enttäuscht dreinblickte, als dem glänzenden jungen Kavalier der Zutritt versagt wurde. Es entstand nun eine Pause, eine Art erwartungsvoller Stille, die Tom nicht zu deuten wusste. Er blickte Lord Hertford an, der ihm ein Zeichen gab, das er aber auch nicht verstand. Die gewandte Elisabeth kam ihm mit ihrem schnellen Blick und ihrer Anmut zu Hilfe. Sie verneigte sich und sagte: »Hat der Prinz die Gnade, uns zu verabschieden?«

»Was ihr von mir wünschet, edle Damen, soll geschehen. Doch gewährte ich euch gern jeden anderen Wunsch als die Erlaubnis, mir das Licht und den Segen eurer Gegenwart zu entziehen! Ich wünsche euch guten Abend und Gott sei mit euch!« Er musste innerlich bei dem Gedanken lächeln: »Es ist nicht unnütz gewesen, dass ich in meinen Gedanken und in den Büchern mich nur mit Königskindern beschäftigt habe, und dass meine Rede etwas von der höflichen und blumenreichen Ausdrucksweise angenommen hat, die hier gesprochen wird.«

Als sich die hochgeborenen jungen Mädchen entfernt hatten, wendete sich Tom ermüdet an seine Pfleger: »Mit Verlaub, ihr Herren, erteilt mir Erlaubnis, mich zurückzuziehen und zu ruhen.«

»Mit Verlaub, Eure Hoheit hat nur zu befehlen«, entgegnete Lord Hertford. »Und wir haben zu gehorchen. Die Ruhe ist Euch allerdings vonnöten, da Euch noch die Fahrt in die City bevorsteht.«

Er berührte eine Glocke und ein Page erschien, der den Befehl erhielt, Sir William Herbert kommen zu lassen. Dieser Herr erschien sofort und geleitete Tom zu einem ruhigeren Zimmer. Tom wollte hier einen Becher Wasser trinken. Aber ein in Seide und Samt gekleideter Diener kam ihm zuvor, ließ sich auf ein Knie nieder und reichte ihm den Becher auf einem goldenen Teller.

Nun setzte sich der ermüdete Gefangene, wollte sich die Schuhe ausziehen und bat mit einem schüchternen Blick um Erlaubnis, es tun zu dürfen. Aber ein zweiter ebenso gekleideter Diener kniete zu Toms Bestürzung vor ihm nieder und befreite ihn dieser Mühe. Nachdem er noch einige andere Versuche gemacht hatte, sich selbst zu bedienen, die aber jedes Mal schnell vereitelt wurden, ergab er sich schließlich mit einem Seufzer und dachte: »Zum Kuckuck, sie werden mir auch noch das Atmen abnehmen!« Mit Pantoffeln an den Füßen und in einen weichen Schlafrock gehüllt, legte er sich schließlich nieder. Doch er konnte nicht schlafen, denn er hatte den Kopf zu voll von Sorgen, und es waren zu viele Leute im Zimmer. Die Ersteren ließen sich nicht verjagen, und er wusste auch nicht, wie er die Dienerschaft loswerden könnte – zu seinem großen Leidwesen und auch zu dem ihren.

Nachdem Tom sich entfernt hatte, waren seine beiden vornehmen Pfleger allein geblieben. Sie sahen eine Zeit lang nachdenklich vor sich nieder, schüttelten den Kopf, und dann begann Lord St. John: »Aufrichtig gesagt, was denkt Ihr?«

»Nun gerade herausgesagt Folgendes: Der König ist seinem Ende nahe. Mein Neffe ist verrückt – wird wahnsinnig den Thron besteigen, und ein wahnsinniger König sein. Gott schütze England, denn es wird Seines Beistandes bedürfen!«

»Danach sieht es freilich aus. Aber … aber … Ihr zweifelt also nicht, dass …« Lord St. John zögerte und hielt plötzlich inne. Er war sich bewusst, dass er auf unsicherem Boden wandelte. Lord Hertford blieb vor ihm stehen und sah ihn freimütig und klaren Blicks an: »Fahrt fort – hier hört Euch niemand außer mir. Was für Zweifel meint Ihr?«

»Es widerstrebt mir, meinen Gedanken Ausdruck zu geben, Graf. Auch bitte ich um Vergebung, wenn ich Anstoß errege. Aber ist es nicht seltsam, dass der Wahnsinn so völlig Haltung und Betragen bei ihm verändert hat. – Allerdings sind Anstand und Sprache noch immer vornehm, aber sie weichen in Kleinigkeiten und Nebensachen wesentlich von seinem früheren Benehmen ab. Ist es nicht seltsam, dass er in seiner Verrücktheit die Züge seines Vaters nicht mehr kannte; dass er nicht mehr weiß, welche Ehrbezeugungen ihm von Seiten seiner Umgebung gebühren; dass er sich noch des Latein erinnert, aber nicht mehr Griechisch und Französisch kann? Ich bitte Euch, Graf, nehmt mir diese Unruhe; ich würde Euch zu tiefster Dankbarkeit verpflichtet sein. Es will mir nicht aus dem Sinn, dass er sagte, er wäre nicht der Prinz, und daher …«

»Schweigt, mein Lord, das ist Hochverrat. Kennt Ihr nicht den Befehl des Königs. Bedenkt, ich mache mich Eures Vergehens mitschuldig, wenn ich Euch auch nur anhöre.«

St. John erblasste und lenkte ein: »Ja, ich tat Unrecht. Verratet mich nicht, gewährt mir gnädig diese Gunst, und ich will von dieser Sache weder reden noch daran denken. Verfahrt nicht hart mit mir, sonst bin ich verloren.«

»Lasst es gut sein. Wenn Ihr nicht wieder solche Reden führt, gegenüber mir oder anderen, so sollen diese Worte sein, als wären sie nie gesprochen. Aber Ihr braucht Euch auch nicht mit solchen Zweifeln zu quälen. Er ist der Sohn meiner Schwester und seine Stimme, sein Gesicht, seine Gestalt sind mir von klein auf bekannt. Der Wahnsinn vermag all solche Absonderlichkeiten zu erzeugen, wie Ihr an ihm beobachtet habt, und noch ärgere. Erinnert Euch des alten Baron Marley, der im Wahnsinn vergessen hatte, wie er selbst aussah, obwohl er sein Gesicht seit sechzig Jahren kannte, und der sich für einen anderen hielt, ja sogar behauptete, er sei der Sohn von Maria Magdalena und sein Kopf bestände aus spanischem Glas. Deshalb mochte er nicht, dass jemand ihn berührte, damit ihn nicht eine ungeschickte Hand aus Versehen zerbräche. Beruhigt Eure Besorgnisse, mein lieber Lord. Es ist der echte Prinz – ich weiß es genau – und er wird bald Euer König sein. Es wird Euch mehr helfen, diesen Umstand im Auge zu behalten und darüber nachzudenken, als jenes Bedenken.«

Nach einer etwas längeren Unterhaltung, in der Lord St. John, so gut es gehen

wollte, seinen Missgriff auszugleichen versuchte, indem er behauptete, seine Überzeugung stehe jetzt fest und könne nicht wieder durch Zweifel angefochten werden, erteilte Lord Hertford seinem Mitpfleger Urlaub und setzte sich hin, um den Prinzen allein zu bewachen. Bald war er in tiefes Nachdenken versunken. Doch je länger er überlegte, desto unerklärlicher wurden ihm die Vorgänge. Schließlich stand er wieder auf, ging im Zimmer hin und her und murmelte: »Torheit, es muss der Prinz sein. Wird irgendjemand im ganzen Land glauben, dass es eine solche wunderbare Zwillingsähnlichkeit bei Knaben geben könnte, die nicht einmal verwandt wären? Und angenommen, es gäbe diese Ähnlichkeit, wäre es nicht ein noch wunderbarerer Zufall, dass der eine mit dem anderen ausgetauscht sein sollte. Nein, diese Annahme ist abgeschmackt, ganz abgeschmackt.«

Dann überlegte er weiter: »Wäre er ein Betrüger und gäbe sich für den Prinzen aus, das ließe sich begreifen. Das läge in der Natur der Sache. Aber hat es je einen Betrüger gegeben, der, wenn ihn der König, der ganze Hof, jeder der ihn sieht, Prinz nennt, der dann seine Würde ableugnet und gegen die Huldigungen Einspruch erhoben hat? Nein! Bei St. Swithin, nein! Es ist der rechte Prinz, aber er ist wahnsinnig.«

7. KAPITEL

Die königliche Tafel

Bald nach ein Uhr unterwarf sich Tom ohne Murren seinem Schicksal, für die Tafel angekleidet zu werden. Er ward ebenso schön wie morgens angezogen, aber jedes Kleidungsstück wurde gewechselt von der Halskrause bis auf die Strümpfe. Dann führte man ihn mit großer Feierlichkeit in einen geräumigen, reich geschmückten Saal, in dem ein Tisch für eine Person gedeckt war. Das Tischbesteck bestand aus massivem Gold und war von so kunstvoller Arbeit, dass sein Wert dadurch ganz unermesslich erhöht wurde, denn es war ein Werk des Benvenuto.

Der Raum war halb gefüllt mit edlen Herren, die dem Prinzen aufzuwarten hatten. Ein Kaplan sprach das Tischgebet, und Tom wollte eben zulangen, denn der Hunger plagte ihn bereits, als er daran von dem Grafen von Berkeley gehindert wurde, der ihm das Mundtuch um den Hals befestigte. Denn das Amt, es dem Prinzen von Wales umzulegen, war erblich in der Familie dieses Edelmannes. Toms Mundschenk war auch bei der Hand und hinderte jeden Versuch, sich den Wein eigenhändig einzugießen. Auch der Vorschmecker Seiner Hoheit des Prinzen von Wales war da, um auf Verlangen jedes verdächtig scheinende Gericht zu kosten, auf die Gefahr hin, selbst vergiftet zu werden. In jener Zeit wurden seine Dienste nur selten gefordert und er war nur des Herkommens wegen anwesend, aber ein paar Menschenalter früher war das Amt des Kosters ein gefahrvolles und eine nicht gerade begehrenswerte Würde. Warum man für diesen Zweck nicht einen Hund verwendet, scheint unerfindlich, aber das höfische Zeremoniell ist überhaupt unbegreiflich. Lord d'Arcy, der erste Kammerjunker, war da, um irgendeinen Dienst zu leisten, welchen – ist nicht mehr bekannt; aber jedenfalls war er da. Auch der Obermundschenk war da, stand hinter Toms Stuhl und schaute der Feierlichkeit zu, die unter dem Befehl des Lord Küchenmeisters und des Erb-Truchsess vonstatten ging, welche ebenfalls in der Nähe standen. Tom besaß außerdem dreihundertvierundachtzig Diener; doch sie waren nicht alle gegenwärtig, sogar nicht einmal ein Viertel von ihnen, und außerdem hatte Tom keine Ahnung von ihrem Vorhandensein.

Allen den Anwesenden war während der letzten Stunde eingeschärft worden, nicht zu vergessen, dass der Prinz augenblicklich gestört sei. Sie sollten daher kein Staunen über all seine Wunderlichkeiten verraten. Diese sogenannten Wunderlichkeiten wurden ihnen bald genug offenkundig, aber sie erregten nur ihr Bedauern und ihr Mitgefühl, nicht ihre Lachlust. Es war ihnen vielmehr ein tiefer Kummer, ihren geliebten Prinzen von dieser Geistesverwirrung heimgesucht zu sehen.

Der arme Tom griff mit den Fingern in die Teller, doch niemand lächelte darüber oder schien es auch nur zu bemerken. Er betrachtete sein Mundtuch staunend und voller Bewunderung, denn es war sehr fein und kunstvoll gewebt. Dann sagte er

bescheiden: »Bitte schön, nehmt es fort, damit ich es in meinem Ungeschick nicht beschmutze.«

Der Erbmundtuchumbinder nahm es mit ehrerbietiger Miene ab, ohne durch Wort oder Blick Einspruch zu erheben.

Tom sah die Rüben und den Lattich forschend an und erkundigte sich, was es wäre und ob man es essen könne; denn erst seit Kurzem wurden diese Gewächse in England gezogen, bisher hatte man sie als kostbare Leckerbissen aus Holland eingeführt.*

Seine Frage wurde ernst und ehrfurchtsvoll beantwortet. Als der Nachtisch aufgetragen worden war, steckte er sich die Taschen voller Nüsse, doch niemand schien es zu sehen und Anstoß daran zu nehmen. Aber im nächsten Augenblick wurde er selbst darüber stutzig und konnte seine Verlegenheit nicht verbergen, denn es war das Einzige, das er während der ganzen Mahlzeit eigenhändig hatte tun dürfen, und er zweifelte nicht, dass es eine sehr unpassende und unfürstliche Handlung gewesen war. In diesem Augenblick fingen die Muskeln seiner Nase zu zucken an und die Spitze dieses Organs sich zusammenzuziehen und zu rümpfen. Und je länger es dauerte, desto größer wurde Toms Sorge, was er machen solle. Flehend blickte er bald den einen, bald den anderen der um ihn stehenden Lords an und ihm traten die Tränen in die Augen. Die Herren eilten mit erschrockenen Gesichtern auf ihn zu und baten, ihnen die Ursache seines Leids zu klagen. Da sagte Tom mit unverkennbarer Angst: »Ich bitte um Vergebung: Meine Nase kribbelt so sehr. Was ist Gebrauch und Sitte in diesem Fall? Aber bitte, beeilt euch mit eurer Antwort; denn ich kann es bald nicht länger ertragen.«

Niemand lächelte, aber sie waren in großer Verlegenheit und blickten einander ratlos an. Es musste ein solcher Fall noch nie vorgekommen sein, denn keiner vermochte zu sagen, wie man aus dieser Schwierigkeit herauskommen könne. Der Zeremonienmeister war nicht anwesend, und niemand wagte sich ohne Richtschnur auf ein so unsicheres Gebiet hinaus oder getraute sich ein so schwieriges Problem zu lösen. Ein Erbamt für das Kratzen gab es leider nicht! Inzwischen waren die Tränen dicker hervorgequollen und fingen an, über Toms Wangen herunterzufließen. Die juckende Nase verlangte immer heftiger nach einer Erleichterung. Schließlich durchbrach die Natur die Schranken der Etikette. Tom flehte den Himmel im Stillen um Vergebung an, wenn er damit ein Unrecht tue, rieb sich selbst die Nase und erleichterte damit auch die sorgenschweren Gemüter seines Hofstaats.



Nachdem das Mahl beendet war, hielt ihm ein Lord eine große flache goldene Schüssel hin, die mit duftendem Rosenwasser gefüllt war, um Mund und Finger zu säubern und der Erbmundtuchhalter stand mit dem Handtuch zum Abtrocknen daneben. Tom sah die Schüssel ein paar Augenblicke verblüfft an. Dann hob er sie an die Lippen und trank einen Schluck. Doch schnell reichte er sie dem diensttuenden Edelmann zurück mit den Worten: »Nein, das schmeckt mir nicht, mein Lord. Es riecht zwar gut, aber es ist weichlich.«

Dieser neue Beweis der Geistesgestörtheit des Prinzen war allen Anwesenden ein tiefer Kummer, aber der schmerzliche Vorgang reizte niemanden zum Lachen.

Den nächsten unbewussten Verstoß beging Tom dadurch, dass er aufstand von der Tafel, gerade als der Kaplan hinter seinen Stuhl getreten war, die Hände erhoben, die aufwärts gerichteten Augen geschlossen hatte, und ein Danksagungsgebet verrichten wollte. Dennoch ließ es sich niemand anmerken, dass der Prinz etwas Ungewöhnliches getan habe.

Auf seinen eigenen Wunsch hin wurde unser guter Tom nun in sein Privatkabinett geführt und sich selbst überlassen. An dem Holzgetäfel hingen dort an Haken verschiedene Teile einer glänzenden Stahlrüstung, welche über und über mit Gold kunstvoll eingelegt war. Dieser kriegerische Schmuck gehörte dem echten Prinzen, und er hatte ihn kürzlich von Katharina Parr, der jetzigen Königin zum Geschenk erhalten. Tom legte die Bein- und Armschienen an und setzte den mit einem Federbusch geschmückten Helm auf sowie die anderen Stücke, die er ohne Beistand befestigen konnte. Einen Augenblick war er geneigt, jemand zu Hilfe zu rufen, um sich vollständig rüsten zu lassen. Dann aber fielen ihm die Nüsse ein, die er bei Tisch eingesteckt hatte, und wie vergnüglich es sein müsse, sie zu essen, ohne eine ganze Schar von Erbämtern um sich zu haben, die ihm dabei zusähen und ihm mit unerwünschten Dienstleistungen lästig fielen. Deshalb hing er die verschiedenen Waffenstücke wieder an ihre Plätze, knackte die Nüsse und fühlte sich zum ersten Mal von Herzen glücklich, seit ihn Gott zur Strafe für seine Missetaten zum Prinzen gemacht hatte. Als er keine Nüsse mehr hatte, fielen ihm in einem Wandschrank einige schöne Bücher in die Augen, und darunter war eins über die Etikette am englischen Hof. Das war ein willkommener Fund. Er legte sich auf ein weiches Ruhebett und fing an, sich mit lebhaftem Eifer zu unterrichten. Wir wollen ihn für eine Zeit lang bei dieser Beschäftigung lassen.

8. KAPITEL

Das große Staatssiegel

Gegen fünf Uhr erwachte Heinrich VIII. unerquickt aus unruhigem Schlaf und flüsterte halblaut: »Quälende Träume! Quälende Träume! Mein Ende rückt heran: Diese Traumgesichter verkünden es mir und mein stockender Pulsschlag bestätigt es.« Dann aber zuckte ein boshaftes Licht in seinen Augen auf, als er vor sich hinmurmelte: »Aber ehe ich sterbe, soll er mir im Tod vorangehen.«

Da seine Umgebung bemerkte, dass er erwacht war, fragte einer der Herren, ob es sein Wille sei, den Lord-Kanzler zu sehen, der im Vorzimmer warte.

»Führt ihn herein, führt ihn herein!«, gebot der König.

Der Lord-Kanzler trat ein, kniete neben dem Lager des Königs nieder und sagte: »Ich habe den Befehl erlassen und nach des Königs Willen sind die Pairs jetzt in ihren Staatskleidern an der Schranke des Hauses versammelt, wo sie, nachdem sie die Verurteilung des Herzogs von Norfolk ausgesprochen haben, in Demut erwarten, was Eure Majestät weiter in dieser Angelegenheit zu bestimmen geruht.«

Eine grausame Freude leuchtete aus dem Antlitz des Königs.

»Richtet mich auf!«, sagte er. »In eigener Person werde ich vor meinem Parlament erscheinen, und mit eigener Hand will ich das Urteil untersiegeln, das mich befreit von …«

Die Stimme versagte ihm. Eine fahle Blässe überflog die geröteten Wangen. Seine Diener lehnten ihn wieder in die Kissen zurück und wendeten schnell stärkende Mittel an. Bald darauf sagte er mit klagender Stimme: »Ach, wie habe ich nach dieser beglückenden Stunde verlangt, nun kommt sie leider zu spät, und ich werde diesen Triumph nicht völlig auskosten. Aber eilt Euch, eilt Euch. Lasst andere die Handlung verrichten, die selbst zu tun mir versagt ist. Ich übergebe das Staatssiegel einer Kommission. Wählet Ihr die Lords, aus denen sie zusammengesetzt werden soll und macht Euch an die Arbeit. Hurtig, Mann, ehe die Sonne auf- und wieder untergeht, sollt Ihr mir sein abgeschlagenes Haupt bringen, damit ich es sehen kann.«

»Es soll geschehen, wie der König befiehlt. Nur wolle Eure Majestät anzuordnen geruhen, dass mir das Siegel wieder übergeben werde, damit ich die Angelegenheit weiter betreiben kann.«

»Das Siegel? Wer hätte das Siegel in Verwahrung außer dir?«

»Eure Majestät möge sich daran erinnern, dass Ihr selbst es mir vor zwei Tagen abgenommen habt mit der Bemerkung, es solle nicht mehr gebraucht werden, bis Eure königliche Hand es unter das Todesurteil des Herzogs von Norfolk setzte.«

»Das habe ich allerdings getan, ich erinnere mich dessen … Aber wo ist das Siegel hingekommen … Ich bin sehr schwach … Das Gedächtnis lässt mich jetzt oft im Stich. Seltsam … Seltsam …«

Die Worte des Königs wurden immer leiser und undeutlicher. Er schüttelte von Zeit zu Zeit sein ergrautes Haupt und versuchte, sich zu erinnern, was er mit dem Siegel getan habe. Schließlich raffte Lord Hertford seinen Mut zusammen, kniete nieder und wagte es, dem Gedächtnis des Königs zu Hilfe zu kommen.

»Majestät, darf ich mir die Kühnheit erlauben zu sagen, dass mehrere der Anwesenden so wie ich selbst uns entsinnen, dass Eure Majestät das große Staatssiegel dem Prinzen von Wales übergeben hat, dass er es aufheben möge bis …«

»Recht, ganz recht!, unterbrach ihn der König. »Holet es! Schnell! Die Zeit fliegt!«

Lord Hertford eilte zu Tom, kehrte aber binnen Kurzem mit verstörter Miene und leeren Händen zurück, und ließ sich folgendermaßen vernehmen: »Es schmerzt mich, mein Herr und König, so unwillkommene und trübe Kunde zu bringen. Aber es ist Gottes Wille, dass die Umnachtung noch nicht von dem Prinzen gewichen ist, und er sich nicht erinnern kann, das Siegel erhalten zu haben. Darum kehre ich schnell zurück, diese Botschaft zu bringen, denn ich glaube, es würde viel kostbare Zeit verloren gehen und obendrein erfolglos sein, wollte man die lange Reihe der Gemächer Seiner Hoheit durchsuchen.«

Ein tiefer Seufzer ließ den Lord innehalten, und nach einer Weile sagte der König mit traurigem Ton: »Quälet das arme Kind nicht. Die Hand Gottes liegt schwer auf ihm, und mein Herz ist von innigem Mitleid erfüllt und von Kummer, dass ich sein Leiden nicht auf meine eigenen erprobten alten Schultern nehmen und ihm dadurch Frieden verschaffen kann.«

Er schloss die Augen, redete halblaut vor sich hin und verstummte dann. Nach einiger Zeit öffnete er die Augen wieder und sah mit wirrem Blick um sich, bis er den knienden Lord-Kanzler erkannte. Da färbte Zornesröte sein Antlitz:

»Wie, du bist immer noch hier! Bei dem allmächtigen Gott, wenn du die Hinrichtung dieses Verräters nicht betreibst, so soll deine Bischofsmütze morgen den Kopf nicht mehr finden, den sie zu zieren gewohnt war …«

Der zitternde Kanzler flehte:

»Gnade, Majestät! Ich warte auf das Siegel!«

»Mensch, bist du von Sinnen? Das kleine Siegel, das ich ehedem mit mir auf Reisen zu nehmen pflegte, liegt in meiner Schatzkammer. Da das große Siegel fort ist, muss es genügen. Hast du den Verstand verloren? Geh! Und lasse dich nicht wieder blicken, ehe du mir seinen Kopf bringst.«

Der so bedrohte Kanzler zögerte nicht, sich aus dieser gefährlichen Nähe zu entfernen. Zudem verlor die Kommission keine Zeit, dem Urteil des sklavisch gesinnten Parlaments die königliche Zustimmung zu erteilen und anzuordnen, dass am nächsten Tag der unglückliche Herzog von Norfolk, der erste Pair des englischen Reiches, enthauptet werden solle.*

9. KAPITEL

Der Festzug auf der Themse

Um neun Uhr abends strahlte die ganze, zur Themse hin gelegene Seite des Schlosses in hellstem Lichterglanz. Der Fluss selbst war, soweit das Auge in Richtung der Stadt blickte, mit Fährbooten und Lustgondeln bedeckt, welche Reihen von farbigen Lampen trugen; und die Fahrzeuge wiegten sich sanft auf der Flut, dass der Wasserspiegel einem unermesslichen Feld von leuchtenden Blumen glich, die im Sommerwind sanft hin und her schwankten. Die große steinerne Treppe, welche zum Wasser hinunterführt, und die geräumig genug war, die Armee eines deutschen Fürstentums aufzunehmen, bot ein glänzendes Bild mit ihren Scharen reich gekleideter Diener, die geschäftig auf und ab eilten.

Plötzlich ertönte ein Befehl und sogleich verschwanden alle lebenden Wesen von den Stufen. Erwartungsvolles Schweigen herrschte ringsum. Soweit der Blick reichte sah man die zahllosen Insassen der Boote aufstehen, die Hände vor die Augen halten, um nicht von den Laternen und Fackeln geblendet zu werden, und unverwandt zum Schloss blicken. Eine Reihe von vierzig oder fünfzig Staatsbarken fuhr an der Wassertreppe vor. Sie waren reich vergoldet, das hohe Vorder- und Hinterteil mit kunstvollem Schnitzwerk verziert. Einige waren mit Flaggen und Bannern behängt, andere zeigten die Wappen auf Goldstoff gestickt oder in kunstvoller Weberei, wieder andere hatten seidene Wimpel, an denen zahllose Silberglöckchen befestigt waren, die bei jeder Bewegung der Luft helle, fröhliche Musik ertönen ließen. Andere waren noch reicher geschmückt, da sie den Edelleuten aus dem unmittelbaren Gefolge des Prinzen gehörten: Sie zeigten an den Seiten eine Reihe von Schildern, auf denen die Wappen der Eigentümer prächtig gemalt waren. Jede Staatsbarke wurde von einem Schleppschiff gezogen, in dem sich nicht nur die Ruderer befanden, sondern auch eine Anzahl Bewaffneter in glänzendem Helm und Brustharnisch, sowie eine Gesellschaft von Spielleuten.

Als Vortrupp des erwarteten Zugs trat jetzt eine Abteilung von Hellebardieren aus dem großen Schlosstor. Sie hatten schwarz und braungelb gestreifte Kniestrümpfe, Samtmützen, die zu beiden Seiten mit silbernen Rosen geschmückt waren, und Koller von rotbraunem und blauem Tuch, das auf der Brust und dem Rücken die drei Federn, das Wappenzeichen des Prinzen, in Goldstickerei zeigte. Die Schäfte ihrer Hellebarden waren mit karmesinfarbenem Samt überzogen, der mit goldenen Nägeln befestigt war, und sie hatten oben einen Schmuck von Quasten. Nach rechts und links auseinandertretend bildeten die Krieger zwei lange Spaliere, die vom Schlosstor bis unten an das Flussufer reichten: Ein dickes gestreiftes Tuch oder ein Teppich wurde zwischen ihnen von Dienern aufgerollt, welche in die karmesinrot-goldene Livree des Prinzen gekleidet waren. Jetzt erschallte von drinnen ein Trompetenstoß. Die Spielleute auf dem Wasser antworteten darauf mit einem heiteren Vorspiel, und

Marschälle mit weißen Stäben traten langsamen und feierlichen Schrittes aus dem Portal. Ihnen folgte ein Beamter, der das Zepter, und diesem wieder einer, der das Schwert der City trug. Nun folgten verschiedene Sergeanten von der Stadtwache in voller Ausrüstung, mit Abzeichen an den Ärmeln; dann der Wappenkönig in seinem Heroldsrock, ferner einige Ritter des Bathordens, deren Ärmel mit weißen Spitzen besetzt waren, hinter ihnen ihre Schildknappen, darauf die Richter in ihren scharlachroten Talaren und ihren Doktormützen, dann der Lord-Kanzler von England in einem Talar von Scharlach, der vorn offen war und einen Besatz von Grauwerk zeigte, hinter ihm eine Deputation von Ratsherren in Scharlachmänteln, sowie die Häupter der verschiedenen städtischen Genossenschaften in ihren Feierkleidern. Hierauf schritten zwölf prunkvoll gekleidete französische Herren die Treppe herunter, mit Wämsern von weiß- und goldgestreiftem Damast, kurzen Mänteln aus rotem Samt, die mit lila Taft gefüttert waren, und in blutfarbenen Kniestrümpfen. Sie gehörten zum Gefolge des französischen Gesandten, und ihnen folgten zwölf Kavaliere von dem Gefolge des spanischen Gesandten, die in schwarzen Samt gekleidet waren, ohne jede Verzierung. Hinter ihnen schritten verschiedene Vertreter des hohen englischen Adels mit ihrem Gefolge.

Wieder ertönte von drinnen ein Trompetenstoß und der Onkel des Prinzen, der später als Herzog von Somerset berühmt wurde, trat aus dem Portal, gekleidet in einen schwarz und goldgewebten Waffenrock, darüber einen Mantel von Karmesinatlas mit einem Muster von goldenen Blumen zwischen einem Netzwerk silberner Bänder.

Er drehte sich um, lüftete den Federhut, verneigte sich tief, schritt wieder rückwärts, bei jedem Schritt eine Verbeugung machend. Ein langes Trompetensignal ertönte und der Ruf: »Platz für den hohen und mächtigen Lord Eduard, Prinzen von Wales!« Mit donnerartigem Getöse zuckte hoch auf den Zinnen des Palastes eine lange Reihe roter züngelnder Flammen in die Höhe, die auf dem Fluss versammelte Menge brach in ein jubelndes Freudengeschrei aus und Tom Canty, dem diese stürmische Huldigung galt, wurde jetzt sichtbar und neigte flüchtig sein fürstliches Haupt.

Er war prächtig gekleidet in ein Wams aus weißem Atlas mit einem Brustlatz von purpurnem Goldbrokat, welcher mit Brillanten übersät und mit Hermelin eingefasst war. Darüber trug er einen mit blauem Atlas gefütterten Mantel von weißem Goldstoff, auf den drei Federn mit Perlen und Edelsteinen eingestickt waren und der durch ein Brillantschloss festgehalten wurde. Um seinen Hals hing die Kette des Hosenbandordens und andere Orden fremder Fürsten, und wohin das Licht fiel, wurde es von schimmernden Steinen zurückgestrahlt, dass es die Augen blendete. Oh, Tom Canty, der du in Armut geboren, in Schmutz aufgewachsen bist und dich zerlumpt in den Londoner Straßen herumgetrieben hast, was sagst du hierzu?

10. KAPITEL

Die Leiden des Prinzen

Wir verließen John Canty, als er den wahren Prinzen zum Kehrichtshof schleifte, während eine lärmende und ausgelassene Menge hinter ihnen herlief. Nur ein einziger Mann wagte es, ein gutes Wort für den Gefangenen einzulegen, aber es fand keine Beachtung, es wurde kaum gehört – so laut war das Toben. Der Prinz beharrte bei seinen Versuchen, sich loszumachen und sich gegen die Behandlung aufzulehnen, die ihm widerfuhr, bis John Canty die geringe Geduld verlor, die er überhaupt besaß, und in plötzlicher Wut den eichenen Knüppel über dem Kopf des Knaben schwang. Der Mann, welcher bisher für ihn gebeten hatte, sprang vor, um dem Rasenden in den Arm zu fallen. Der Schlag traf das Handgelenk des Mitleidigen, und der Trunkenbold schrie ihm zu: »Willst du dich einmischen? Da hast du deinen Lohn dafür!«

Der Knüppel fuhr krachend auf den Kopf des Fürbitters. Man hörte ein Ächzen, eine dunkle Gestalt sank zu Boden, die Menge stürmte darüber hinweg, und im nächsten Augenblick lag sie verlassen da, denn das Gesindel ließ sich durch diesen Zwischenfall nicht in seinem Vergnügen stören.

Bald darauf befand sich der Prinz in der Behausung von John Canty, der die Tür abschloss und niemand einließ. Bei dem matten Schein eines Talglichts, dass in einer Flasche steckte, konnte er die Umrisse des unsauberen Raums sowie dessen Insassen erkennen: Zwei schlampige Mädchen und eine Frau in mittleren Jahren hockten in einer Ecke wie eingeschüchterte Tiere, die an rohe Behandlung gewöhnt sind und fürchten, dass sie ihnen bald wieder zuteilwerden soll. Aus einer anderen Ecke schlich eine magere Hexe herbei mit zerzaustem Haar und boshaft funkelnden Augen. Zu ihr sagte John Canty:

»Pass auf! Jetzt gibt’s richtigen Ulk! Aber verdirb den Spaß nicht zu schnell. Nachher kannst du ihn nach Herzenslust durchhauen. – Na, komm her, mein Junge. Bring den Unsinn noch mal vor, wenn du ihn nicht inzwischen vergessen hast. Wie heißt du also? Wer bist du?«

Die beleidigte Würde trieb dem Prinzen wieder das Blut in die Wangen. Er sah den Kerl ruhig und voller Unwillen an und entgegnete: »Es ziemt einem Mann deines Standes nicht, mir Befehle zu erteilen. Ich sage dir aber, wie ich dir vorher sagte: Ich bin Eduard, der Prinz von Wales, und kein anderer.«

Bei dieser verblüffenden Antwort blieb die Hexe wie angewurzelt stehen und wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. In höchster Verwunderung starrte sie den Prinzen an, und das belustigte ihren betrunkenen Sohn so sehr, dass er in wüstes Gelächter ausbrach. Aber die Wirkung auf Tom Cantys Mutter und Schwestern war eine ganz andere. Ihre Furcht, dass der Knabe wieder misshandelt werden würde, machte einer anderen Besorgnis Platz. Mit traurigen und entsetzten Gesichtern liefen sie auf ihn zu und riefen:

»Ach, der arme Tom! Ach, der arme Junge!« Die Mutter sank vor dem Prinzen auf die Knie, legte ihre Hände auf seine Schultern und blickte ihn durch ihre aufsteigenden Tränen flehend an. Dann sagte sie: »Ach, mein armer Junge, an alledem ist das viele Lesen schuld; das hat dich um den Verstand gebracht. Warum hast du immer hinter den Büchern gesteckt, obwohl ich dich so davor gewarnt habe. Nun brichst du deiner armen Mutter das Herz.«

Der Prinz sah sie an und sagte freundlich: »Dein Sohn ist gesund und hat den Verstand nicht verloren, gute Frau. Beruhige dich. Bringe mich aufs Schloss, wo er ist, und der König, mein Vater, wird ihn dir wiedergeben.«

»Der König, dein Vater! Ach, mein Kind, nimm das Wort zurück. Es kann dich das Leben kosten und alle deine Angehörigen ins Unglück bringen. Sieh mich an, bin ich denn nicht deine arme Mutter, die dich so zärtlich liebt?«

Der Prinz schüttelte den Kopf und sagte mit Bedauern: »Es tut mir leid, dein Herz zu kränken, aber ich habe dich wirklich nie zuvor gesehen.«

Die Frau sank zu Boden und blieb starr vor Schreck sitzen, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte und schluchzte, dass es zum Erbarmen war.

»Nur immer weiter mit der Komödie!«, schrie Canty. »Wie, Nan und Bet, wisst ihr nicht, was sich schickt, dass ihr in des Prinzen Gegenwart sitzt? Auf die Knie, ihr Rangen, und beweist ihm eure Ehrfurcht!« Dabei brach er abermals in wieherndes Gelächter aus. Die Mädchen aber baten schüchtern für ihren Bruder: »Ach, lass ihn zu Bett gehen, Vater. Ruhe und Schlaf wird die Verrücktheit bald kurieren. Ach, lass ihn gehen«, bat Nan.

»Bitte, Vater, lass ihn«, sagte Bet. »Er ist ja noch müder als sonst. Morgen wird er wieder gut sein und fleißig betteln und nicht mit leeren Händen heimkommen.«

Diese Bemerkung verminderte plötzlich die Heiterkeit des Vaters und erinnerte ihn an die geschäftliche Seite der Angelegenheit, und sich zornig an den Prinzen wendend sagte er: »Morgen müssen wir dem Wirt zwei Penny für dies Loch zahlen, hörst du! Die Miete für das halbe Jahr, sonst werden wir herausgesetzt. Zeige, was du heute in deiner Faulheit zusammengebettelt hast!«

»Beleidige mich nicht mit solchen Dingen«, antwortete der Prinz. »Ich sage dir noch einmal, ich bin des Königs Sohn.«



Ein schwerer Schlag von Cantys wuchtiger Faust auf des Prinzen Schulter schleuderte den Knaben in die Arme von Toms Mutter, die ihn an ihre Brust drückte und ihn vor dem nun folgenden Hagel von Schlägen und Püffen schützte, indem sie sich ihnen selbst aussetzte. Die eingeschüchterten Mädchen flohen in ihren Winkel, aber die Großmutter eilte herbei, um ihrem Sohn zu helfen. Der Prinz ließ Frau Canty los und rief: »Madam, du sollst meinetwegen nicht leiden. Lass diese Bestien allein gegen mich wüten.«

Diese Worte reizten die Bestien so sehr, dass sie sich nun erst recht ans Werk machten, beide erbarmungslos den Knaben schlugen und dann noch die Mädchen und die Mutter prügelten, weil sie Mitleid mit dem Schlachtopfer gezeigt hatten.

»Nun marsch zu Bett, ihr alle!«, schrie Canty. »Der Spaß hat mich müde gemacht.«

Das Licht wurde ausgelöscht und die Familie legte sich nieder. Sobald das Schnarchen des Hausherrn und seiner Mutter anzeigte, dass sie schliefen, krochen die Mädchen behutsam nach des Prinzen Lagerstätte und deckten ihn freundlich mit Stroh und Lumpen zu. Auch ihre Mutter schlich zu ihm, streichelte ihm das Haar, weinte und flüsterte ihm dabei Worte des Trostes und des Mitgefühls in das Ohr. Sie hatte ihm etwas zu essen aufgehoben, aber die Schmerzen raubten dem Knaben allen Appetit, zumindest auf die schwarzen und groben Brotrinden. Doch war er tief gerührt, dass sie ihn so mutig und aufopfernd verteidigt hatte. Er dankte ihr dafür mit edlen und fürstlichen Worten und bat sie, schlafen zu gehen und ihren Kummer zu vergessen. Dann setzte er hinzu, sein königlicher Vater werde ihre Treue und Hingebung nicht unbelohnt lassen. Dieser neue Beweis seiner Verrücktheit schmerzte die Mutter aufs Bitterste. Sie presste ihn wieder und wieder an ihr Herz und schlich dann tränenüberströmt auf ihr Lager zurück.

Während sie so dalag und ihrem Unglück nachsann, ging es ihr allmählich auf, dass dieser Knabe ein gewisses Etwas an sich habe, das sie nie an Tom in früherer Zeit bemerkt hatte. Sie vermochte es nicht zu beschreiben, sie wusste nicht zu sagen, worin es liege. Aber ihr scharfes Mutterauge hatte es herausgefunden und gemerkt. Wie, wenn der Knabe wirklich nicht ihr Sohn war …! Nein, das war eine Torheit. Sie hätte darüber trotz ihrer Angst und ihres Kummers beinahe lächeln mögen. Dessen ungeachtet wurde sie diesen Gedanken nicht los; er ging ihr beständig nach. Er verfolgte sie, quälte sie, heftete sich gewaltsam an sie fest und ließ sich nicht wieder abschütteln. Schließlich sagte sie sich, dass sie nicht zur Ruhe kommen würde, wenn sie sich nicht durch eine Probe den unwiderlegbaren Beweis verschaffen könne, ob dieser Knabe ihr Sohn sei oder nicht und auf diese Weise die aufreibenden und marternden Zweifel zu bannen vermöge. Aber das war leichter gedacht als getan. Sie überlegte im Geist eine untrügliche Probe nach der anderen, aber sie gab sie alle miteinander auf, denn keine erschien ihr unbedingt sicher oder unwiderlegbar, und nur ein voll gültiger Beweis könnte sie befriedigen. Schon meinte sie, dass sie ihren armen Kopf umsonst geplagt habe und die Angelegenheit aufgeben müsse. Als sie diesen niederdrückenden Gedanken erwog, hörte sie die regelmäßigen Atemzüge des

Knaben und wusste nun, dass er eingeschlummert sei. Und während sie lauschte, wurden die gleichmäßigen Atemzüge durch einen halblauten unterdrückten Schrei unterbrochen, wie man ihn in einem ängstlichen Traum ausstößt. Dieser zufällige Umstand brachte sie sogleich auf einen Gedanken, der die Vorzüge aller bisher ersonnenen Pläne vereinigte. Vor Aufregung zitternd, aber alles Geräusch vermeidend, machte sie sich sogleich an die Ausführung und steckte das Licht wieder an, indem sie bei sich dachte: »Hätte ich ihn nur im Schlaf gesehen, dann hätte ich es gleich gewusst. Seit dem Tag, als er noch ein ganz kleiner Knirps war und das Pulver dicht vor seinem Gesicht aufblitzte, hat er immer, wenn man ihn plötzlich aus dem Schlaf oder aus seinen Träumereien aufweckte, unwillkürlich die Hände vor die Augen gehalten, so wie er es bei jener Gelegenheit machte. Dabei hält er nie, wie es andere machen würden, die Handflächen nach innen, sondern dreht sie immer nach außen. Das habe ich hundertmal beobachtet. Er macht es immer und unabänderlich in derselben Weise. Ja, nun werde ich bald Gewissheit haben.

Unterdessen war sie wieder mit dem durch die Hand beschatteten Licht zu dem schlummernden Knaben geschlichen. Vorsichtig und ihn scharf beobachtend, beugte sie sich über ihn und wagte in ihrer gewaltsam niedergekämpften Erregung kaum zu atmen. Dann ließ sie plötzlich den grellen Lichtschein auf sein Gesicht fallen und klopfte mit den Knöcheln dicht bei seinem Ohr auf die Dielen. Der Schläfer öffnete sofort die Augen, sah sich ängstlich um, aber machte keine Bewegung mit den Händen.

Die arme Frau war darüber auf das Höchste erstaunt und betrübt, doch es gelang ihr, ihre Bewegung zu verbergen und den Knaben wieder einschlafen zu lassen. Dann schlich sie in einen Winkel und sann niedergeschlagen über das traurige Ergebnis ihrer Probe nach. Sie versuchte sich einzureden, dass der Wahnsinn schuld daran sei, dass Tom die ihm unwillkürliche Handbewegung unterlassen habe, aber es überzeugte sie selbst nicht.

»Nein«, sagte sie. »Seine Hände sind nicht wahnsinnig. Unmöglich können sie in so kurzer Zeit die jahrelange Gewohnheit verlernt haben. Ach, was für eine schreckliche Zeit ist es für mich.« Dennoch war die Hoffnung so hartnäckig, als es vorher der Zweifel gewesen war. Sie wollte sich bei dem Ausfall des Versuchs nicht beruhigen und beschloss, es noch einmal zu probieren: Das Misslingen konnte vorhin ein Zufall gewesen sein. Deshalb weckte sie den Knaben noch ein paarmal aus dem Schlaf in längeren Pausen, doch immer mit dem gleichen Erfolg wie das erste Mal. Dann legte sie sich selbst zur Ruhe und bevor sie einschlief, dachte sie: »Aber ich kann ihn nicht aufgeben. Ach nein, ach nein, ich kann es nicht. Er muss mein Tom sein.«

Nachdem die Mutter ihn nicht mehr störte und die Schmerzen sich so weit gemildert hatten, dass sie ihn nicht mehr am Schlafen hinderten, sank der Prinz endlich in einen tiefen und erquickenden Schlummer. So vergingen vier bis fünf Stunden. Dann fing er an munter zu werden, und noch schlaftrunken rief er halblaut: »Sir William!«

Dann nach einem Augenblick:

»Sir William Herbert! Kommt einmal her und hört den seltsamsten Traum, den ich je gehabt habe. Sir William! Hört Ihr denn nicht? Stellt Euch vor: Mir träumte, ich wäre ein Bettelknabe! Heda, Holla, Wache! Sir William! Ist denn kein Kammerdiener da? Nun das soll streng bestraft werden …«

»Was fehlt dir?«, fragte eine leise Stimme neben ihm. »Wen rufst du?«

»Sir William Herbert! Wer bist du?«

»Ich? Wer denn sonst als deine Schwester Nan? Ach Tom, ich dachte, es wäre vorbei! Aber du bist immer noch verrückt, armer Junge. Du bist immer noch verrückt. Wenn ich dich doch lieber nicht aufgeweckt hätte! Nun muss ich wieder dein Unglück mitansehen. Aber bitte, habe acht auf deine Antworten, sonst schlägt Vater uns alle noch zu Tode.«

Der erschrockene Prinz richtete sich bald auf, aber die von den Schlägen wunden und steifen Glieder erinnerten ihn schmerzlich an den gestrigen Tag. Er sank auf das elende Stroh zurück und rief seufzend: »Ach, dann war es kein Traum!«

Wieder überfielen ihn der schwere Kummer und die Not, welche der Schlaf für eine Weile verscheucht hatte, und es wurde ihm klar, dass er nicht mehr ein verhätschelter Prinz in einem Königsschloss war, sondern ein in Lumpen gekleideter Bettler, ein Verstoßener, der in einem Loch gefangen gehalten wurde, das nicht einmal für Tiere gut genug gewesen wäre, unter lauter Bettelvolk und Diebsgesindel.

Trotz seines Kummers horchte er auf laute Stimmen, die wie es schien, sich schnell näherten. Im nächsten Augenblick wurde laut an die Tür gepocht. John Canty erwachte und rief:

»Wer klopft? Was willst du?«

Eine Stimme fragte dagegen: »Weißt du, wen du gestern mit deinem Knüppel getroffen hast?«

»Nein! Ich weiß es nicht, und es ist mir ganz gleich!«

»Na, das wird sich bald ändern. Wenn du ungehangen davonkommen willst, mache dich schnell auf die Beine. Der Mann liegt jetzt im Sterben. Es war der Priester, Vater Andreas!«

»Gnad’ uns Gott!«, rief Canty. Er weckte die Seinen und befahl mit heiserer Stimme: »Packt euch alle auf, wir wollen fort. Wer hier bleibt, ist dem Tod geweiht!«

Kaum fünf Minuten später war die Familie auf der Straße und lief, so schnell sie laufen konnte. John Canty hatte den Prinzen am Arm gepackt und eilte mit ihm durch die dunklen Gassen, während er ihm halblaut Vorsicht anbefahl.

»Gib acht auf deine Zunge, du verrückter Narr, und verrate niemandem unseren Namen. Ich werde mir einen neuen zulegen, um die Hunde von Gerichtsdienern von unserer Fährte abzubringen. Hüte deine Zunge, rate ich dir!«

Dann setzte er zu seiner Familie gewendet hinzu:

»Wenn es geschieht, dass wir uns verlieren, soll jeder von euch den Weg zur Londoner Brücke nehmen. Bei dem letzten Leinenhändler auf der Brücke wartet, bis die Übrigen nachkommen, dann wollen wir uns zusammen nach Southwark aufmachen.«

In diesem Augenblick kamen die Cantys plötzlich aus der Finsternis in die Helligkeit, und nicht nur auf einen hell beleuchteten Platz, sondern in eine Menge singender, tanzender und schreiender Leute, die sich an dem Flussufer aufgestellt hatten. Soweit der Blick reichte, waren die Themse herauf und hinab Freudenfeuer angezündet, die Londoner Brücke war festlich beleuchtet, desgleichen die Brücke von Southwark. Der ganze Fluss glänzte und strahlte von dem Funkeln und Glühen farbiger Lichter, und das beständige Sprühen von Feuerwerk zog lange, feurige Streifen über den Himmel. Sie lösten sich in einen Regen heller Funken auf, welche die Nacht beinahe zum Tag machten, überall sah man Gruppen zechender Menschen. Ganz London schien auf den Beinen zu sein.

John Canty stieß einen wilden Fluch aus und befahl umzukehren, aber es war zu spät. Er und die Seinen waren schon in den Menschenschwarm hineingewirbelt und im nächsten Augenblick voneinander losgerissen worden. Den Prinzen rechnen wir nicht zu den Seinen, den hielt Canty noch immer am Arm gepackt. Doch des Prinzen Herz klopfte jetzt in freudiger Erregung, die Flucht ergreifen zu können. Ein dicker Fährmann, dem das reichlich genossene Getränk schon zu Kopf gestiegen, war unsanft von Canty beiseitegeschoben worden, bestrebt, rasch vorwärts zu kommen. Er fasste mit seiner großen Hand John Canty an der Schulter und sagte: »Wohin so schnell, Freundchen? Bist du so aufs Geschäft erpicht, habsüchtige Kreatur, während alle redlichen und gutgesinnten Leute feiern?«

»Meine Geschäfte gehen mich allein etwas an und nicht dich!«, versetzte Canty grob. »Fort mit der Hand, und lass mich los!«

»Dann sollst du erst recht nicht von der Stelle, eh' du nicht auf die Gesundheit des Prinzen von Wales getrunken hast!«, antwortete der Fährmann und vertrat ihm eigensinnig den Weg.

»So reicht mir den Becher und schnell her damit, schnell!«

Inzwischen hatten auch noch andere Zecher sich an dem Auftritt beteiligt und sie rufen nun:

»Den Liebesbecher! Den Liebesbecher! Der grobe Schelm soll den Liebesbecher leeren, oder wir geben ihn den Fischen zum Futter!«

Nun wurde ein mächtiger Liebesbecher gebracht. Der Fährmann nahm einen der Henkel in die Linke und machte mit der anderen Hand die Gebärde, als ob er den Zipfel eines Mundtuchs ergriffe, so kredenzte er ihn Canty in der richtigen, althergebrachten Weise.* Der alten Sitte gemäß musste dieser den entgegengesetzten Henkel mit der einen Hand fassen und mit der anderen den Deckel aufheben. Dadurch kam der Prinz für einen Augenblick von Canty los. Er verlor keine Zeit, duckte sich, kroch zwischen den Füßen der Zunächststehenden hindurch und verschwand in der Menge. Im nächsten Augenblick würde er schwerer aus dem wogenden Menschenmeer herauszufinden gewesen sein, als wenn man einen in den Atlantischen Ozean gefallenen Groschen hätte suchen wollen.

Dies erkannte der Prinz schnell, und deshalb versuchte er gleich, sich seinen eigenen Angelegenheiten zu widmen, ohne sich weiter um John Canty zu kümmern.

Auch eine zweite Tatsache begriff er gleich. Nämlich, dass ein falscher Prinz von Wales statt seiner bei dem Festmahl der City den Vorsitz führte. Er schloss daraus, dass der Bettelknabe, Tom Canty, hinterlistig von der verführerischen Gelegenheit Gebrauch gemacht hatte und zum Thronräuber geworden war.

Darum blieb ihm nur ein Ausweg übrig: Er musste sich zur Guildhall durchfragen, sich dort zu erkennen geben und den Betrüger entlarven. Doch war er entschlossen, Tom wenigstens Zeit zu lassen, um sich auf sein letztes Stündlein vorzubereiten. Aber gehenkt, mit Zangen gepeinigt und gevierteilt sollte er dann werden, so wie es zur Zeit Gesetz und Brauch als Strafe für Hochverrat vorsahen.

11. KAPITEL

In Guildhall

Die königliche Barke, ihre glänzende Flotte ähnlicher Fahrzeuge im Gefolge, glitt majestätisch die Themse hinab, an der Unmenge beleuchteter Boote vorbei, überall ertönte Musik. Längs der Flussufer brannten allerorten Freudenfeuer – auch über der fernen City lag ein heller Schein der zahllosen, von hier aus unsichtbaren, Freudenfeuer. Hoch über der Stadt erhoben sich schlanke gotische Türme in die Luft, die mit hellen Lampen besetzt waren, aber in der Ferne nur wie mit Edelsteinen gezierte Lanzen erschienen. Während die Flotte ihren Weg fortsetzte, wurde sie von den Ufern her mit ununterbrochenen Zurufen und dem Blitzen und Donnern der Geschütze begrüßt.

Tom Canty, der zurückgelehnt in die seidenen Polster lag, erschien das Schauspiel und die Zurufe wie ein unfassbares und unendlich erhabenes Wunder. Auf seine beiden jungen Freundinnen neben ihm, Prinzessin Elisabeth und Lady Jane Grey, machte es gar keinen Eindruck mehr.

Als sie zum Dowgate gekommen waren, wurden die Schiffe den Walbrook hinaufgeschleppt, nach Bucklersbury, einem Wasserlauf, der jetzt seit mehr als zweihundert Jahren zugeschüttet und mit Straßen bebaut ist. Sie kamen an Häusern vorbei und fuhren unter Brücken durch, die hell erleuchtet und dicht von Schaulustigen besetzt waren, und gelangten so schließlich in einen Hafen, dorthin, wo jetzt Barge Yard ist, gerade in der Mitte der Altstadt von London. Tom verließ die Barke, und er und sein glänzendes Gefolge zogen durch Cheapside, nahmen den Weg durch ein Stück des alten Judenviertels und Basinghallstreet zur Guildhall, dem Rathaus von London.

Tom und die kleinen Prinzessinnen wurden mit gebührenden Ehren durch den Lord-Mayor und die Väter der Stadt begrüßt, die ihre scharlachroten Galakleider und ihre goldenen Ketten angelegt hatten. Diese Herren geleiteten sie zu einem reich geschmückten Baldachin, während die Herolde laut rufend voranschritten und das Zepter wie das Schwert der City den Fürstlichkeiten vorangetragen wurde. Die Herren und Damen, welche das Gefolge von Tom und seinen jungen Begleiterinnen bildeten, stellten sich hinter ihren drei Stühlen auf.

An dem niedriger stehenden Tisch nahmen die Großen vom Hof und andere Gäste hochadeliger Abkunft Platz, sowie die Magnaten der City; die bürgerlichen Gäste saßen an vielen kleineren Tischen, welche den Hauptraum der großen Halle füllten. Von ihren hohen Postamenten blickten die Riesen Gog und Magog, die alten Hüter der Stadt, auf dies Schauspiel zu ihren Füßen, das ihren Augen seit unvordenklichen Zeiten ein wohlbekanntes war. Es erschallte ein Hornsignal, dann wurde mit lauter Stimme eine Meldung gemacht, und nun erschien ein korpulenter Hausmeister auf einem hoch an der linken Saalmauer angebrachten Gerüst, gefolgt von seinen

Dienern, die mit geziemender Feierlichkeit einen riesenhaften Rinderbraten, dampfend und fertig zum Anschneiden, hereinbrachten.



Nach dem Tischgebet erhob sich Tom (den man an diese Pflicht erinnert hatte), mit ihm die ganze Versammlung, und trank aus einem mächtig großen, goldenen Liebesbecher mit der Prinzessin Elisabeth. Von ihr wurde er der Lady Jane gereicht und wanderte von dieser zu den anderen Gästen. So begann das Bankett.

Um Mitternacht hatte die Feierlichkeit ihren Höhepunkt erreicht, und es bot sich jetzt den Augen eines jener farbenprächtigen Schauspiele dar, welche zu damaliger Zeit so sehr beliebt waren. Der alte Chronist, der es mit ansah, beschreibt es folgendermaßen:

»Nachdem Raum geschaffen worden war, erschienen ein Baron und ein Graf, gekleidet nach türkischer Weise in lange Gewänder von Seidenbrokat mit Gold durchwirkt. Auf den Häuptern trugen sie Hüte von karmesinrotem Samt, mit dicken goldenen Schnüren verziert. Sie hatten jeder zwei Krummsäbel umgegürtet, die man ›Scimitar‹ nennt, an großen, goldenen Gehängen. Bald darauf kam noch ein Baron und noch ein Graf in langen Gewändern von gelbem Atlas mit Schrägstreifen von weißem Atlas, und in jedem weißen Streifen war ein karmesinroter Atlasstreifen nach russischem Geschmack; dazu Hüte von grauem Pelzwerk auf dem Kopf. Ein jeder trug ein Beil in der Hand, und seine Stiefel hatten aufwärtsgerichtete Schnäbel, einen Schuh lang. Und nach ihnen traten ein Ritter, dann der Lord-Oberadmiral und mit ihm fünf Edelleute in Wämsern von karmesinrotem Samt auf, die vorn und hinten am Hals tief ausgeschnitten und auf der Brust mit silbernen Ketten zugeschnürt waren. Darüber trugen sie kurze Mäntel von karmesinrotem Atlas und auf dem Kopf Hüte nach der Mode der Tänzer, und Fasanenfedern als Zierde darauf. Diese waren gekleidet auf preußische Art. Die Fackelträger, nahezu einhundert an der Zahl, gingen auf maurische Art in rot und grünen Atlas gekleidet, dazu hatten sie schwarze Gesichter. Dann kam eine Mummerei: Darauf tanzten die verkleideten Minnesänger, und die Herren und Damen tanzten auch so wild, dass es eine Freude war, es mitanzusehen.«

Während Tom von seinem Hochsitz diesem »wilden« Tanz zuschaute, ganz in Staunen verloren über das glänzende, kaleidoskopisch durcheinanderwirbelnde Farbenspiel, das die unten im Saal schnell durcheinanderflutenden Gestalten seinem Blick darboten, verkündete der zerlumpte, aber echte Prinz von Wales draußen mit lauter Stimme, was für Unrecht ihm geschehen wäre und was für Rechtstitel er habe. Er brandmarkte den Betrüger mit Worten und verlangte ungestüm Zutritt in die Guildhall. Die Umstehenden belustigten sich in höchstem Maß über diesen Zwischenfall, drängten sich um ihn herum und reckten die Hälse, um den kleinen Aufrührer zu sehen. Dann fingen sie an, ihn zu hänseln und zu verhöhnen, um ihn zu noch größerer und ihr Lachen erregender Wut zu reizen. Diese Kränkung trieb ihm Tränen in die Augen, aber er ließ sich dadurch nicht irremachen, sondern bewahrte seine fürstliche Selbstachtung der Menge gegenüber. Als wieder Neckereien folgten und Stichelreden ihn verwundeten, rief er: »Ich sage euch noch einmal, ihr ungezogenen Hunde, dass ich der Prinz von Wales bin! Und so verlassen und vereinsamt ich auch sein mag, und mir niemand ein freundliches Wort oder Hilfe in meiner Not gewährt, lasse ich mich doch nicht von der Stelle treiben und will meinen Platz behaupten.«

»Ob du ein Prinz bist oder nicht, ist mir einerlei. Du bist ein beherzter Bursche und es soll dir nicht an einem Freund fehlen. Hier stehe ich, um es zu beweisen, und glaube mir, du könntest einen schlechteren Freund als Miles Hendon haben, und doch weit und breit nach ihm suchen müssen. Halt deinen armen, kleinen Mund, mein Junge. Ich werde mit diesem Ungeziefer in seiner eigenen Sprache reden, die mir ganz geläufig ist.«

Der Sprecher hatte im Auftreten, in Haltung und Kleidung etwas von einem Haudegen. Er war groß, schlank, muskulös. Sein Wams wie die Beinkleider waren von feinem Stoff, aber verschossen und fadenscheinig, und die Goldtressen des Besatzes ganz geschwärzt; die Halskrause sah zerrissen und zerdrückt aus, und die Feder auf seinem Schlapphut war geknickt und von Wind und Regen arg zerzaust. An der Seite hing ihm ein langes Rapier in einer verrosteten eisernen Scheide, und die kühn herausfordernde Haltung zeigte den an Kriegs- und Lagerleben gewöhnten Mann. Die Worte des kecken Soldaten wurden mit schallendem, höhnischen Gelächter begrüßt. Einige riefen: »Seht, da kommt noch ein verkleideter Prinz!« – »Hüte deine Zunge, Freund«, mahnte ein anderer. »Er könnte zuhauen!« – »Freilich, so sieht er aus – achtet auf seine wilden Blicke!« – »Entreißt ihm den Jungen!«, riefen andere dagegen. »Werft den jungen Köter ins Wasser!«

Dieser Aufforderung gemäß griff auch schon eine Hand nach dem Prinzen, aber ebenso schnell fuhr des Fremden langer Degen aus der Scheide und von einem flachen Hieb getroffen, stürzte der Unverschämte dröhnend zu Boden. Im nächsten Augenblick schrien viele Stimmen: »Schlagt den Hund tot, schlagt ihn tot!« und der Pöbel umringte den Soldaten, der Deckung an einer Mauer suchte und wie ein Wahnsinniger mit seiner Waffe um sich fuchtelte. Die Getroffenen fielen nach rechts und links, aber die wogende Volksmenge trat achtlos auf die am Boden Liegenden und stürmte mit unverminderter Wut gegen den Kämpfer an. Seine Augenblicke

schienen gezählt, sein Unterliegen unvermeidlich, als plötzlich ein Trompetenstoß ertönte und eine Stimme rief: »Platz für die Boten des Königs!« Ein Trupp Reiter jagte jetzt ungestüm in die Menge hinein, die nun auseinanderstob, so schnell die Füße sie forttrugen. Der wackere Fremde zog den Prinzen in seine Arme und entfernte sich mit ihm aus der Menge und aus der Gefahr. –

Kehren wir in das Rathaus zurück. Drinnen wurden plötzlich der Festtaumel und die Freudenrufe durch ein helles Hornsignal unterbrochen. Es trat sogleich tiefe Stille ein, feierliches Schweigen. Dann erschallte eine einzelne Stimme, die des Herolds aus dem Schloss, und verkündete eine Botschaft, welcher die Anwesenden stehend lauschten. Die letzten feierlich gesprochenen Worte waren: »Der König ist tot!«

Die zahlreiche Versammlung beugte unwillkürlich die Häupter bis tief auf die Brust und verharrte einige Augenblicke so in tiefem Schweigen. Dann sanken die Anwesenden auf die Knie, hoben die Hände zu Tom empor, und ein mächtiger Ruf durchbrauste den Saal, als sollten die Mauern einstürzen: »Lang lebe der König!«

Die Augen des armen Tom schweiften über dies ergreifende Schauspiel, hafteten träumerisch auf den neben ihm knienden Prinzessinnen und dann auf dem Grafen von Hertford. Plötzlich regte sich ein Gedanke in ihm, und mit leuchtenden Augen fragte er den Grafen Hertford leise:

»Antwortet mir aufrichtig, auf Ehre und Gewissen. Wenn ich hier einen Befehl erteilte, den nur der König das Recht und die Befugnis zu geben hätte, würde diesem Wort Gehorsam geleistet werden, und niemand sich ihm widersetzen?«

»Niemand würde dir den Gehorsam verweigern, mein Lehnsherr. In deiner Person ist die Majestät von England verkörpert. Du bist der König. Dein Wort ist Gesetz.«

Da sprach Tom mit kräftiger, fester Stimme und mit großer Lebhaftigkeit: »Dann soll von diesem Tag an des Königs Gesetz ein Gesetz der Gnade und kein Blutgesetz sein! Erhebt euch von den Knien und macht euch eilends auf! Hin zu dem Tower und sagt, dass der Herzog von Norfolk nach dem Willen des Königs am Leben bleiben soll!«*

Die Worte wurden begierig aufgefangen und liefen von Mund zu Mund durch den weiten Saal, und als Hertford hinauseilte, erschallte ein zweiter Jubelruf:

»Die Blutherrschaft ist zu Ende! Lang lebe König Eduard von England!«

12. KAPITEL

Der Prinz und sein Befreier

Sobald Miles Hendon und der kleine Prinz aus dem Gedränge heraus waren, eilten sie durch Hinterstraßen und schmale Gässchen dem Fluss zu. Auch stießen sie auf kein Hindernis, bis sie zur Londoner Brücke kamen. Dann mischten sie sich wieder unter das Volk und Hendon hielt den Prinzen oder vielmehr den König fest am Arm gepackt. Die erschütternde Nachricht hatte sich schon verbreitet, und der Knabe erfuhr durch tausend Stimmen auf einmal: »Der König ist tot!« Bei dieser Kunde krampfte sich das Herz des armen, kleinen, heimatlosen Knaben schmerzlich zusammen und sein ganzer Leib bebte. Auch war ihm die Größe seines Verlusts ganz verständlich und erfüllte ihn mit dem bittersten Schmerz. Denn der finstere Tyrann, vor dem alle zitterten, hatte ihn jederzeit mit Zärtlichkeit behandelt. Die Tränen traten ihm in die Augen, sodass er nichts um sich her deutlich zu sehen vermochte. Jetzt fühlte er sich wie das Ärmste und Verlassenste und Hilfloseste aller Geschöpfe.

Plötzlich durchdrang ein anderer Schrei die Luft wie fernhin tönender Donner: »Lang lebe König Eduard VI.!«

Da fingen seine Augen zu leuchten an, und sein Herz hob sich stolz. »Ach«, dachte er. »Wie herrlich und seltsam das klingt, denn der König bin ich!«

Er und Miles Hendon drängten sich langsam durch die auf der Londoner Brücke versammelte Menge. Dieses Bauwerk, das damals bereits sechshundert Jahre stand und allezeit eine lärmende und menschenbelebte Verkehrsstraße gewesen war, bot einen merkwürdigen Anblick. Von einem Ufer zum anderen standen auf den beiden Seiten der Brücke ein Laden oder ein Warenlager dicht neben dem anderen, und über diesen Verkaufsstätten befanden sich Wohnungen. Die Brücke war eine Art von Stadt für sich: Sie hatte ihr Wirtshaus, ihre Bierkneipen, Bäckereien, Schnittwarenhandlungen, ihren Markt, ihre Handwerker, sogar ihre eigene Kirche. Ja, die Brücke sah auf die beiden Nachbarstädte, die sie verband, auf London und Southwark, gewissermaßen hochmütig herab, als ob es kleine, unbedeutende Nester wären. Es war eine Korporation für sich, ein Städtchen, das aus einer einzigen, langen und schmalen Straße bestand. Die Bevölkerung war kaum zahlreicher wie die eines Dorfs, ein jeder kannte seine Nachbarn genau, hatte ihre Väter und Mütter gekannt und alle Familienangelegenheiten obendrein. Es hatte natürlich auch seine Aristokratie, alte Bäcker-, Schlächter- und andere Handwerkerfamilien, die seit fünfhundert Jahren an derselben Stelle wohnten und die Geschichte der Brücke von Anfang bis Ende kannten, sowie alle die seltsamen Legenden, die sich an diese Örtlichkeit knüpften; und die an den alten auf der Brücke geltenden Sitten, Gebräuchen und Anschauungen mit Zähigkeit festhielten, eine engherzige, unwissende, selbstzufriedene Gesellschaft. In den Häusern auf der Londoner Brücke lebten Leute, die dort geboren und erzogen worden waren, ein hohes Alter erreichten

und schließlich starben, ohne je den Fuß in einen anderen Teil der Stadt gesetzt zu haben. Diese Leute bildeten sich natürlich ein, dass der gewaltige und ununterbrochene Menschenstrom, der sich bei Tag und bei Nacht über die Brücke wälzte, mit dem verworrenen Gebrause von Stimmen, dem Brüllen und Blöken der Herden und den donnernden Pferdehufen, das allerwichtigste Ereignis auf der Welt wäre, und sie sozusagen die Eigentümer dieser größten Merkwürdigkeit. Sie waren es ja auch in gewissem Sinne, denn sie konnten es von ihren Fenstern aus sehen, und für Geld und gute Worte vermieteten sie ihre Fenster, wenn ein aus dem Krieg heimkehrender König oder ein Kriegsheld der Brücke eine besondere Anziehung verlieh. Denn es gab in der Tat keinen besseren Platz, von dem aus man die lange Ausdehnung eines Festzugs so vollständig überblicken konnte.

Die Bewohner der Brücke fanden das Leben an anderen Orten unerträglich langweilig und ereignislos. Es wird uns von einem Mann erzählt, der im einundsiebzigsten Jahr von der Brücke fort auf das Land zog, aber er fand keine Ruhe dort in seinem Bett. Es war ihm unmöglich einzuschlafen, die tiefe Stille war für ihn beängstigend, unbehaglich und quälend. Als er es nicht länger aushalten konnte, floh er in seine alte Wohnung zurück: Hager und abgezehrt wie ein Gespenst, fand er hier den altgewohnten Schlummer und sanfte Träume, während die Wellen gegen die Brücke tobten und die Wagen mit Donnergepolter darüberfuhren.

In jenen Tagen, von denen wir sprechen, bot die Brücke den Kindern auf grausige Weise Anschauungsunterricht in der englischen Geschichte: nämlich die fahlen, verwesenden Häupter berühmter Männer, die auf eisernen Spitzen an den Toren angebracht waren. Aber wir kehren von dieser Abschweifung zu unserer Geschichte zurück.

Hendon wohnte in dem kleinen Wirtshaus auf der Brücke. Als er sich mit dem Prinzen der Tür desselben näherte, rief eine raue Stimme dem Knaben zu: »Kommst du endlich! Du sollst mir nicht wieder entwischen. Das sage ich dir. Ich will deine Knochen zu Mus hauen, damit du gehorchen lernst und mich nicht wieder warten lässt, du!«, und John Canty streckte den Arm aus, um den Prinzen zu greifen.

Doch Miles Hendon trat dazwischen und rief: »Sachte, Freund! Du bist unnötig grob, scheint mir. Was geht dich der Junge an!«



»Wenn’s dein Amt ist, sich in anderer Leute Angelegenheiten einzumischen, so sage ich dir: Es ist mein Sohn!«

»Das ist eine Lüge!«, brauste der kleine König auf.

»Eine kecke Antwort, aber ich glaube dir, einerlei, ob es in deinem kleinen Kopf richtig aussieht oder nicht. Aber selbst wenn dieser rohe Lümmel dein Vater wäre, soll er dich doch nicht in seine Gewalt bekommen, um dich zu schimpfen und zu schlagen, wie er drohte, wenn du lieber bei mir bleiben willst.«

»Viel lieber, viel lieber! Ich gehöre nicht zu ihm. Ich verabscheue ihn und stürbe lieber, ehe ich mit ihm ginge.«

»Dann ist’s abgemacht und braucht kein Wort weiter darüber verloren zu werden.«

»Das wollen wir doch sehen!«, rief John Canty, versuchte sich an Hendon vorbeizudrängen, um sich des Knaben zu bemächtigen. »Er soll mit Gewalt mitkommen!«

»Rühre ihn nur mit einem Finger an, du Galgenvogel, und ich spieße dich auf wie eine Gans«, rief Hendon, ihm den Weg verstellend, und legte die Hand an den Degengriff. Canty trat zurück. »Gib acht«, fuhr Hendon fort. »Ich habe den Jungen unter meinen Schutz genommen, als ein Haufen von solchem Gesindel wie dir ihn

misshandeln wollte und ihn vielleicht totgeschlagen hätte. Meinst du, ich würde ihn jetzt einem vielleicht noch schlimmeren Schicksal überliefern? Denn ob du sein Vater bist oder nicht – und ich halte letzteres offen gesagt für eine Lüge – wäre ein schneller, ehrlicher Tod für solch einen Jungen besser, als ein Leben mit einem Kerl, wie du bist. So, nun schere dich fort und zwar schnell, denn ich fechte nicht gern mit Worten und bin nicht gerade geduldigen Gemüts.«

John Canty entfernte sich fluchend und schimpfend und verschwand bald darauf in der Menge. Hendon stieg nun mit seinem Schutzbefohlenen die drei Treppen zu seinem Stübchen hinauf, nachdem er bestellt hatte, dass man ihm etwas zu essen dorthin bringen solle. Es war ein dürftiger Raum mit einem einfachen Bett und einigem anderen abgenutzten Hausrat, der von ein paar dünnen Talglichtern spärlich beleuchtet wurde. Der kleine König schleppte sich bis an das Bett und sank darauf nieder, von Hunger und Müdigkeit völlig erschöpft. Er war den größten Teil eines Tages und einer Nacht auf den Füßen gewesen, denn es war nun zwischen zwei und drei Uhr morgens, und er hatte während dieser Zeit nichts gegessen. Er murmelte nur noch schlaftrunken: »Bitte, wecke mich, wenn angerichtet ist …«, dann sank er in festen Schlummer.

Hendon zwinkerte lachend mit den Augen: »Bei meiner Treu, der Bettelknabe ergreift so unbefangen Besitz von dem Quartier und legt sich mir nichts dir nichts in mein Bett, als gehörte es ihm von Rechts wegen – ohne zu fragen ›mit Verlaub‹ oder ›wenn’s Euch gefällig wäre‹ oder sonst irgendeine Redensart zu machen. Er nannte sich in seinem Irrereden den Prinzen von Wales, und er führt seine Rolle wacker durch. Die arme, kleine Maus! Sicherlich hat die rohe Behandlung ihn um den Verstand gebracht. Nun, ich will als Freund zu ihm halten. Ich habe ihn gerettet und das Herz zieht mich mächtig zu ihm hin, sodass ich dem mutigen Jungen schon von Grund auf wohl gesonnen bin. Wie beherzt er vor dem Pöbel stand und sich durch den Spott nicht einschüchtern ließ! Und was für ein regelmäßiges, feines und edles Gesicht er hat, nachdem der Schlaf seine Sorgen und seinen Kummer verscheucht hat. Ich will ihn unterrichten. Ich will versuchen, ihn von seiner Krankheit zu heilen. Ja, ich werde über ihn wachen und ihn behüten wie ein älterer Bruder den jüngeren, und wer ihn anrührt oder ihm ein Haar krümmt, kann seinen Sarg bestellen. Denn, würde ich auch dafür mit dem Feuertod bestraft, der kommt nicht lebendig von der Stelle, der ihn kränkt!«

Er beugte sich über den Knaben, betrachtete ihn mit inniger und mitleidvoller Teilnahme, klopfte sanft die jugendliche Wange und strich ihm mit der großen, sonnengebräunten Hand die wirren Locken aus der Stirn. Ein leises Zittern zuckte durch den Körper des Knaben. Da brummte Hendon vor sich hin: »Das war wieder echte männliche Unachtsamkeit, ihn so unbedeckt hier liegen zu lassen. Da kann er sich auf den Tod erkälten. Ja, wie mache ich es nur? Wenn ich ihn aufrichte, um ihn unter die Decken zu legen, wacht er auf, und der Schlaf ist ihm dringend nötig.«

Er sah sich nach einer anderen Decke um, aber da er nichts fand, zog er sein Wams aus, hüllte den Knaben ein und meinte lachend: »Ich bin an Kälte und dünne Kleidung gewöhnt; mir ist’s gleich, ob mich friert oder nicht«, doch ging er im

Zimmer auf und ab, um sein Blut in Bewegung zu halten und fuhr in seinen Selbstgesprächen fort:

»Sein verwirrter Geist spiegelt ihm vor, er wäre der Prinz von Wales. Merkwürdig, dass ich hier noch mit einem Prinzen von Wales zusammen bin, und derjenige, der es bisher war, nicht mehr Prinz, sondern König ist. Sicherlich wird er in seiner Verrücktheit dabei bleiben, der Prinz zu sein, statt nun zu folgern, dass er den Prinzen an den Nagel hängen und sich König nennen müsste … Wenn mein Vater noch lebt nach diesen sieben Jahren, in denen ich in fremden Landen nichts von ihm gehört habe, wird er den armen Schelm freundlich aufnehmen und ihm um meinetwillen eine Zufluchtsstätte gewähren. Auch mein guter älterer Bruder Arthur wird es gern tun. Wenn mein jüngerer Bruder Hugh, der Schleicher und Heuchler, etwas gegen ihn versucht, schlage ich ihm den Schädel ein. Ja, nach Hendon Hall wollen wir uns aufmachen und zwar sogleich.«

Ein Diener trat mit einer dampfenden Mahlzeit ein, stellte die Schüsseln auf einen kleinen Tisch aus Föhrenholz, rückte zwei Stühle heran und entfernte sich, denn so bescheidene Gäste müssen sich selbst bedienen. Die Tür flog hinter ihm krachend zu, und das Geräusch weckte den Knaben, der sich schnell aufrichtete und munter um sich blickte. Dann kam ein trauriger Ausdruck in sein Gesicht, und er sagte seufzend halblaut vor sich hin: »Ach, es war nur ein Traum. Ach, ich Armer!« Im nächsten Moment fielen seine Augen auf Hendons Wams. Er verstand, welches Opfer der Treue dieser ihm gebracht hatte, und sagte sanft: »Du bist gut mir gegenüber, sehr gut fürwahr. Nimm es und ziehe es an – ich brauche es nicht mehr.« Dann stand er auf, schritt auf das Waschbecken in der Ecke zu und blieb davor stehen, als ob er auf etwas warte.

»So, nun wollen wir tüchtig zulangen, denn alles ist schmackhaft bereitet und ganz heiß, und das Essen wie das Schläfchen werden dich wieder zu Kräften bringen, verlass dich darauf.«

Der Knabe antwortete nicht, sondern sah den Kriegsmann mit großen und erstaunten Augen und etwas ungeduldigem Ausdruck an. Hendon fragte verwundert:

»Nun, was fehlt dir?«

»Lieber Herr, ich möchte mich waschen.«

»Oh, wenn’s weiter nichts ist! Du brauchst Miles Hendon nicht um Erlaubnis fragen, wenn du dir etwas wünschst. Tue so, als wärst du hier zu Hause, und es steht dir alles gern zur Verfügung.«

Noch immer blieb der Knabe stehen und rührte sich nicht, vielmehr klopfte er ein paarmal ungeduldig mit der Fußspitze auf. Hendon wusste nicht, was er davon halten sollte: »Gott steh mir bei, was willst du denn?«

»Bitte, gieße das Wasser ein, und rede nicht erst so viel.«

Hendon musste sich gewaltsam das Lachen verbeißen und dachte: »Bei allen Heiligen, das ist kostbar!«, aber er sprang schnell herzu und erfüllte das dreiste Verlangen des Kleinen, stand still dabei noch ganz verblüfft, bis der zweite Befehl: »Jetzt – das Handtuch«, ihn jäh aus seinem Traum weckte. Er nahm ein Handtuch,

das dicht vor dem Jungen lag, und reichte es ihm ohne Widerrede. Dann wusch er sich selbst das Gesicht, und während er noch dabei war, setzte sich sein Pflegekind zu Tisch und schickte sich an zuzugreifen. Hendon beeilte sich daher mit dem Waschen, zog den anderen Stuhl unter dem Tisch hervor und wollte sich eben hinsetzen, als der Knabe mit dem Ausdruck tiefer Empörung sagte: »Halt! Darfst du in Gegenwart des Königs sitzen?«

Dieser Ausfall verdutzte Hendon vollends. Er brummte vor sich hin: »Der Wahnsinn setzt ihm wieder zu. Er hat mit der großen Umwälzung in den Verhältnissen des Reiches eine veränderte Gestalt gewonnen, und der Junge bildet sich nun ein, dass er der König wäre! Nun gut, ich darf ihm nicht widersprechen – mit Kranken muss man einmal Nachsicht haben – denn sonst schickt er mich womöglich in den Tower!«

Und über diesen Gedanken im Stillen lachend, entfernte er den Stuhl von dem Tisch, stellte sich hinter den König und bediente diesen, so gut er höfische Sitte zu beobachten wusste.

Während der König aß, ließ die Strenge seiner Würde etwas nach, und mit dem behaglichen Gefühl der Sattheit stellte sich das Unterhaltungsbedürfnis ein. Er fing an: »Wenn ich mich recht erinnere, nanntest du dich Miles Hendon?«

»Ja, Sire!«, versetzte Miles. »Denn«, dachte er, »wenn ich einmal auf seine fixe Idee eingehe, muss ich es nicht halb tun und ihm den Titel Majestät oder Sire nach Herzenslust geben. Es darf nichts an der Rolle fehlen, die ich spiele, sonst mache ich meine Sache schlecht und vereitle selbst die gute Absicht, die ich damit zu erreichen hoffe.«

Der König trank zur Stärkung ein zweites Glas Wein und sagte: »Ich möchte dich näher kennenlernen; erzähle mir deine Lebensgeschichte. Du hast ein mannhaftes, edles Wesen – bist du von adeliger Herkunft?«

»Wir gehören dem Adel an, Majestät. Mein Vater ist ein Baronet, Inhaber eines der kleineren Ritterlehen*, Sir Richard Hendon von Hendon Hall bei Monks Holm in Kent.«



»Ich erinnere mich des Namens nicht, aber, bitte, erzähle deine Geschichte weiter.«

»Sie ist nicht sonderlich unterhaltend, Majestät, aber vielleicht verkürzt sie Euch ein halbes Stündchen in Ermangelung eines besseren Stoffes. Mein Vater, Sir Richard, ist ein sehr reicher und großmütiger Mann. Die Mutter habe ich schon früh verloren, als ich noch ein Knabe war. Ich habe zwei Brüder, der ältere, Arthur, ist wie mein Vater, von edler Gemütsart; doch Hugh, der jüngere, war stets von niedriger Gesinnung und heimtückisch wie eine Schlange. So zeigte er sich von klein auf, so war er vor zehn Jahren, als ich ihn zuletzt sah, ein außerordentlicher Schurke schon mit neunzehn Jahren. Ich zählte damals zwanzig, mein Bruder Arthur zweiundzwanzig Jahre. Sonst lebte niemand im Haus als unsere Base Lady Edith, damals sechzehn Jahre alt, schön, sanft, gut, die Tochter eines Grafen, die Letzte ihres Geschlechts, mit der ein altberühmter Titel erlosch. Zugleich war sie die Erbin eines großen Vermögens. Mein Vater war ihr Vormund. Ich liebte sie und sie mich, aber sie war von der Wiege an meinem Bruder Arthur als Braut bestimmt, und mein Vater wollte nicht zugeben, dass der Vertrag gebrochen würde. Arthur liebte indessen eine andere und sprach uns Mut zu, dass wir an der Hoffnung festhalten sollten, wir würden durch Geduld und Glück allesamt zu dem erwünschten Ziel gelangen. Hugh strebte nach Lady Ediths Vermögen, obwohl er behauptete, die Dame selbst zu

lieben. Aber es war stets seine Art, zu lügen. Doch all seine Künste vermochten nicht, das Mädchen zu täuschen. Nur meinen Vater verstand er zu hintergehen, sonst durchschaute ihn ein jeder. Doch mein Vater liebte ihn am Zärtlichsten von uns allen, glaubte und vertraute ihm, denn er war der Jüngste, und niemand sonst hatte ihn gern. Das sind immer gewichtige Gründe für einen Vater, ein Kind mit besonderer Liebe zu umgeben. Auch hatte Hugh eine glatte, sich einschmeichelnde Zunge, und er war ein Meister im Lügen, und so gelang es ihm leicht, die blinde, väterliche Liebe zu hintergehen. Ich war ein Hitzkopf, ja ich muss sagen, ich trieb es toll; aber es war eine an und für sich unschuldige Ausgelassenheit, die niemandem außer mir selbst Schaden, Unheil oder Verlust brachte, die auch weder gemein noch verbrecherisch war, noch sonst meiner ehrenwerten Abkunft zu nahe trat. Doch mein Bruder Hugh wusste meine kecken Streiche geschickt für seine Zwecke auszunutzen, und da er sah, dass die Gesundheit meines Bruders Arthur unsicher war, und er erwog, dass es zweckmäßig wäre, mich aus dem Weg zu schaffen, falls unser Ältester mit dem Tod abginge – so …

Aber, mein König, es lohnt kaum, Euch die Geschichte zu erzählen. Kurz, mein Bruder stellte meine Vergehen übertrieben dar, dass sie wie Verbrechen erschienen, und krönte sein verräterisches Tun damit, dass er in meinem Zimmer eine seidene Strickleiter zum Vorschein brachte (die er selbst dort eingeschmuggelt hatte), und meinem Vater durch dies Beweisstück und das Zeugnis bestochener Diener und anderer lügnerischer Schurken den Glauben einflößte, ich hätte Lady Edith entführen und sie dem väterlichen Willen zum Trotz heiraten wollen.

Drei Jahre sollte ich von zu Hause und aus England verbannt bleiben, entschied mein Vater. Dies wäre Zeit genug, dass ich ein Mann und ein guter Soldat würde und zur Vernunft käme. In den Kriegen auf dem Festland habe ich diese Probezeit durchgemacht und wuchtige Hiebe, Entbehrungen und wechselnde Schicksale in hohem Maß zu kosten bekommen. Doch in der letzten Schlacht wurde ich gefangen genommen, und die sieben Jahre, die seitdem vergangen sind, habe ich in einem fremden Kerker vertrauert. Durch Schlauheit und Mut gelang es mir endlich, mich zu befreien, und ich floh gleich hierher, bin auch erst kürzlich hier angekommen, arm an Beutel wie an Sachen und noch ärmer an Kenntnis all dessen, was in diesen langen sieben Jahren in Hendon Hall vorgefallen ist, und wie es seinen Bewohnern ergeht. Das, mit Verlaub, ist meine kurze Geschichte.«

»Dir ist abscheulich mitgespielt worden«, rief der kleine König mit blitzenden Augen. »Aber ich werde dir zu deinem Recht verhelfen – beim Kreuz, das will ich. Dein König hat es dir versprochen!«

Dann, durch die Erzählung von dem Miles Hendon widerfahrenen Unrecht angeregt, ließ er der eigenen Zunge freien Lauf und berichtete seinem erstaunten Zuhörer die ihm jüngst zugefügte Unbill. Als er geendet hatte, dachte Miles bei sich:

»Was für eine Einbildungskraft der Junge hat! Wahrlich, das ist kein gewöhnlicher Geist, sonst könnte er, gesund oder krank, nicht ganz aus sich selbst eine so wunderbare Geschichte zusammenweben, wie der Roman, den er mir eben erzählt hat. Das arme, kleine Närrchen. Es soll ihm nicht an einem Freund oder einem

Obdach fehlen, solange ich noch unter den Lebenden wandle. Ich will ihn nie von meiner Seite lassen. Er soll mein Schoßkind, mein kleiner Gefährte sein. Und ich werde ihn gesund machen – ja, er soll fröhlich und gesund werden, und dann wird er ein berühmter Mann werden, auf den ich stolz sein kann. Da werde ich den Leuten sagen: Seht da meinen Pflegesohn, den ich als zerlumpten, kleinen Gassenbuben aufgelesen habe, aber ich sah, was in ihm steckte und dass er sich einen Namen machen würde; seht einmal, ob ich nicht recht gehabt habe?«

Der König unterbrach seine Betrachtungen mit nachdenklicher, gemessener Stimme: »Du hast mich vor Schimpf und Schande gerettet, ja mir vielleicht das Leben und damit die Krone erhalten. Solch ein Dienst darf hohen Lohn beanspruchen. Bitte dir eine Gnade aus, und wenn es in meiner königlichen Macht steht, dir die Sache zu gewähren, so sei sie dein.«

Diese hochtrabende Rede weckte Miles aus seinen Träumen. Er war eben im Begriff, dem König für sein Anerbieten zu danken und die Angelegenheit damit abzutun, indem er sagte, er habe nur seine Pflicht erfüllt und bedürfe keiner Belohnung, als ein klügerer Einfall ihm in den Sinn kam, und er bat, eine Weile sich still das großmütige Versprechen überlegen zu dürfen. Der König stimmte dieser Bemerkung ernsthaft bei und versetzte, es sei immer am besten, bei einer so wichtigen Sache sich nicht zu übereilen.

Miles sann eine Weile nach und überlegte mit sich selbst: »Ja, das muss ich tun – auf anderem Weg könnte ich es nicht erreichen, und die Erfahrung dieser letzten Stunde hat mir gezeigt, wie unbequem es wäre, wenn es so weiterginge. Das will ich fordern! Wie gut, dass ich die Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen ließ.«

Dann beugte er das Knie und sagte: »Mein geringer Dienst war nur Untertanenpflicht, kein Verdienst. Aber wenn Eure Majestät ihn gnädig der Belohnung für wert hält, so wage ich eine Bitte ergebenst auszusprechen. Wie Eure Majestät weiß, war vor fast vierhundert Jahren Unfrieden zwischen dem König Johann von England und dem König von Frankreich, und es ward festgesetzt, dass zwei Krieger in den Schranken fechten sollten, auf dass der Kampf durch ein Gottesgericht, wie man es nannte, entschieden werde. Jene beiden Könige sowie der König von Spanien waren versammelt, um dem Kampf zuzuschauen und darüber zu richten, und der französische Krieger trat zuerst auf den Plan. Doch er war so furchteinflößend, dass unsere englischen Ritter sich weigerten, die Waffen mit ihm zu messen. So schien diese hochwichtige Angelegenheit zum Nachteil des englischen Herrschers auszuschlagen. Nun lag dazumal im Tower der Lord de Courcy gefangen, der stärkste Kämpfer Englands, aller Ehren und Besitzungen beraubt und in der langen Gefangenschaft verzehrte sich seine Kraft. An ihn wendete man sich. Er willigte ein, als Krieger aufzutreten, und kam zur Schlacht gerüstet heraus. Aber kaum hatte der Franzose seine gewaltige Gestalt erblickt und seinen berühmten Namen gehört, als er entfloh, und damit ging die Sache des französischen Königs verloren. König Johann gab de Courcy seine Titel und Besitzungen zurück und sagte: ›Sprich einen Wunsch aus, und er sei dir gewährt, auch wenn er mein halbes Königreich kostete.‹ Da kniete de Courcy nieder, so wie ich es jetzt tue, und sprach:

›So sei dies meine Bitte, mein Herr und König: Dass ich und meine Nachkommen das Vorrecht erhalten, in Gegenwart der Könige von England bedeckten Hauptes zu bleiben, so lange der Thron steht.‹ Diese Gunst ward gewährt, wie Eure Majestät weiß, und seit diesen vierhundert Jahren hat es dem Haus Courcy nie an einem Erben gefehlt, sodass bis zum heutigen Tag das Haupt dieser alten Familie noch den Hut oder Helm in Gegenwart Eurer Majestät aufbehält, ohne dass jemand Einspruch erheben oder es verhindern kann, was kein anderer Untertan wagen darf.* Ich führe diesen Präzedenzfall zur Unterstützung meiner Bitte an. Ich flehe den König an, mir nur die eine Gunst und Gnade zu gewähren, die mich überreich belohnt – und sonst nichts anderes: nämlich, dass ich und meine Nachkommen für allezeit die Erlaubnis haben, in Gegenwart der Majestät von England zu sitzen!«

»Stehe als Ritter auf, Sir Miles Hendon«, sagte der König feierlich und erteilte den Ritterschlag mit Hendons Degen. »Stehe auf und setze dich. Dein Verlangen ist gewährt. Solange England besteht und die Krone bleibt, soll dies Vorrecht nicht zurückgenommen werden.«

Der König ging sinnend auf und ab, und Miles setzte sich an den Tisch und dachte: »Ein glücklicher Einfall, und er kommt mir recht zustatten, denn meine Beine sind tüchtig müde. Wenn ich nicht darauf gekommen wäre, hätte ich wochenlang stehen müssen, bis mein armer Junge wieder gesund ist. – Also bin ich jetzt Ritter im Reich der Träume und Schatten! Ein wunderlicher Posten für einen so hausbackenen Kerl, wie ich einer bin. Aber ich will nicht darüber lachen, Gott bewahre! Denn die Sachen, die für mich Hirngespinste, sind ihm Wirklichkeit. Und bis zu einem gewissen Grad ist es mir auch keine Lüge, denn ich sehe darin einen Beweis seines innigen und dankbaren Gemüts.« Dann setzte er nach einer Pause hinzu: »Wenn er mich nur nicht mit dem großartigen Titel vor Fremden anredet! Das gäbe einen grellen Gegensatz zwischen der Eleganz und meinen abgetragenen Kleidern. Aber es schadet nichts; er mag mich nennen wie er will, mir ist alles recht!«



13. Kapitel

Der Prinz verschwindet

Die beiden Leidensgefährten wurden plötzlich schläfrig, und der König sagte: »Ziehe mir die Lumpen aus.«

Ohne Widerrede half Hendon ihm aus den zerlumpten Sachen, hüllte ihn im Bett mit den Decken ein, sah sich dann fragend im Zimmer um und dachte bei sich: »Nun hat er sich wieder wie vorhin in mein Bett gelegt – was bleibt für mich?« Der kleine König bemerkte den fragenden Blick und sagte gelassen: »Lege dich als Hüter quer vor die Tür.« Im nächsten Augenblick hatte ihn ein sanfter Schlummer aller Sorgen befreit.

»Der Herzensjunge ist wirklich wie zum König geboren«, dachte Hendon voller Bewunderung. »Er führt die Rolle meisterhaft durch.« Dann streckte er sich zufrieden vor die Tür auf die Dielen und meinte: »Ich habe es sieben Jahre lang schlimmer gehabt. Es wäre Undank gegen meinen Schöpfer, wollte ich hierüber murren!«

Er schlief ein, während es draußen zu dämmern begann. Gegen Mittag erhob er sich wieder und nahm mit einem Bindfaden das Maß seines noch schlafenden Pfleglings. Als er damit fertig war, erwachte der König, klagte, dass ihn friere, weil Hendon ihm die Decke halb zurückgezogen habe, und wozu das sein solle?

»Ich bin schon fertig, mein hoher Herr!«, sagte Hendon. »Ich habe noch eine Besorgung zu machen, komme aber schnell zurück. Schlaft nur wieder ein. Ruhe tut Euch not. Gestattet, dass ich Euch auch noch den Kopf zudecke, Ihr werdet umso schneller wieder warm.«

Der König war schon wieder entschlummert, ehe Hendon ausgeredet hatte. Miles entfernte sich geräuschlos und kam nach drei Viertelstunden ebenso leise wieder und zwar mit einem vollständigen, schon getragenen, aber noch wohlerhaltenen, sauberen Knabenanzug, den er bei einem Trödler erhandelt hatte, und der der Jahreszeit angemessen war. Er setzte sich, musterte den Einkauf noch einmal und brummte vor sich hin: »Für ein größeres Stück Geld hätte es etwas Besseres gegeben, aber der Mensch muss sich nach seiner Decke strecken.« –

»In unserm Städtchen lebte mal
Ein Weiblein wunderschön …«

»Regte er sich nicht? – Ich darf nicht so laut singen. Er muss ordentlich ausschlafen, da wir eine so lange Reise vorhaben. Und der arme Schelm war so müde … Ja, ja so weit ist das Wams ganz gut. Mit ein paar Stichen hier und da lässt es sich herrichten. Und die Hosen sind noch besser. Aber es muss auch noch daran genäht werden. Die

Stiefel sind gut und fest. Die werden ihm seine Füße warm und trocken halten – das wird eine Überraschung geben! Denn er wird wohl Sommer und Winter barfuß gegangen sein. Ich wollte das Essen wäre so billig wie der Zwirn, denn für einen Heller hat mir der Krämer so viel gegeben, dass ich ein Jahr damit auskomme, und die schöne dicke Nadel hat er mir sogar dazugeschenkt. Trotzdem wird es ein verteufeltes Stück Arbeit sein sie einzufädeln.«

Das war es auch. Denn er machte es so, wie es Männer bisher immer getan haben und voraussichtlich bis an das Ende der Tage tun werden: Er hielt nämlich die Nadel fest und versuchte, den Faden hineinzuschieben, gerade umgekehrt von der Art, wie es die Frauen machen. Immer wieder schlüpfte der Faden am Ziel vorbei, bald rechts bald links vom Öhr, oder der Faden spaltete sich, aber Miles bestand diese Geduldsprobe, die er von seinem Soldatenleben her kannte. Schließlich gelang es ihm. Er legte das Kleidungsstück über die Knie und begann seine Flickarbeit.

»Dem Wirt habe ich schon die Zeche bezahlt, auch das Frühstück, das wir noch bekommen. Dann bleibt mir genug, um ein Paar Esel zu kaufen und für die Reisekost in den drei Tagen, bis wir nach Hendon Hall und in Überfluss kommen.«

»Sie liebte zärtlich den Gemahl«, summte er.

»Zum Kuckuck, habe ich mich eben mit der Nadel gestochen! Tut nichts! Das kenne ich schon! Das kommt immer beim Nähen vor. Wie wollen wir zu Hause vergnügt sein, Kleiner, das verspreche ich dir. Wenn dann das Elend für dich vorbei ist, wird auch deine Verrücktheit vorbei sein.«

»Sie liebte zärtlich den Gemahl …«

»Es sind recht schöne, große Stiche!«, sagte er, seine Arbeit voller Bewunderung betrachtend. »Die kleinen von dem Schneider daneben nehmen sich recht spärlich und dürftig aus. So, nun ist’s fertig. Ein schönes Stück Arbeit und noch dazu flink beendigt. Jetzt will ich ihn aber aufwecken und festlich anziehen, ihm das Wasser eingießen und die Schüsseln reichen, und dann wollen wir zum Tabard-Wirtshaus am Viehmarkt in Southwark. – Bitte erhebt Euch, mein Lehnsherr! Er antwortet nicht? So hört doch, mein König! Ich muss mich wirklich an seiner geheiligten Person vergreifen und ihn tüchtig am Arm rütteln, da er auf keinen Zuruf aufwacht. Was ist das?!«

Er hob die Decken auf – der Knabe lag nicht darunter!

In sprachlosem Staunen sah er sich um und gewahrte erst jetzt, dass auch seines Pfleglings zerrissene Kleider nicht da waren. Nun lief er wütend im Zimmer hin und her und rief nach dem Wirt. Im selben Augenblick erschien schon der Aufwärter mit den bestellten Speisen.

»Erkläre mir das, du Satansbruder, oder dein letztes Stündlein ist da!«, schrie der Kriegsmann und stürzte auf den Aufwärter zu, der vor Schreck sprachlos dastand.

»Wo ist der Junge?«

Stammelnd und unzusammenhängend erteilte dieser die geforderte Auskunft. »Euer Gnaden waren kaum aus dem Haus heraus, da kam ein großer Junge gelaufen und sagte, Euer Gnaden wollten, dass der Junge von oben gleich an das Ende der Brücke auf der Southwarker Seite käme. Ich brachte den fremden Boten herauf, und als er den Jungen aufweckte und ihm die Bestellung ausrichtete, war der im Bett unzufrieden, dass er so früh geweckt würde – ja, das sagte er – aber er zog sich gleich an und ging mit dem fremden Jungen. Nur meinte er, es wäre schicklicher gewesen, wenn Euer Gnaden selbst gekommen wären und nicht einen Stellvertreter gesendet hätte – und dann …«

»Und dann bist du ein Esel, ein Esel, der sich übertölpeln lässt – du und deine ganze Sippe verdient den Galgen! Aber es ist vielleicht noch kein Schaden geschehen. Es mag so schlimm nicht gemeint sein. Decke inzwischen den Tisch. Halt! Sage, wie kam es, dass die Decken so gelegt waren, dass ich dachte, er läge noch im Bett. Ist das zufällig gekommen?«

»Ich weiß nicht, Euer Gnaden. Ich sah, dass der Bote sich an dem Bett zu tun machte – aber ich habe nicht darauf geachtet.«

»Tod und Teufel! Das hat er getan, mich irrezuführen, das ist klar! Sie wollten Zeit gewinnen. Gib acht! War der Junge, der als Bote diente, allein?«

»Ganz allein, Euer Gnaden.«

»Weißt du das gewiss?«

»Ganz gewiss!«

»Nimm all deinen Verstand zusammen – besinne dich – lass dir Zeit.«

Nach längerem Nachdenken sagte der Aufwärter: »Als der Junge kam, war er allein, aber nun entsinne ich mich: Als die beiden Jungen sich unter die Leute auf der Brücke mischten, schlich ein verdächtig aussehender, großer Kerl hinter einem Haus vor und an sie heran …«

»Weiter, weiter!«, rief ungeduldig Miles Hendon.

»Ja – weiter weiß ich nichts. Sie verschwanden in der Menschenmenge und ich sah sie nicht mehr. Der Wirt rief mich, denn er war wütend auf mich, weil die Hammelkeule, die der Herr Notar bestellt hatte, vergessen worden war, obwohl ich daran so unschuldig bin wie ein neugeborenes Kind …«

»Mach', dass du mir aus den Augen kommst, du Schafskopf! Dein Geschwätz bringt mich zur Verzweiflung. Halt! Wohin so schnell – Du hast es nicht so eilig. Sie gingen auf Southwark zu, sagtest du?«

»Ganz recht, Euer Gnaden, und wie gesagt, an der falschen Bestellung von der Hammelkeule bin ich ganz unschuldig.«

»Red'st du noch immer? Packe dich! Dass ich dich nicht erwürge!« Der Aufwärter verschwand. Aber Hendon eilte ihm nach, dass er ihn auf der Treppe einholte, denn er sprang immer zwei Stufen auf einmal hinunter.

»Es muss der Schurke sein, der sich für seinen Vater ausgab. Nun habe ich dich verloren, mein armer, kleiner, verrückter Prinz, und ich hatte dich schon so herzlich

lieb, dass es mir ein großer Schmerz ist. Nein! Bei Kreuz und Glocke, verloren gebe ich dich nicht, noch lange nicht! Ich werde das Land durchsuchen, bis ich dich wiederfinde. Du armer Schelm! Da oben steht dein Frühstück und meins auch – aber mir ist der Hunger vergangen – mögen die Ratten es fressen. Eile, Eile! Das ist, was uns nottut.«

Als er sich durch die dichte Menge auf der Brücke drängte, sagte er immer wieder und wieder vor sich hin, als ob ihm der Gedanke ein besonders tröstlicher wäre: »Er hat über die Unschicklichkeit gescholten, aber er ist doch mitgegangen. Ja, das hat er getan, weil er meinte, Miles Hendon verlangte es. Der Goldjunge! Für einen anderen hätte er es nimmer getan – nimmermehr.«

14. Kapitel

»Le roi est mort, vive le roi!«[*]

Tom Canty erwachte an demselben Morgen aus unruhigem Schlummer, öffnete die Augen und fand alles noch dunkel. Er lag erst noch eine Weile still und versuchte die wirren Erinnerungen und Vorstellungen zu sammeln, um sie zu begreifen. Dann sagte er halblaut mit fröhlicher Stimme: »Jetzt weiß ich's! Jetzt weiß ich's! Gott sei Dank, ich bin endlich aufgewacht. Ach, nun ist alles gut! Jetzt habe ich keine Sorgen mehr! Heda, Nan und Bet! Kriecht aus eurer Streu. Ich muss euch den unsinnigsten Traum erzählen, den die Geister der Nacht jemals einem Menschenkind vorgespiegelt haben. Nan und Bet! Hört ihr denn nicht?«

Eine dunkle Gestalt erschien an seiner Seite, und eine unterwürfige Stimme sagte:

»Ich bin deines Befehls gewärtig.«

»Meines Befehls? Ach, ich Unglücklicher, die Stimme kenne ich! Sag, wer bin ich?«

»Du! Gestern warst du der Prinz von Wales, heute bist du mein gnädiger Lehnsherr, Eduard, König von England.«

Tom verbarg das Antlitz in den Kissen und stöhnte: »Ach, so war es kein Traum! Legt Euch zur Ruhe, edler Herr, und lasst mich mit meinem Kummer allein.«

Er schlief wieder ein, und nach einiger Zeit hatte er einen beglückenden Traum. Ihm träumte, es wäre Sommer, und er spielte ganz allein auf der schönen Wiese, die Goodmans Field genannt wird, als plötzlich ein winziger Zwerg vor ihm stand, der einen langen roten Bart und einen Buckel hatte. Der Zwerg sagte zu ihm: »Grabe in der Erde dort bei jenem Baumstumpf.« Er tat's und fand zwölf neue blanke Groschen – einen unermesslichen Schatz! Aber das war noch nicht alles, denn der Zwerg sagte: »Ich kenne dich. Du bist ein guter Junge, den ich belohnen will. Deine Not ist zu Ende, und es soll dir wohl ergehen. Grabe an dieser Stelle jeden siebten Tag, und du sollst immer den gleichen Fund machen: zwölf funkelnagelneue Groschen. Aber sage es niemandem. Bewahre es als Geheimnis.«

Dann verschwand der Zwerg, und Tom eilte mit seinem Schatz zum Kehrichtshof und überlegte: »Jeden Abend will ich dem Vater einen Groschen geben. Er wird denken, ich hätte ihn erbettelt und zufrieden sein, sodass ich keine Schläge mehr bekomme. Einen Groschen soll der gute Priester jede Woche haben, weil er mich unterrichtet. Mutter, Nan und Bet die vier anderen. Dann brauchen wir nicht zu hungern, dann laufen wir nicht mehr zerlumpt herum und müssen uns nicht mehr vor Schlägen fürchten.«

Im Traum kam er zu seiner elenden Behausung. Atemlos und glückselig lief er auf die Mutter zu, warf ihr die vier blanken Münzen in den Schoß und rief: »Das gehört alles dir! Alles! Jeder Heller davon! Es ist für dich, Nan und Bet, und es ist ehrliches Geld, nicht erbettelt oder gestohlen!«

Die glückliche und überraschte Mutter drückte ihn an ihr Herz und sagte:

»Es ist schon spät, beliebt es Eurer Majestät, sich zu erheben?«

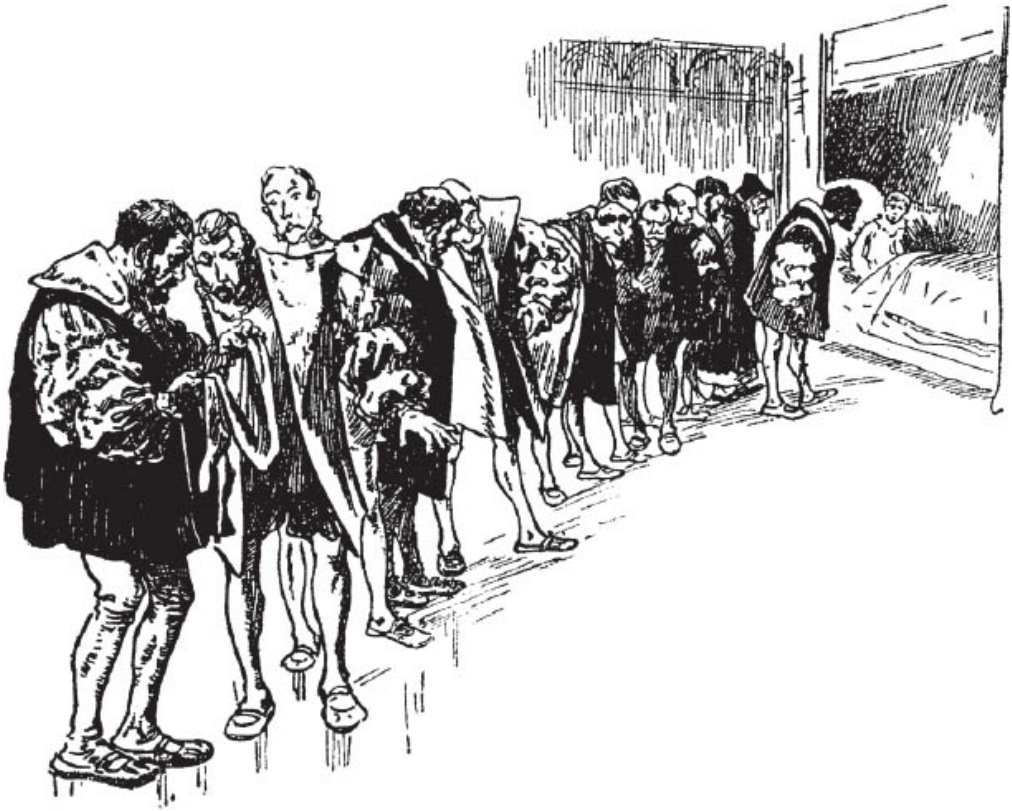
Ach, das war nicht die Antwort, welche Tom erwartet hatte. Der schöne Traum war verflogen.

Er öffnete die Augen: Der reich gekleidete Kammerherr kniete neben seinem Lager. Der heitere Ausdruck, den der Traum auf seine Züge gezaubert hatte, verschwand. Der arme Junge wusste, dass er wieder ein Gefangener und ein König sein musste. Das Zimmer war mit Höflingen angefüllt, die dunkelblaue Mäntel – der Trauer wegen – trugen, und mit Herren vom hohen Adel, die ihren Herrscher bedienen wollten. Tom richtete sich im Bett auf und betrachtete die vornehme Versammlung durch die schweren, seidenen Vorhänge.

Das wichtige Geschäft des Ankleidens begann. Einer der Herren nach dem anderen kniete nieder und brachte, während mit dem Anziehen fortgefahren wurde, seine Huldigung dar und den Ausdruck des Beileids an dem großen Verlust, den der König erlitten hatte. Zuerst wurde ein Hemd dem diensttuenden Oberstallmeister gereicht, der es dem Oberjägermeister übergab, welcher es dem zweiten Kammerherrn reichte, dieser dem Oberforstmeister der Wälder von Windsor, dieser dem dritten Kammerherrn, welcher es dem Kanzler des Herzogtums Lancaster gab, dieser wieder dem Gewandkämmerer und dieser dem Waffenkönig von Norroy, von dem es an den Constable des Tower gelangte, der es dem Obermarschall des königlichen Hauses überlieferte, von dem es an den Erbtruchsess ging, der es wiederum dem Lord-Großadmiral von England reichte, und dieser dem Erzbischof von Canterbury, welcher es dem ersten Kammerherrn übergab, falls es bei dieser Wanderschaft ganz geblieben war, und der Tom damit bekleidete. Unseren guten, erstaunten Tom erinnerte es an die von Hand zu Hand gehenden Löscheimer bei einer Feuersbrunst.

Jedes Kleidungsstück musste für sich diese langsame und feierliche Bahn durchmessen, und daher wurde Tom des Ankleidens bald überdrüssig – so überdrüssig, dass er von einem Gefühl inniger Dankbarkeit beseelt wurde, als die seidenen Beinkleider die Reise durch die lange Kette der Hände antraten, und er wusste, dass die Sache nun bald zu Ende sei. Aber er hatte zu früh gejubelt. Der erste Kammerherr hatte das Kleidungsstück in Empfang genommen und schickte sich an, Toms Beine damit zu bekleiden, als sein Gesicht sich plötzlich dunkelrot färbte und er sie eilig dem Erzbischof von Canterbury zurückgab und ihn mit einem erschrockenen Blick und einem halblaut geflüsterten »Seht, mein Lord« auf etwas an der Hose aufmerksam machte. Der Erzbischof erbleichte, wurde rot und gab die Hose dem Lord-Oberadmiral ebenfalls halblaut flüsternd: »Seht, mein Lord!« Der Lord-Oberadmiral gab sie seinerseits dem Erbtruchsess, der kaum Kraft genug hatte zu flüstern: »Seht, mein Lord!« Sie wanderte nun immer weiter rückwärts zu dem Hofmarschall, dem Constable des Tower, dem Waffenkönig von Norroy, dem Gewandkämmerer, dem Kanzler des Herzogtums Lancaster, dem dritten Kammerherrn, dem Oberforstmeister der Wälder von Windsor, dem zweiten Kammerherrn, dem Oberjägermeister, immer begleitet von dem entsetzten: »Seht,

seht!«, bis sie wieder in die Hände des diensttuenden Oberstallmeisters gelangte, der einen Augenblick mit entsetzensbleichen Zügen die Ursache des allgemeinen Schreckens betrachtete und dann heiser und tonlos ausrief: »Herr meines Lebens, an der Hosenschnalle fehlt die Pinne! Zum Tower mit dem Aufseher der königlichen Kleider!«. Dann stützte er sich auf die Schulter des Oberjägermeisters, um wieder zu Kräften zu kommen, während eine neue und tadellose Hose gebracht wurde.



Aber schließlich erreicht alles sein Ende, und Tom kam auch endlich dazu, aufzustehen. Der zuständige Beamte goss das Wasser ein, ein anderer leistete Hilfe beim Waschen, ein dritter diensthabender Herr hielt das Handtuch, und Tom machte den Reinigungsprozess glücklich durch, bis er fertig war, um der Dienste des königlichen Haarkräuslers zu bedürfen. Als er aus den Händen dieses Künstlers hervorging, bot er einen sehr anmutigen Anblick dar und sah so zierlich wie ein Mädchen aus. Die Kniehosen, der Mantel und die Federn seiner Mütze waren der Trauer wegen dunkelblau. Darauf begab er sich in feierlichem Zuge in sein Frühstückszimmer, die Versammlung des ganzen Hofes durchschreitend, die ehrfurchtsvoll auf die Knie sinkend nach beiden Seiten zurückwich.

Nach dem Frühstück zog er unter dem Vortritt der hohen Würdenträger und einer Leibwache von fünfzig mit vergoldeten Streitäxten bewaffneten Edelleuten zum Thronsaal, um Staatsgeschäfte zu erledigen. Sein »Oheim«, Lord Hertford, nahm die

Stelle neben dem Thron ein, um den Geist des Königs durch weisen Rat zu unterstützen.

Die berühmten Männer, welche der verstorbene König zu Vollstreckern seines Willens ernannt hatte, erschienen insgesamt, um Toms Zustimmung zu verschiedenen ihrer Beschlüsse zu erbitten – mehr der Form wegen, und doch nicht nur aus diesem Grund, weil noch kein Protektor ernannt war. Der Erzbischof von Canterbury erstattete Bericht über die Bestimmungen jener Testamentskommission betreffs der Beisetzung Seiner hochseligen Majestät und verlas auch die Unterschriften der Testamentsvollstrecker. Diese waren: Der Erzbischof von Canterbury, der Lord-Kanzler von England, Lord William St. John, John Lord Russel, Eduard, Graf von Hertford, Viscount John Lisle, Bischof Cuthbert von Durham. –

Doch Tom hörte längst nicht mehr zu. Eine frühere Bestimmung des Testaments beschäftigte ihn. Nun wendete er sich an den Grafen Hertford und fragte ihn leise: »Auf welchen Tag ist das Begräbnis festgesetzt?«

»Auf den sechzehnten, mein hoher Herr.«

»Welche Torheit! Wird sich die Leiche solange halten?«

Der arme Schelm war noch ein Neuling in höfischen Sitten. Er war gewohnt, die im Kehrichtshof gestorbenen Bewohner schnell und ohne Feierlichkeit fortgetragen zu sehen. Aber Lord Hertford beschwichtigte seine Bedenken mit wenigen Worten.

Ein Staatssekretär verlas eine Verfügung des Staatsrats, welche den Empfang der auswärtigen Gesandten auf den nächsten Vormittag elf Uhr festsetzte und dazu die königliche Genehmigung erbat.

Tom sah Hertford fragend an, und dieser flüsterte ihm zu: »Eure Majestät erteile Ihre Zustimmung. Sie kommen, um im Namen ihrer Fürsten das Beileid über den schweren Verlust auszusprechen, den Eure Majestät und England erlitten hat.«

Tom tat, wie ihm befohlen wurde. Ein anderer Sekretär verlas einen Bericht über die Ausgaben des Haushalts, die während der letzten sechs Monate 28 000 Pfund Sterling betragen hatten, eine Summe, bei der Tom schwindelig wurde; ganz unheimlich aber wurde ihm zumute, als er hörte, dass 20 000 Pfund davon noch unbezahlt und schuldig wären* und ebenfalls stockte ihm der Atem, als er hörte, die königlichen Kassen seien leer und seine zwölfhundert Diener in großer Verlegenheit wegen der rückständigen Gehälter. In seiner Angst platzte Tom los: »Wir kommen auf den Hund, das ist klar. Am besten wäre es, wir mieteten ein kleineres Haus und entließen das Gefolge, da die Herren doch überflüssig sind und nur Aufenthalt verursachen und einem mit Diensten lästig fallen, die den Geist plagen und bei denen man sich bis in die Seele schämt, dass man wie eine Puppe behandelt wird, die weder ihre Hände noch Verstand hat, sich selbst zu helfen. Ich weiß ein kleines Haus, jenseits des Fischmarkts bei Billingsgate …«

Ein starker Druck auf Toms Arm gebot seiner unüberlegten Rede Einhalt und trieb ihm das Blut in die Wangen, aber die Gesichter rings um ihn verrieten weder Befremden noch Verdruss über diese wunderliche Auslassung.

Darauf berichtete ein Sekretär: Da der König in seinem Testament angeordnet

habe, dem Grafen von Hertford die Herzogswürde zu verleihen, den Bruder desselben, Sir Thomas Seymour, zum Pair zu ernennen und Hertfords Sohn zum Grafen zu erheben, auch ähnliche Standeserhöhungen für andere Großwürdenträger in Aussicht gestellt habe, sei der Staatsrat willens, am sechzehnten Februar eine Sitzung zu halten, um diese Ehren zu übertragen und zu bestätigen.

Da jedoch der verstorbene König schriftlich nichts hinterlassen habe über den Grundbesitz, welcher zur Aufrechterhaltung dieser Würden dienen solle, der Staatsrat aber des Königs persönliche Wünsche in dieser Beziehung gekannt habe, so halte er es schon jetzt für angemessen, Seymour 500 Pfund in Ländereien, Hertfords Sohn 800 Pfund in Ländereien und 300 Pfund von dem nächsten bischöflichen Stuhl zu geben, welcher erledigt werden würde.*

Tom wollte schon wieder die Ansicht äußern: Es sei angemessener, zuvor die Schulden des verstorbenen Königs zu bezahlen, statt das Geld auf diese Weise zu vergeuden, doch der vorsichtige Hertford zupfte ihn rechtzeitig am Ärmel und verhinderte diese Übereilung. Deshalb erteilte er seine königliche Genehmigung ohne Widerrede, wenn auch in großer innerer Unruhe. Während er noch darüber nachdachte, mit welcher Leichtigkeit er so große und glänzende Taten verrichte, flog ihm ein glücklicher Gedanke durch den Sinn: Warum könnte er nicht seine Mutter zur Herzogin von Kehrichtshof machen und auch ihr Ländereien verleihen? Aber ein trauriges Bedenken zerstörte gleich darauf diesen schönen Plan: Er war ja nur dem Namen nach König. Diese ergrauten Staatsmänner und vornehmen Edelleute waren seine Herren. Ihnen war seine Mutter nur ein Geschöpf seines kranken Gehirns. Sie würden seinen Vorschlag mit tauben Ohren anhören und dann den Leibarzt rufen lassen.

Diese trockene Beschäftigung ging nur langsam vonstatten. Man verlas Bittschriften, Verkündigungen, Bewilligungen, alle möglichen Arten umfangreicher, weitschweifiger und langweiliger Schriftstücke, die sich auf die öffentlichen Angelegenheiten bezogen, und schließlich seufzte Tom auf und dachte im Stillen: »Was habe ich verbrochen, dass der liebe Gott mir die freie, ungehinderte Bewegung an der frischen Luft und auf dem Feld genommen und mich zu meinem Unglück zum König gemacht hat?« Sein armer Kopf wurde schläfrig und sank auf die Schulter herab, und die Geschäfte des Reichs gerieten ins Stocken, weil die allerhöchste Bewilligung, jener wichtige Teil der Regierung, den Dienst versagte! Es herrschte tiefes Schweigen um den schlummernden Knaben, und die weisen Staatsmänner mussten ihre Beratungen aussetzen.

Während des Vormittags ward Tom eine angenehme Stunde zuteil, denn mit Bewilligung seiner Pfleger Hertford und St. John durften ihn die Prinzessin Elisabeth und Lady Jane Grey besuchen, obwohl die Munterkeit der jungen Mädchen durch den schweren Schlag, der das königliche Haus betroffen hatte, sehr gedämpft war. Nach dem Ende dieser willkommenen Unterbrechung stattete seine »ältere Schwester« (die in der Geschichte später die blutige Maria genannt wurde) ihm ihre Aufwartung kalt und feierlich ab, und dieser Besuch hatte in seinen Augen nur den einen Vorzug, dass er ganz kurz war. Darauf blieb er einige Augenblicke allein. Dann

wurde ein schlanker, ungefähr zwölfjähriger Knabe zu ihm hereingeführt, dessen Kleidung, mit Ausnahme der weißen Spitzenkrausen an Hals und Händen, tiefschwarz war: Wams, Beinkleider und Strümpfe. Als Zeichen der Trauer trug er nur eine dunkelblaue Bandschleife an der Schulter. Er näherte sich Tom zögernd und mit gebeugtem Kopf, barhäuptig, und ließ sich vor Tom auf ein Knie nieder. Tom saß still und betrachtete ihn erstaunt. Dann sagte er:

»Steh auf, Knabe. Wer bist du? Was willst du?«

Der Knabe erhob sich und stand mit freimütiger Unbefangenheit, aber mit einem traurigen Ausdruck im Gesicht da und antwortete dann: »Du erinnerst dich doch meiner, mein Herr und König. Ich bin ja dein Prügelknabe.«

»Mein Prügelknabe?«

»Gewiss, gnädigster Herr. Ich bin Humphrey – Humphrey Marlow.«

Tom meinte, seine Pfleger hätten ihn auf diesen schwierigen Fall vorbereiten sollen. Er befand sich in großer Verlegenheit. Was sollte er tun? Sagen, dass er den Knaben kenne, und dann bei jeder Antwort verraten, dass er ihn nie zuvor gesehen oder von ihm gehört habe? Das ging nicht an. Da kam ihm ein anderer Gedanke zu Hilfe: Vorfälle wie dieser mussten sich ja jetzt häufig ereignen, da der Drang der Geschäfte den Grafen Hertford und den Lord St. John oft fernhalten würde, weil auch sie zu den Vollstreckern des königlichen Willens gehörten. Deshalb musste er irgendeinen Plan ersinnen, wie er sich bei solchen Gelegenheiten allein helfen könne. Ja, das war ein kluger Gedanke. Er wollte es gleich mit dem Knaben versuchen und sehen, wie weit er käme. Deshalb strich er sich nachdenklich die Stirn und sagte: »Mir ist jetzt als entsänne ich mich deiner – aber mein Geist ist von dem Leiden düster und umnachtet!«

»Ach mein armer Herr«, rief der Prügelknabe voller Mitgefühl, und im Stillen dachte er bei sich: »Ja, es verhält sich so, wie die Herren sagten: Er hat den Verstand verloren! Oh, ich Tölpel, dass ich es nicht bedacht habe! Denn sie haben mir eingeschärft, dass ich mir nichts anmerken lassen sollte, es sei irgendetwas nicht richtig mit ihm.«

»Es ist merkwürdig, was für Streiche mir mein Gedächtnis in diesen Tagen gespielt hat«, fuhr Tom fort. »Aber achte nicht darauf – es wird allmählich besser, und wenn man mir einen kleinen Anhaltspunkt gibt, erinnere ich mich an Namen und Vorfälle, die mir entfallen waren. (Und nicht das allein, sondern auch an solche, von denen ich vorher nichts gewusst habe, wie der Junge bald erfahren soll.) Was ist dein Begehr – sprich?«

»Es ist an und für sich eine geringfügige Sache, mein König, aber mit Eurer Erlaubnis werde ich sie vortragen. Vor zwei Tagen, als Eure Majestät drei Fehler im Griechischen machte – in der Vormittagsstunde – Ihr erinnert Euch noch?«

»Oh – ja – mir kommt es so vor. (Das ist noch keine schlimme Lüge. Hätte ich einst griechische Stunde gehabt, so hätte ich nicht drei, sondern vierzig Fehler gemacht.) Ja, ich besinne mich – fahre fort.«

»Der Lehrer, der über die Nachlässigkeit und Unachtsamkeit, wie er es nannte,

sehr aufgebracht war, sagte, dass er mich dafür gehörig prügeln wollte und da …«

»Dich prügeln?«, sagte Tom erstaunt und vergaß darüber die beabsichtigte Zurückhaltung. »Warum wollte er dich für die von mir gemachten Fehler prügeln?«

»Ach, Euer Gnaden haben es vergessen. Ich bekomme immer die Schläge, wenn der Königssohn in seinen Arbeiten Fehler gemacht hat.«

»Ach ja! Das hatte ich vergessen. Du beaufsichtigst meine Arbeiten, und wenn ich Fehler mache, meint er, du hättest dein Amt lässig verwaltet und …«

»Oh, mein König, ich, dein demütiger Knecht, deine Arbeiten beaufsichtigen und dich belehren?«

»Aber was hast du denn verschuldet? Es ist mir rätselhaft! Bin ich verrückt oder du? Erkläre dich näher, komme offen mit der Sprache heraus.«

»Die Sache ist ganz einfach, Majestät. Es darf niemand die geheiligte Person des Prinzen von Wales mit Schlägen heimsuchen. Darum, wenn er einen Verstoß begeht, bekomme ich die Prügel, und das ist billig und recht, denn es ist mein Amt und mein Broterwerb.«*

Tom sah den gelassen vor ihm stehenden Jungen betroffen an und dachte: »Fürwahr eine höchst merkwürdige Einrichtung, ein ganz absonderliches und seltsames Geschäft. Ich wundere mich, dass nicht jemand angestellt ist, der sich statt meiner kämmen und ankleiden lässt – ach, wenn es doch geschähe! Wenn sie mir das abnähmen, würde ich die verdienten Prügel lieber selbst aushalten und Gott noch obendrein dafür danken!« Dann setzte er laut hinzu: »Und so bist du geschlagen worden, mein armer Freund, wie der Lehrer dir vorher gesagt hatte.«

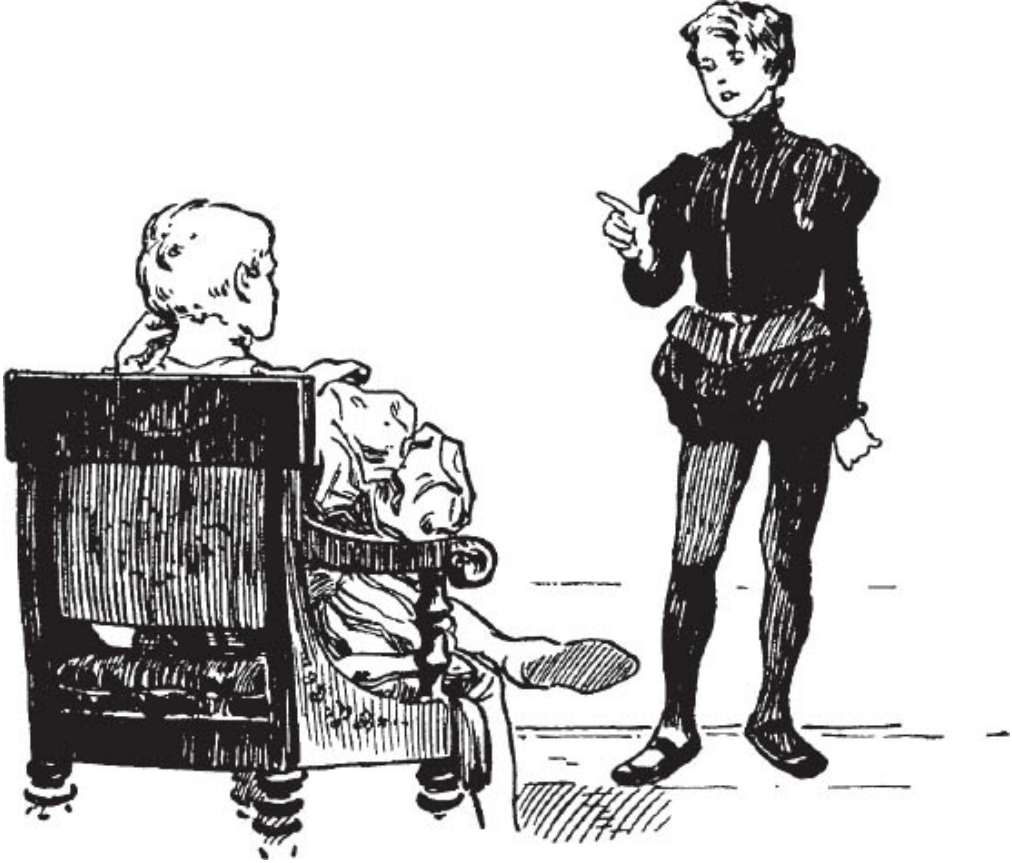
»Nein, mein gnädiger König. Die Züchtigung war auf den heutigen Tag angesetzt, und vielleicht könnte sie mir erlassen werden als unziemlich in dieser Trauerzeit, die über uns gekommen ist. Ich kam hierher, um dich an das vorgestern gnädig mir gegebene Versprechen zu erinnern, Fürsprache für mich leisten zu wollen.«

»Bei dem Lehrer? Dir die Prügel zu erlassen?«

»Ah, du erinnerst dich jetzt!«

»Du siehst, mein Gedächtnis bessert sich. Sei beruhigt. Dein Rücken soll verschont bleiben. Ich werde dafür sorgen.«

»Oh danke, danke, mein gnädiger Herr!«, rief der Knabe, auf die Knie sinkend. »Vielleicht habe ich dich schon zu lange mit meinen Angelegenheiten belästigt und dennoch …«



Da Master Humphrey zögerte, ermutigte Tom ihn, fortzufahren und sagte, er sei in Geberlaune.

»Dann will ich es aussprechen, denn es liegt mir schwer auf dem Herzen. Seit du, mein Herr, nicht mehr Prinz von Wales, sondern König von England bist, kannst du tun, was du willst, und niemand hat dir etwas zu gebieten. Darum ist nicht anzunehmen, dass du noch länger deinen Geist mit trockenen Studien plagen, sondern die Schulbücher beiseite werfen und dich mit vergnüglicheren Dingen ergötzen wirst. Dann bin ich brotlos – ich und meine verwaisten Schwestern!«

»Brotlos! Wie denn das?«

»Mein Amt als Prügelknabe ernährt mich. Verliere ich das, so muss ich Hungers sterben, mein gnädiger König! Hörst du auf zu lernen, gibt es keine Verwendung mehr für mich als Prügelknaben. Ach, bitte, schicke mich nicht fort!«

Tom war von seinem tiefen Schmerz gerührt, und er sprach mit echt königlicher Großmut:

»Beunruhige dich nicht weiter, Knabe. Dein Amt soll dir dauernd verbleiben und erblich in deiner Familie werden.« Dann berührte er des Knaben Schulter leicht mit dem flachen Degen und sagte: »Erhebe dich, Humphrey Marlow, als erblicher und Erzprügelknabe des königlichen Hauses von England. Verbanne den Kummer. Ich

werde wieder zu den Büchern greifen, aber so viele Fehler machen, dass sie dir billigerweise dein Gehalt verdreifachen müssen, so sehr wird dich dein Amt in Anspruch nehmen.«

Der dankbare Humphrey rief begeistert: »Ich danke dir, mein edler Herr. Diese überschwenglich große Huld übersteigt meine kühnsten Hoffnungen. Nun bin ich auf Lebenszeit glücklich gemacht? Ich und das ganze Haus Marlow.«

Tom war klug genug, zu begreifen, dass dieser Junge ihm noch von großem Nutzen sein könnte. Er ermutigte Humphrey zum Reden und hatte diesen Entschluss nicht zu bedauern. Der Prügelknabe seinerseits war froh, etwas zur geistigen Genesung des Königs beizutragen, denn nachdem er Tom verschiedene Ereignisse und Vorfälle in das Gedächtnis gerufen hatte, die sich im Schulzimmer des Prinzen oder sonstwo im Schloss zugetragen hatten, merkte er, dass Tom, wenn er im Lauf des Gesprächs wieder darauf zurückkam, sich dieser Umstände erinnerte. Nach Verlauf einer Stunde war Toms Kopf durch sehr wertvolle Kenntnisse über die Personen und Ereignisse am Hof bereichert. Deshalb beschloss er, fortan täglich aus dieser Quelle zu schöpfen und wollte zu dem Zweck Befehl erteilen, Humphrey jedes Mal vorzulassen, vorausgesetzt, dass er nicht andere Personen zu jener Zeit zu empfangen hätte. Humphrey war kaum gegangen, als Lord Hertford kam, Tom von Neuem zu plagen. Er sagte, die Herren des Geheimen Rats fürchteten, dass sich übertriebene Gerüchte über die zerrüttete Gesundheit des Königs verbreitet hätten und in das Publikum gedrungen wären. Daher hielten sie es für das Klügste und Beste, dass der König schon nach ein paar Tagen beginnen solle, öffentlich Tafel zu halten, denn seine frische Gesichtsfarbe, sein kräftiger Schritt würden, vereint mit einer sorgfältig beobachteten gelassenen Haltung und einer huldvollen Unbefangenheit, die allgemeinen Besorgnisse am leichtesten zerstreuen – falls die öffentliche Meinung wirklich beunruhigt sei – und zwar wirksamer als irgendein anderes Mittel, das sie vorzuschlagen wüssten.

Dann begann der Graf, Tom geschickt für diese feierliche Staatshandlung vorzubereiten, und zwar unter der durchsichtigen Verhüllung, als ob er ihn nur an Dinge erinnere, die ihm längst bekannt wären. Zu seiner großen Befriedigung zeigte es sich indessen, dass Tom sehr wenig Hilfe nach dieser Seite benötigte, denn er hatte Nutzen aus Humphreys Belehrung gezogen, welcher ihm gegenüber erwähnt hatte, dass er bald öffentlich speisen werde – eine Nachricht, die der geschäftige Hofklatsch bereits im Schloss verbreitet hatte. Das behielt Tom freilich für sich.

Da er das Gedächtnis des Königs so gebessert fand, stellte der Graf in anscheinend zufälliger Weise ein paar Proben an, wie weit die Genesung fortgeschritten sei. Die Erfolge waren stellenweise erfreulich, nämlich überall dort, wo Humphreys Belehrung ausreichte, und der Graf war in zufriedener und hoffnungsvoller Stimmung. So zuversichtlich war er sogar, dass er plötzlich mit ermutigendem Ton sagte: »Jetzt bin ich überzeugt, dass, wenn Eure Majestät Ihr Gedächtnis nur noch ein wenig anstrengen wollte, sie das Rätsel über das Verschwinden des großen Staatssiegels lösen könnte. Das Fehlen desselben war gestern von hoher Bedeutung. Heute ist dies nicht mehr der Fall, denn sein Gebrauch

ist mit dem Hintritt unseres hochseligen Herrn erledigt. Wollen Eure Majestät sich des Aufbewahrungsorts zu erinnern geruhen?«

Tom war wieder ratlos – was das große Staatssiegel überhaupt sei, wusste er nicht. Nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, blickte er auf und fragte unschuldig: »Wie sieht es aus?«

Der Graf zuckte zusammen und dachte bei sich: »Ach, nun ist der Verstand wieder fort! Es war nicht wohl bedacht, dass ich ihn veranlasst habe, sein Gedächtnis anzustrengen.« Dann wendete er das Gespräch geschickt auf andere Gegenstände in der Absicht, das unselige Siegel dadurch aus Toms Gedanken zu verdrängen, ein Zweck, der ihm nur zu leicht gelang.

15. Kapitel

Tom als König[*]

Am nächsten Tag erschienen die fremden Gesandten mit ihrem stolzen Gefolge, und Tom empfing sie mit Ehrfurcht gebietender Würde. Zuerst erfreute der Glanz des Schauspiels sein Auge und regte seine Einbildungskraft an, aber die Audienz war lang und eintönig, darum verwandelte sich das Vergnügen bald in Missstimmung, und er wünschte sich meilenweit fort. Tom wiederholte die Worte, die Hertford ihm von Zeit zu Zeit vorsagte, und gab sich alle Mühe, seine Sache gut zu machen. Aber er war darin noch ein völliger Neuling und fühlte sich dabei zu unbehaglich, um mehr als einen mittelmäßigen Erfolg zu erzielen. Zwar sah er so ziemlich wie ein König aus, aber er fühlte sich keineswegs als König und war von Herzen erleichtert, als die Feierlichkeit zu Ende ging.

Der größere Teil des Tages wurde »vergeudet«, wie er es im Stillen nannte, mit Angelegenheiten, die zu seinem Beruf als König gehörten. Selbst die zwei Stunden, die der Erholung und fürstlichen Vergnügungen gewidmet wurden, schienen ihm mehr als eine Last – so behindert fühlte er sich durch die Einschränkungen und die Beobachtung höfischer Gebräuche. Dann aber war er eine Stunde ungestört mit seinem Prügelknaben zusammen, und diese genoss er in vollen Zügen, da sie ihm sowohl Unterhaltung als auch nützliche Unterweisung brachte.

Der dritte Tag, den Tom als König verlebte, verging so ziemlich wie die anderen. Aber die Wolken lichteten sich ein wenig, er fühlte sich nicht mehr ganz so unbehaglich wie anfangs, gewöhnte sich allmählich an die Zustände und seine Umgebung – er empfand nur noch zeitweise, nicht mehr beständig den Druck der Kette, und bemerkte, dass die Gegenwart und die Huldigung der Großwürdenträger ihn nicht mehr ängstigte und in Verlegenheit brachte, ja, dass sich diese Befangenheit mit jeder Stunde verminderte.

Hätte ihn nicht eine besondere Befürchtung gequält, so würde er dem vierten Tag ohne sonderliche Beklommenheit entgegengesehen haben, weil er von nun an öffentlich Tafel halten sollte. Zwar waren wichtigere Angelegenheiten im Gange, denn an demselben Tag sollte er den Vorsitz in einer Sitzung führen, in der man seine Ansichten und Befehle über die Politik entgegennehmen wollte, welche er gegenüber mehreren großen Nationen einzunehmen gedenke; auch sollte bei dieser Gelegenheit Hertford in aller Form zum Lord-Protektor ernannt werden; und noch andere wichtige Angelegenheiten sollten zur Erledigung kommen, aber sie schienen Tom sämtlich geringfügig zu sein im Vergleich mit der Feuerprobe, ganz allein zu speisen, während eine Menge neugieriger Augen auf ihn gerichtet war und unzählige Lippen sich Bemerkungen über sein Benehmen zuflüstern würden, und über seine Missgriffe, falls er das Unglück hätte, derer zu begehen.

Aber der vierte Tag kam trotzdem heran, das konnte er nicht verhindern. Der arme

Tom war niedergeschlagen und zerstreut, und er konnte diese gedrückte Stimmung nicht loswerden. Die jeden Morgen zu erfüllenden Zeremonien waren ihm lästig und ermüdeten ihn, und das Gefühl, ein Gefangener zu sein, bemächtigte sich seiner mit erneuter Stärke.

Später am Vormittag befand er sich in einem großen Audienzzimmer und unterhielt sich mit dem Grafen von Hertford und wartete verdrossen auf die Stunde, in der er eine große Anzahl von Würdenträgern und Hofbeamten empfangen sollte.

Tom war an ein Fenster getreten und schaute dem Leben und Treiben auf der breiten Straße jenseits der Schlossumfassung zu, und zwar mit heißer Sehnsucht, sich selbst frei und ungebunden hineinmischen zu können, als er den Vortrupp einer schreienden und johlenden Menge bemerkte, die aus wüsten Männern, elenden Weibern und Kindern aus den untersten und rohsten Volksschichten bestand, und die den Weg heraufkam. »Wüsste ich nur, was dort los wäre!«, rief er mit der Neugier, welche Knaben bei solchen Gelegenheiten zu zeigen pflegen.

»Du bist der König!«, sagte der Graf und verbeugte sich feierlich. »Habe ich deine Genehmigung, um einzuschreiten?«

»Oh gewiss! Oh sehr gern!«, rief Tom erfreut und dachte dann mit einem Gefühl innerer Befriedigung: »König zu sein hat doch nicht nur seine Unbequemlichkeiten, es gewährt doch auch Annehmlichkeiten und Vorteile.«

Der Graf rief einen Pagen und sendete ihn an den Anführer der Wache mit dem Befehl: »Der Volkshaufen soll zum Stehen gebracht werden, und man soll fragen, was die Bewegung veranlasst hat. Auf Befehl des Königs!«

Einige Augenblicke später marschierte die in blanke Stahlrüstung gekleidete königliche Leibwache aus den Schlosstoren, sperrte die Straße und stellte sich der Menge gegenüber. Ein Bote kehrte zurück und meldete: Der Volkshaufen folge einem Mann, einer Frau und einem Mädchen zum Richtplatz, die wegen Vergehen gegen den Frieden und die Würde des Landes sterben sollten.

Den Tod – einen gewaltsamen Tod sollten diese Unglücklichen erleiden! Dieser Gedanke schnitt Tom in das Herz. Das Mitleid bemächtigte sich seiner so ausschließlich, dass es alle anderen Überlegungen verdrängte. Er dachte nicht daran, ob sie sich gegen die Gesetze vergangen, oder welchen Schaden sie anderen zugefügt haben könnten; er sah nur den Galgen vor sich und das entsetzliche Schicksal, das den Verurteilten drohte. Seine Teilnahme für sie ließ ihn sogar vergessen, dass er nur der unechte Schatten eines Königs war, nicht der Herrscher selbst. Doch ehe er sich dessen bewusst war, hatte er schon den Befehl erteilt: »Bringt sie her!«

Dann wurde er dunkelrot, und eine Entschuldigung drängte sich auf seine Lippen. Aber da er bemerkte, dass sein Befehl weder den Grafen noch den Pagen zu wundern schien, unterdrückte er das, was er hatte sagen wollen. Der Page machte, als ob es ganz selbstverständlich sei, eine tiefe Verbeugung und verließ rückwärts schreitend das Zimmer, um den Befehl zu übermitteln. Tom empfand ein stolzes Selbstgefühl und die erneute Überzeugung von der Annehmlichkeit des königlichen Berufs. Er dachte bei sich: »Wahrlich, es ist so, wie ich es mir nach den Büchern des alten

Priesters vorstellte, als ich mir ausmalte, wie ich als Prinz handeln und allen Gesetze und Befehle erteilen würde. Und wenn ich sagte: ›Tut dies!‹, durfte niemand Einspruch gegen meinen Willen erheben.«

Inzwischen öffneten sich die Flügeltüren. Ein volltönender Titel nach dem anderen wurde gemeldet, die Träger derselben folgten, und bald war der Saal mit vornehmen, reich gekleideten Männern zur Hälfte gefüllt. Aber Tom achtete kaum auf die Gegenwart dieser Leute, so ausschließlich waren seine Gedanken mit der anderen Angelegenheit beschäftigt. Er nahm mit zerstreuter Miene auf dem königlichen Sessel Platz und wendete die Augen zur Tür und tat seiner ungeduldigen Erwartung keinerlei Zwang an. Da die Anwesenden dies bemerkten, wagten sie nicht, ihn zu unterbrechen, sondern unterhielten sich flüsternd miteinander über öffentliche und Hofereignisse.

Nach kurzer Frist ließ sich der taktmäßige Schritt marschierender Soldaten vernehmen, und die Verurteilten erschienen, begleitet von einem Untersheriff und einer Abteilung der Leibwache. Der Beamte kniete vor Tom nieder, trat dann zur Seite. Die drei Verurteilten knieten ebenfalls nieder und verharrten in dieser Stellung, während die Wache hinter Toms Sessel Aufstellung nahm. Tom betrachtete die Gefangenen aufmerksam. Der Rock wie die Haltung des Mannes weckte irgendeine Erinnerung bei ihm. »Mir scheint, ich muss den Verurteilten schon früher einmal gesehen haben. Doch wann und wo, weiß ich nicht mehr«, dachte Tom. Dann blickte der Mann schnell auf, senkte die Augen aber wieder ebenso schnell, denn er vermochte den überwältigenden Eindruck der königlichen Macht nicht zu ertragen. Tom sah bei dieser Bewegung das ganze Gesicht, und der eine kurze Blick genügte ihm. Er sagte bei sich: »Nun weiß ich es genau. Es ist der Fremde, der den Giles Witt aus der Themse gezogen und ihm das Leben gerettet hat an dem bitterkalten Neujahrstag. Es war eine wackere, mutige Handlung. Schade, dass er seitdem schlimme Taten verübt hat und es so weit mit ihm gekommen ist. Ich habe Tag und Stunde nicht vergessen, weil ich eine Stunde darauf, Schlag elf, von Großmutter Canty so fürchterliche Schläge bekam wie nie zuvor und auch später nie, so dass mir alle anderen Züchtigungen im Vergleich dazu wie Liebkosungen erschienen.«

Tom befahl nun, dass die Frau und das Mädchen für eine Weile herausgeführt würden, und wendete sich dann an den Gerichtsherrn mit der Frage: »Guter Herr, was hat dieser Mann verbrochen?« Der Untersheriff kniete nieder und sagte: »Mit Verlaub, er hat einen Untertan Eurer Majestät durch Gift um das Leben gebracht.«

Toms Mitleid für den Gefangenen und seine Bewunderung des kühnen Mannes, der seinen Spielgefährten aus Todesgefahr errettet hatte, erlitt einen schweren Stoß.

»Konnte ihm die Tat nachgewiesen werden?«, fragte er.

»Ganz klar, Eure Majestät.«

Tom seufzte und sagte: »So führt ihn fort. Dann hat er den Tod verdient. Schade, denn er hat ein mutiges Herz. – Das heißt, ich meine, er sieht wie ein beherzter Mann aus.«

Der Gefangene raffte allen Mut zusammen, rang die gefalteten Hände voller

Verzweiflung und flehte »den König« mit gepresster Stimme und stammelnden Worten an: »Ach, mein Herr und König, wenn du Erbarmen für die Verlorenen fühlst, nimm dich meiner an. Ich bin unschuldig. Auch ist das Verbrechen, dessen sie mich bezichtigen, nicht klar bewiesen. Doch davon rede ich nicht. Das Urteil ist über mich gefällt und kann nicht zurückgenommen werden. Aber in meinem Elend bitte ich um eine Gunst, denn mein Los ist schwerer, als es ein Mensch ertragen kann. Eine Gnade, eine Gnade, mein Herr und König! Gewähre aus Mitleid die eine Bitte: Erteile den Befehl, dass ich gehenkt werde.«

Tom sah ihn betroffen an. Das war nicht der Ausgang, den er erwartet hatte. »Bei meinem Leben«, sagte er. »Ein seltsames Gesuch. Wärst du denn nicht zum Galgen verurteilt?«

»Nein, mein Herr und König. Ich soll in heißem Öl gesotten werden!«

Tom sprang vor Entsetzen über diese Todesart auf. Als er sich wieder gefasst hatte, rief er: »Dein Wunsch sei dir gewährt, Unglücklicher! Und hättest du hundert Leute vergiftet, eines solchen Todes sollst du nicht sterben!«

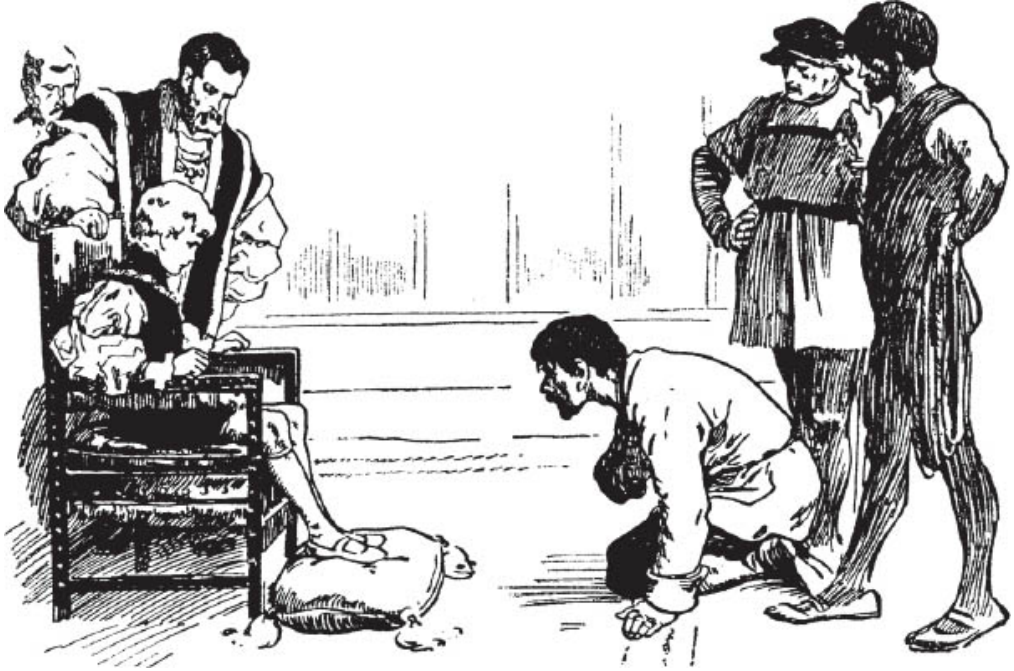
Der Gefangene beugte sein Gesicht zur Erde und äußerte lebhaft seinen Dank, mit den Worten schließend: »Sollte dir je ein Unheil widerfahren – was Gott verhüte, möge Er sich deiner Barmherzigkeit mir gegenüber erinnern und sie dir lohnen.«

Tom wendete sich an den Grafen Hertford und fragte: »Mein Lord, konnte ein so unmenschlich grausames Urteil Bestätigung erhalten?«

»Es ist die gesetzliche Strafe für Giftmörder. In Deutschland werden Falschmünzer in Öl zu Tode gesotten, nicht wie hier in den kochenden Kessel geworfen, sondern an einem Seil allmählich und langsam in das Öl gesenkt, die Füße zuerst …«

»Still davon, Graf, ich kann es nicht hören!«, rief Tom und deckte die Augen mit der Hand, als wolle er das entsetzliche Bild abwehren. »Ich ersuche Eure Gnaden die Abänderung dieses Gesetzes zu bewirken – kein Unglücklicher soll mehr mit solchen Qalen gemartert werden.«

Des Grafen Antlitz zeigte lebhafte Befriedigung, denn er war milder und weichherziger Gemütsart, ein seltener Fall unter seinen Standesgenossen in jener rauen Zeit. »Die Worte Eurer Majestät schaffen diese Todesart ab. Die Geschichte wird diese Handlung auf der Ehrentafel Eures königlichen Hauses verzeichnen.«



Der Untersheriff wollte eben den Gefangenen abführen lassen, als Tom ein Zeichen gab, damit noch zu warten, und, zu dem Beamten gewendet, sagte: »Guter Herr, ich möchte mich näher nach dem Urteil erkundigen. Der Mann behauptete, dass ihm die Schuld nicht klar bewiesen sei. Sage mir, was du darüber weißt.«

»Mit Eurer Majestät Erlaubnis berichte ich, dass das Verhör ergab, dieser Verurteilte wäre in ein Haus im Dorf Islington gegangen, in dem ein Mann krank lag. Drei Zeugen sagen, es wäre um zehn Uhr geschehen, zwei andere, es wäre noch etwas später gewesen. Der Kranke war zu der Zeit ganz allein und schlief, und der Mann kam gleich wieder aus dem Haus und ging weiter. Eine Stunde darauf verschied der Kranke unter fürchterlichen Krämpfen und Schmerzen.«

»Hat jemand gesehen, dass dieser Mann ihm Gift gereicht hat? Ist Gift gefunden worden?«

»Das nicht, mein Herr und König.«

»Woher weiß man denn, dass der Kranke vergiftet worden ist?«

»Mit Verlaub, Majestät, die Ärzte sagten, dass nur Gift solche Schmerzen und Krämpfe erregen könne.«

Das war ein schwer ins Gewicht fallendes Zeugnis in jenen leichtgläubigen Zeiten. Tom war sich seiner vernichtenden Wirkung bewusst und sagte: »Die Ärzte müssen es wissen – sie werden wohl recht gehabt haben. Dann steht es schlimm für den armen Mann.«

»Das war noch nicht alles, Majestät, es sind noch stärkere Beweise da. Es haben ihrer viele ausgesagt, dass eine Hexe, die seitdem aus dem Dorf verschwunden, und von der niemand weiß, wo sie hingekommen ist, es ihnen heimlich anvertraut hat,

dass jener Kranke an Gift sterben würde – und mehr noch: Ein Fremder würde es ihm reichen. Dieser Fremde hätte braunes Haar und trüge einen abgeschabten, braunen Rock, und das stimmte auch ganz genau bei dem Angeklagten. Eure Majestät wolle diesen Umstand nach Gebühr würdigen, da er vorher prophezeit war.«

In dem abergläubischen Zeitalter übte ein solcher Grund eine unbedingte Beweiskraft aus. Auch Tom hielt die Sache für ausgemacht. Wenn man überhaupt Zeugnis gelten lassen wolle, schien ihm die Schuld des Unglücklichen erwiesen. Dennoch gab er dem Gefangenen noch eine Gelegenheit, sich zu retten.

»Wenn du etwas zu deinen Gunsten anführen kannst, sprich.«

»Nichts, was mir helfen wird, mein König. Ich bin unschuldig. Aber ich kann es nicht beweisen. Ich habe keine mächtigen Angehörigen, sonst könnte ich feststellen lassen, dass ich an jenem Tag gar nicht in Islington gewesen bin, sondern zu der Zeit, in der sie behaupten, dass die Tat geschehen sei, in Mapping Old Stairs war. Ja, noch mehr, mein König, statt ein Leben zu rauben, habe ich eins gerettet. Ein Knabe war dem Ertrinken nahe …«

»Sheriff, wann soll der Giftmord begangen worden sein?«, unterbrach Tom die Verteidigungsrede.

»Gegen zehn Uhr morgens am Neujahrstag, mein König.«

»Setzt den Gefangenen in Freiheit. Der König will es!« Tom errötete wieder über seine unkönigliche Eilfertigkeit und versuchte den Verstoß, so gut es ging, zu bemänteln, indem er hinzufügte: »Es empört mich, dass ein Mann auf so ein törichtes, ungenügendes Zeugnis zum Tode verurteilt werden konnte!«

Ein Murmeln der Bewunderung durchlief die Versammlung. Die Bewunderung galt nicht dem Ausspruch, den Tom getan hatte; denn ob es löblich und angemessen sei, einen wegen Giftmordes verurteilten Menschen zu begnadigen, würden wenige zugestanden oder gar bewundert haben; nein, die Bewunderung galt der Klugheit und Lebhaftigkeit, die Tom dabei bewiesen hatte. Einige der leise geflüsterten Bemerkungen waren: »Das ist kein geisteskranker König. Er hat einen hellen Kopf.«

»Wie klar er die Fragen stellte – und die schnelle Art, wie er zuletzt entschied, ganz so wie er es sonst zu machen pflegte.«

»Gott sei Dank, dass die Krankheit vorüber ist! Das ist kein Schwächling, sondern ein König. Er hat sich seines Vaters würdig erwiesen.«

Von dem Beifallsgemurmel rings um ihn herum drang auch etwas an sein Ohr. Das machte ihm einen sehr angenehmen Eindruck, und er fühlte sich behaglicher und zuversichtlicher. Doch noch stärker als diese angenehmen Empfindungen und Erregungen war seine jugendliche Wissbegier. Er verlangte zu erfahren, was für ein todeswürdiges Verbrechen das Weib und ihr kleines Mädchen begangen hätten, und auf seinen Befehl wurden die beiden verängstigten und schluchzenden Geschöpfe ihm vorgeführt.

»Was haben sie getan?«, fragte er den Sheriff.

»Eure Majestät, die beiden sind eines schweren Verbrechens schuldig gesprochen worden, und dies klar bewiesen. Deshalb haben die Richter sie nach dem Gesetz zum

Tod am Galgen verurteilt. Sie haben sich dem Teufel verkauft.«

Tom schauderte. Menschen, die dieses Verbrechen begingen, waren verabscheuungswürdig, hatte man ihn gelehrt. Dennoch wollte er sich nicht den Genuss versagen, seine Wissbegier zu befriedigen, deshalb fragte er: »Wo ist es geschehen und wann?«

»Um Mitternacht, im Monat Dezember, in einer verfallenen Kirche.«

Wieder schauderte Tom. »Wer war gegenwärtig?«

»Nur die beiden, Majestät – und der böse Feind.«

»Haben sie gestanden?«

»Nein, Majestät, sie leugnen es.«

»Wie ward es denn festgestellt?«

»Einige Zeugen sahen sie dorthin schleichen; das erregte Verdacht, und schreckliche Ereignisse haben diesen seitdem bestätigt. Insbesondere ist erwiesen, dass durch die Macht, welche sie auf diese Weise erhielten, sie ein fürchterliches Unwetter heraufbeschworen haben, das die Gegend ringsum verwüstet hat. Beinahe fünfzig Zeugen sind für das Unwetter aufgetreten, und man hätte derer eintausend haben können, denn alle denken noch daran, weil alle darunter gelitten haben.«

»Das ist ein schlimmer Fall.« Tom sann eine Weile über diese schwere Missetat nach und fragte: »Hatte die Frau auch Schaden durch das Unwetter?«

Einige Grauköpfe in der Versammlung nickten zustimmend bei dieser klugen Frage.

»Freilich, Eure Majestät, und zwar geschah es ihr ganz recht, wie alle sagen. Ihr Haus wurde vom Sturm niedergerissen, sodass sie ohne Obdach war.«

»Mir scheint, dass sie die Macht, sich selbst zu schaden, teuer bezahlt hat. Sie wäre betrogen, wenn sie einen Heller dafür bezahlt. Und hätte sie ihr eigenes Seelenheil und das ihres Kindes dafür gegeben, zeigte es nur, dass sie verrückt wäre; ist sie verrückt, so weiß sie nicht, was sie tut, und begeht daher keine Sünde.«

Die Grauköpfe nickten wieder zustimmend über Toms Weisheit und einer von ihnen murmelte: »Wenn dieser König selbst wahnsinnig ist, wie das Gerücht geht, so ist es Wahnsinn, welcher manch einem, den ich kenne, gut stehen würde, und ich wünschte nur, diese Art von Wahnsinn verbreitete sich weiter.«

»Wie alt ist das Mädchen?«, fragte Tom.

»Neun Jahre, mit Verlaub.«

»Gestatten die Gesetze Englands einem Kind dieses Alters, sich zu verkaufen und einen Vertrag über sich abzuschließen?«, fragte Tom einen hochgelehrten Richter.

»Nach unseren Gesetzen darf ein Kind kein wichtiges Geschäft unternehmen oder abschließen, weil sein unreifer Verstand nicht fähig ist, gegen den stärkeren Geist und den Eigennutz Erwachsener anzukämpfen. Der Teufel kann ein Kind kaufen, wenn er will und wenn das Kind zustimmt, aber kein Engländer – in letzterem Fall wäre der Vertrag null und nichtig.«

»Es scheint mir ungerecht, verwerflich und unchristlich, dass das englische Gesetz dem Teufel gestattet, was es dem Engländer versagt!«, rief Tom in seinem

ehrlichen Eifer.

Diese neue Auffassung rief bei vielen ein Lächeln hervor, und andere prägten sie sich ein, um sie als Beweis für des Königs Begabung und für ein Zeichen seiner wiedergekehrten geistigen Gesundheit anzuführen.

Das Weib hatte aufgehört zu schluchzen und lauschte Toms Worten mit zunehmender Spannung und Hoffnung. Tom sah es und sein schon lebhaftes Mitgefühl für die Unglückliche steigerte sich.

»Womit hat sie den Sturm heraufbeschworen?«

»Sie zog ihre Strümpfe aus, Majestät.«

Dies versetzte Tom auf das Höchste in Erstaunen und er konnte die Neugier nicht länger bezähmen: »Das ist erstaunlich. Hat es immer dieselbe Wirkung?«

»Ja, mein Lehnsherr, wenn das Weib will und die nötige Beschwörung spricht – entweder im Geist oder mit den Lippen!«

Tom wendete sich an die Frau und rief ungestüm: »Übe deine Macht aus – ich will ein Unwetter sehen!«

Viele ringsherum erblassten, und alle wünschten sich weit weg vom Schloss, doch Tom bemerkte nichts davon, denn sein Sinn war nur auf das geforderte Gewitter gerichtet. Da er den verwirrten, verängstigten Blick der Frau bemerkte, rief er schnell: »Fürchte dich nicht. Du sollst straflos ausgehen. Noch mehr – du erhältst die Freiheit. Niemand soll dir ein Leid antun. Übe jetzt deine Macht aus.«

»Ach, mein Herr und König, ich bin fälschlich angeklagt worden.«

»Die Furcht hindert dich, meinen Willen zu tun. Fasse Mut, du sollst nicht dafür leiden. Rufe ein Gewitter herbei – es kommt nicht darauf an, wenn es nur ein kleines ist. Im Gegenteil, ich verlange kein großes, das Schaden anrichtet. Mir ist ein kleines lieber – tue es, und ich schenke dir das Leben, dir und deinem Kind, dass du unbestraft mitnehmen kannst mit einem königlichen Freibrief, und niemand im ganzen Land darf dir ein Leid zufügen.«

Das Weib warf sich auf die Erde und beteuerte unter Tränen, dass sie keine Macht hätte, eine solche Tat zu vollbringen. Hätte sie es, so würde sie damit ihres Kindes Leben retten und das eigene gern darangeben, wenn sie durch Gehorsam gegen des Königs Befehl Gnade zu erlangen vermöchte.

Tom bestand weiter darauf, das Weib aber beharrte auf ihren Versicherungen. Schließlich sagte er:

»Ich glaube, die Frau spricht die Wahrheit. Wäre meine Mutter an ihrer Stelle und mit teuflischer Kraft ausgerüstet, hätte sie keinen Augenblick gezögert, ein Unwetter heraufzubeschwören, und sie würde ohne Bedenken das ganze Land verwüstet haben, hätte sie damit mein bedrohtes Leben retten können. Auch andere Mütter würden desgleichen tun, darin ist eine wie die andere. Du bist frei, gute Frau, du und dein Kind, denn ich halte dich für unschuldig. Jetzt, wo du nichts zu fürchten hast, denn du bist begnadigt, ziehe deine Strümpfe aus. Kannst du ein Gewitter heraufbeschwören, so mache ich dich reich.«

Die vorm Tode bewahrte Frau sprach begeistert ihre Dankbarkeit aus und schickte

sich an, die Strümpfe auszuziehen, während Tom in höchster Spannung und etwas beklommen zusah; die Höflinge verbargen ihre Besorgnis und ihr Unbehagen nicht. Die Frau entblößte nicht nur ihre Füße, sondern auch die ihres Töchterchens und hätte die königliche Großmut gern durch ein Erdbeben belohnt, aber jeglicher Erfolg blieb aus.

Tom sagte zuletzt mit einem Seufzer: »So, nun bemühe dich nicht weiter. Die Kraft ist von dir gewichen. Gehe hin in Frieden. Doch kehrt sie zurück, vergiss mich nicht, und lass mich ein Unwetter sehen.«

16. KAPITEL

Die öffentliche Tafel

Die Zeit für die Tafel rückte heran, aber merkwürdigerweise beunruhigte dies Tom nicht sonderlich. Er empfand höchstens einige Befangenheit, keine Furcht mehr. Die Erlebnisse des Vormittags hatten ihn zuversichtlicher gemacht. Schneller als ein Erwachsener in einem Monat hatte er sich in diesen vier Tagen in die neuen Verhältnisse eingelebt. Die Leichtigkeit, mit der ein Kind sich den Umständen anpasst, wurde durch diesen Fall glänzend bestätigt.

Wir wollen in den großen Bankettsaal treten und den Vorbereitungen zuschauen, während Tom für die Feierlichkeit angekleidet wird. Es ist ein weiter Raum mit vergoldeten Säulen und Pfeilern; die Decke wie die Wände sind mit Malereien geschmückt. An der Tür stehen regungslos große Soldaten der Leibwache in ihrer prächtigen, malerischen Tracht mit Hellebarden in den Händen. Auf der Galerie hoch oben saßen ringsum die Spielleute und dicht gedrängt reich gekleidete Bürger mit ihren Frauen. In der Mitte des Saals befand sich auf einer Erhöhung die Tafel für Tom. Wir lassen den Chronisten erzählen:

»Ein Edelmann erscheint mit einem Stab und mit ihm ein anderer, der das Tafeltuch trägt, welches, nachdem sie beide dreimal andächtig niedergekniet sind, von ihnen über den Tisch gebreitet wird, worauf sie abermals niederknien und sich entfernen. Dann kommen zwei andere, der eine wieder mit einem Stab, der andere mit dem Salzfass, einem Teller und dem Brot. Nachdem sie wie die anderen niedergekniet sind und die von ihnen gebrachten Gegenstände auf den Tisch gestellt haben, ziehen sie sich unter denselben Zeremonien wie die ersten zurück. Schließlich erscheinen zwei Herren von hohem Adel, reich gekleidet, von denen der eine ein Messer trägt, die nach dreimaliger Kniebeugung sich dem Tisch in anmutig würdevoller Weise nähern und den Tisch mit Brot und Salz reiben, so ehrerbietig als wäre der König selbst gegenwärtig.«*

Damit sind die feierlichen Vorbereitungen beendet. Nun ertönt von fernher durch die weiten Gänge ein Trompetenstoß und der dumpfe Ruf: »Platz für den König! Platz für des Königs hohe Majestät.« Diese sich immer wiederholenden Rufe kommen näher und näher, und dann erschallt dicht vor uns das Trompetengeschmetter und der Befehl »Platz für den König!« Im nächsten Augenblick erscheint der glänzende Aufzug und kommt gemessenen Schrittes paarweise in den Saal. Wir überlassen wieder dem Chronisten das Wort: »Erst kamen Edelherren, Barone, Grafen, Ritter des Hosenbandordens, alle reich gekleidet, und darauf der Kanzler ohne Kopfbedeckung, welcher zwischen zwei Rittern geht, von denen der eine das königliche Zepter, der andere das Staatsschwert in roter, mit goldenen Lilien besetzter Scheide, die Spitze aufwärts gekehrt, trägt. Dann folgt der König selbst, den bei seinem Erscheinen zwölf Trompeten und ebenso viel

Trommeln mit herzlichem Willkommen begrüßen, während die auf den Galerien Befindlichen sich erheben und rufen: »Gott erhalte den König!« Hinter ihm kommen die seines Dienstes beflissenen Edelleute, und rechts und links marschiert seine Ehrenwache von fünfzig Edelleuten, die mit vergoldeten Streitäxten bewaffnet sind.«

Dies alles war sehr schön und erfreulich, und Toms Herz klopfte vor freudigem Stolz, und sein Auge leuchtete hell. Er bewahrte eine sehr anmutige Haltung, und dies gelang ihm umso besser, da er sich bemühte, seine Sache gut zu machen, und weil seine Gedanken durch die schöne Musik und den prächtigen Anblick auf das Angenehmste beschäftigt waren. Und es wurde ihm auch nicht schwer, sich in den hübschen, gut sitzenden Kleidern geschickt zu bewegen, weil er nun schon daran gewöhnt war und nicht mehr an sie dachte. Tom beachtete auch die ihm erteilten Anweisungen: Er dankte für die Huldigungen durch leichtes Neigen des mit einem Federhut gezierten Hauptes und dem gnädigen Wort: »Dank, Dank, mein gutes Volk!«

Er setzte sich, ohne den Hut abzunehmen, zu Tisch und tat es ohne die mindeste Verlegenheit. Denn mit dem Hut auf dem Kopf zu essen war königliches Vorrecht und eine Sitte, welche den Königen und den Männern vom Schlag Cantys gleich geläufig war, der gemeinsame Boden, auf dem sie sich trafen, und darin hatte keiner von beiden dem anderen etwas voraus, denn sie taten es seit unvordenklichen Zeiten. Der Zug löste sich und die Teilnehmer stellten sich gruppenweise hinter Tom und blieben ohne Kopfbedeckung stehen.

Kurz darauf traten unter dem Klang rauschender Musik die Trabanten der Leibwache ein, die größten und stattlichsten Leute in England, die besonders für diesen Dienst auserlesen wurden; doch lassen wir den Chronisten weiter erzählen:

»Die Trabanten kamen in Scharlach und Gold gekleidet, mit goldenen Rosen auf dem Rücken. Sie kamen und gingen und brachten nacheinander die Gerichte, die auf Silber angerichtet waren. Diese Schüsseln wurden von einem Herrn in Empfang genommen, in der Reihenfolge, in welcher sie kamen, und auf den Tisch gesetzt, während der Vorkoster jedem Trabanten einen Bissen aus jeder der Schüsseln zu essen gab, die er gebracht hatte, aus Furcht, es könne Gift darin enthalten sein.«



Tom aß mit gutem Appetit, trotzdem er wusste, dass Hunderte von Augen jeden Bissen, den er zum Mund führte, beobachteten und ihn mit einer Aufmerksamkeit betrachteten, als ob die Speisen aus Schießpulver wären und er gleich davon in tausend Stücke zersprengt werden würde. Er gab acht, sich nicht zu übereilen, und ebenso sich nicht selbst zu bedienen, sondern wartete, bis der zuständige Beamte niederkniete und den Dienst für ihn verrichtete. Auch kam er ohne Missgriffe durch und erzielte einen unbestrittenen großen Triumph.

Als die Mahlzeit endlich vorüber war und er sich in der Mitte des glänzenden Zugs entfernte, umrauscht von dem munteren Ton der Hörner und Trommeln und den lauten Hochrufen, meinte er, wenn die öffentliche Tafel nicht schwierigere Proben biete, er diese Prüfung gern täglich mehrere Male durchmachen wolle, wenn er sich dadurch von einigen lästigeren Pflichten seines königlichen Berufs loskaufen könne.

17. Kapitel

Foo-Foo der Erste

Miles Hendon eilte zum Southwarker Ende der Brücke und schaute sich überall nach den von ihm gesuchten Personen um. Doch war dies gänzlich erfolglos, wenn es ihm auch durch Fragen gelang, ihre Spur ein Stück weit zu verfolgen; dann verschwand diese plötzlich, und er wusste nicht, was er machen sollte. Trotzdem setzte er den Tag über seine Nachforschungen fort. Der Abend fand ihn fußmüde, halb verhungert und von seinem Ziel so fern wie zu Beginn. Er stärkte sich durch Speise im Tabard-Wirtshaus, legte sich zu Bett, entschlossen, sich frühzeitig am nächsten Morgen aufzumachen und sein Suchen in der Stadt fortzusetzen. Als er im Bett weiter über seine Pläne nachdachte, kam er zu folgenden Erwägungen: Der Knabe werde, wenn er irgend könne, dem Strolch, welcher sich für seinen Vater ausgäbe, zu entlaufen versuchen; würde er in diesem Fall nach London und in seine frühere Umgebung zurückkehren? Nein, gewiss nicht, schon aus Besorgnis, wieder dem Kerl in die Hände zu fallen. Was würde er also tun? Da er keinen Freund und Beschützer gehabt, bis er Miles Hendon kennen gelernt hatte, würde er diesen wiederzufinden versuchen, vorausgesetzt, dass er zu diesem Zweck nicht nach London und in die Gefahr zurückmüsse. Er würde versuchen, sich nach Hendon Hall durchzufragen – ja, das würde er sicherlich tun, da er wusste, dass Miles auch nach Hause wollte, und er darauf rechnen konnte, ihn dort zu treffen. Nun wusste Hendon ganz genau, was er zu tun hatte: Er durfte keine Zeit mehr in Southwark verlieren, sondern musste seinen Weg durch Kent nach Monks Holm nehmen, in den Wäldern nach ihm suchen und auf der Landstraße nach ihm fragen. Kehren wir jetzt zu dem verschwundenen kleinen König zurück.

Der Kerl, den der Aufwärter aus dem Gasthaus in der Nähe des Jungen und des Königs gesehen hatte, war nicht wie jener gemeint hatte, an sie herangetreten, sondern ihnen nur in einiger Entfernung gefolgt. Er sprach kein Wort, sein linker Arm hing in einer Binde, und er trug ein großes, grünes Pflaster über dem linken Auge; auch schleifte er den einen Fuß nach und bediente sich als Stütze eines eichenen Stocks. Der Junge führte den König kreuz und quer durch Southwark und dann jenseits auf die Landstraße. Nun wurde der König ungehalten und sagte, er wolle hierbleiben, es sei an Hendon, zu ihm zu kommen, nicht seine Sache, Hendon aufzusuchen. Eine solche Unverschämtheit lasse er sich nicht gefallen. Er bleibe jetzt, wo er sei.

»So«, sagte der Junge. »Du willst also hier bleiben, während dein Freund dort hinter dem Wald verwundet liegt. Mach’s, wie du willst!«

Da änderte der König plötzlich den Ton und rief: »Verwundet? Wer hat gewagt, ihn anzugreifen? Aber das später! Nur vorwärts, vorwärts! Schneller! Hast du Blei in deinen Beinen, Junge? Verwundet, sagtest du? Und wäre der Täter eines Herzogs

Sohn, er soll es büßen!«

Sie waren noch in einiger Entfernung zum Wald, durchmaßen aber die Strecke schnell. Der Führer spähte scharf um sich, sah einen Zweig in der Erde stecken, an welchen ein kleiner Lappen gebunden war, ging an dieser Stelle in den Wald und fand den Pfad von Zeit zu Zeit durch ähnliche Merkmale gezeichnet, welche sichtlich zum Ziel des Weges führten. Endlich erreichten sie eine Lichtung, auf welcher die verkohlten Überreste eines Gehöfts und neben demselben eine halb verfallene und vermoderte Scheune standen. Nirgends war etwas von Leben und Bewegung zu spüren; es herrschte das tiefste Schweigen. Der Führer trat in die Scheune. Der König folgte ihm auf den Fersen. Niemand war darin. Nun sah der König den Jungen überrascht und misstrauisch an und fragte: »Wo ist er?«

Höhnisches Gelächter war die Antwort. Der König flammte in wildem Zorn auf. Er ergriff ein Holzscheit und wollte seinen Führer angreifen, als abermals spöttisches Lachen sein Ohr traf. Diesmal war es der lahme Strolch, der ihnen in einiger Entfernung gefolgt war. Zornig wendete sich der König an ihn und sagte: »Wer bist du? Was willst du hier?«

»Lass die Torheiten!«, versetzte jener, »und sei ruhig. Meine Verkleidung ist nicht so vollständig, dass du nicht deinen eigenen Vater erkennen könntest!«

»Du bist nicht mein Vater. Ich kenne dich nicht. Ich bin der König! Wenn du meinen Diener verborgen hältst, bringe ihn zu mir, oder dich wird dein Tun noch reuen!«

Darauf sagte Canty mit strenger und fester Stimme: »Es ist ganz klar, dass du verrückt bist, und deshalb will ich dich nicht schlagen. Aber wenn du weiter so redest, zwingst du mich dazu. Deine Prahlereien richten jetzt keinen Schaden an, denn hier sind keine Ohren, um den Unsinn anzuhören. Aber du musst lernen, deine Zunge im Zaum zu halten, dass sie kein Unheil anrichtet, wenn wir anderswo hinkommen. Ich habe den Vater Andreas erschlagen und darf mich zu Hause nicht blicken lassen, und du auch nicht; außerdem brauche ich dich. Aus wichtigen Gründen habe ich auch einen anderen Namen angenommen. Ich heiße jetzt Hobbs, John Hobbs, du heißt Jack – merke dir das. Jetzt antworte mir: Wo ist deine Mutter? Wo sind deine Schwestern? Warum sind sie nicht an den Ort gekommen, wohin ich sie bestellt hatte? Weißt du, wohin sie sich gewendet haben?«

Der König versetzte finster: »Belästige mich nicht mit diesen Dingen. Meine Mutter ist tot, meine Schwestern sind im Schloss.«

Der junge Mann lachte wieder laut auf und der König wollte auf ihn losstürzen. Aber Canty oder Hobbs, wie er sich selbst nannte, hinderte ihn mit den Worten:

»Lass ihn in Ruhe, Hugo, ärgere ihn nicht. Er hat den Verstand verloren, und du bringst ihn durch dein Lachen nur noch mehr auf. Setze dich dort hin, Jack, und beruhige dich. Ich gebe dir nachher auch etwas zu essen.«

Hobbs und Hugo fingen an, leise miteinander zu reden, und der König entfernte sich, so weit er konnte, aus ihrer widerwärtigen Nähe. Er suchte das Dunkel an dem entfernten Ende der Scheune auf, wo der festgestampfte Erdboden mit einer

fußhohen Schicht von Stroh bedeckt war. Dort legte er sich nieder, zog das Stroh statt einer Decke über sich und war bald in tiefes Nachdenken versunken. Ihn bedrückten vielerlei Sorgen, aber die geringeren wurden beinahe gänzlich in Schatten gestellt durch den einen großen Kummer: den Verlust seines Vaters. Der übrigen Welt verursachte der Name Heinrichs VIII. nur Schrecken; sie sah in ihm ein Ungeheuer, dessen Odem Verderben brachte und aus dessen Hand nur Martern und Todesurteile kamen. Aber bei diesem Knaben weckte der Name nur freundliche Erinnerungen, und das Gesicht, das in seiner Vorstellung lebte, trug gütige und liebevolle Züge. Er rief sich eine lange Reihe von herzlichen Gesprächen mit seinem Vater zurück und versenkte sich liebevoll in diese Erinnerungen und seine heißen Tränen bewiesen, wie tief und aufrichtig der Kummer war, der ihn erfüllte. Darüber kam der späte Nachmittag heran, und der von seinem Gram erschöpfte Knabe sank in einen festen und gesunden Schlummer.

Nach längerer Zeit – wie lange es gedauert hatte, vermochte er nicht zu sagen – wurde er wieder halb munter, und während er noch mit geschlossenen Augen dalag und sich zu besinnen anfing, wo er wäre und was mit ihm geschehen sei, hörte er ein leises Gemurmel, das Klatschen des Regens auf das Dach. Das behagliche Gefühl, geborgen zu sein, überkam ihn, doch ward es unsanft unterbrochen, denn im nächsten Augenblick füllte wüstes Geschrei und rohes Lachen den Raum. Es schreckte ihn auf und er kroch mit dem Kopf aus dem Stroh, um die Ursache des Lärms zu erspähen. Ein unheimlicher Anblick bot sich seinen Augen dar. Am anderen Ende der Scheune brannte auf dem Fußboden ein helles Feuer, und rundherum, von der roten Glut fantastisch beleuchtet, saß und lag das buntscheckigste, zerlumpteste, verwegenste Gesindel; Männer und Weiber, wie sie nur in Räubergeschichten oder wilden Träumen vorkommen. Es waren große, kräftige Männer darunter, tiefgebräunt durch den langen Aufenthalt im Freien, mit langem wirren Haar und in malerische Lumpen gehüllt, ebenso zerlumpte junge Männer mit rohem, gewalttätigen Ausdruck, dann blinde Bettler mit zugeklebten oder verbundenen Augen, Krüppel mit Stelzfüßen und Krücken, Elende, deren eiternde Geschwüre nur mangelhaft verbunden waren. Ein Hausierer mit einem Gaunergesicht hatte noch den schweren Packen auf dem Rücken; ein Messerschleifer, ein Kesselflicker, ein Barbier waren mit ihrem Handwerkszeug unter der Schar. Von den Frauenzimmern waren einige noch nicht erwachsen, andere in den besten Jahren, wieder andere alt und runzlig wie Hexen, alle laut, frech, zänkisch, schmutzig und schlampig; dazu gehörten einige verkommen aussehende Kinder, und dann ein paar magere Hunde mit Stricken um den Hals, welche die Blinden zu führen hatten.

Es war Nacht; die Bande hatte eben gegessen; das Trinken sollte jetzt anfangen, und der Krug mit Branntwein machte die Runde. Dann schrie alles durcheinander: »Ein Lied! Ein Lied! Die Fledermaus, Dick und Hinkebein sollen singen!«

Einer der Blinden stand auf, schob die Pflaster beiseite, die seine völlig gesunden Augen verdeckten, und das Blechschild, das sein Gebrechen dem Mitleid der Menschen empfahl. Auch Hinkebein legte den Stelzfuß ab und stand auf zwei kräftigen Beinen neben dem anderen Gauner; dann stimmten die beiden ein

Schelmenlied an, und am Ende jedes Verses fielen die Übrigen laut im Chor ein. Als die letzte Strophe herangekommen war, hatte die trunkene Ausgelassenheit einen so hohen Grad erreicht, dass alle einfielen und das Lied im Chor wiederholten, sodass von dem wüsten Gebrüll Wände und Decke zitterten:

»Einbrecher und Diebin in dunkler Nacht
Und die freche Langfinger-Zunft,
Sie haben sich auf den Weg gemacht
Dort an dem Galgen vorbei.

Macht euch auf, ihr Dirnen schön,
Ihr Strolche frisch voran,
Und fürchtet nicht den Galgen,
Ihr kommet doch heran.«*

Dann unterhielten sie sich, aber nicht in der Gaunersprache, denn diese wendeten sie nur an, wenn sie Horcher in der Nähe vermuteten. Aus der Unterhaltung ging hervor, dass »John Hobbs« kein Neuling unter der Bande war, sondern ihr schon früher verschiedentlich angehört hatte. Man fragte, wie es ihm seither ergangen sei, und als er erzählte, dass er einen Totschlag verübt hätte, sprach man ihm allseitige Anerkennung aus, und diese steigerte sich, als er hinzufügte, dass es ein Priester gewesen wäre; da tranken sie alle auf ihn. Alte Bekannte begrüßten ihn erfreut, neue waren stolz, seine Bekanntschaft zu machen. Er wurde gefragt, weshalb er sich so lange nicht habe blicken lassen.

Er sagte: »In London ist es besser, als auf dem Land und sicherer für unsereins, seit die Gesetze verschärft sind und so streng gehandhabt werden. Wenn ich nicht das Unglück gehabt hätte, wäre ich dort geblieben. Ich wollte mich nicht wieder auf das Land wagen: Aber der Totschlag trieb mich dazu.«

Er fragte dann, wie stark die Bande wäre. Derjenige, den sie »den Haupthahn« oder einfach Anführer nannten, entgegnete: »Wir sind fünfundzwanzig handfeste Einbrecher, Langfinger, Schlepper und Bettler, dazu die Weiber, Mädchen und Kinder. Die Mehrzahl ist hier, die anderen haben sich schon nach Osten hingewendet. Wir ziehen ihnen morgen nach.«

»Ich sehe den Dickhals nicht unter den wackeren Gesellen. Wo steckt er?«

»Der arme Junge; er riecht jetzt Schwefel. Das wird seiner feinen Nase schlecht bekommen. Er ist vorigen Sommer bei einem Aufmarsch umgekommen.«

»Tut mir leid! Der Dickhals war ein schlauer Kopf und verwegen.«

»Das war er. Seine Braut, die schwarze Liese, ist noch bei uns, aber jetzt auch mit den anderen ostwärts gezogen; ein schönes Mädchen, und sie hält auf sich: Sie betrinkt sich nie mehr als viermal die Woche.«

»Ja, so genau nahm sie’s immer. Ein treffliches Mädchen, ihre Mutter aber taugte

gar nichts, ein heftiges, zänkisches Weib; aber klüger als andere Menschen war sie.«

»Das ist ihr teuer zu stehen gekommen. Sie verstand aus der Hand wahrzusagen und sonst das Schicksal zu verkündigen. Das trug ihr den Ruf ein, dass sie eine Hexe wäre. Sie wurde zum Feuertode verurteilt und zwar, im langsamen Feuer verbrannt zu werden. Es schnitt mir ins Herz, sie so tapfer sterben zu sehen; bis zuletzt fluchte und schalt sie auf die Leute, die gaffend herumstanden, während die Flammen schon nach ihrem Gesicht züngelten, die dünnen Haare erfassten und um ihren grauen Kopf sprühten. Und wie sie fluchte! So etwas werde ich nie wieder hören und wenn ich tausend Jahre alt würde. Ja, diese Kunst ist mit ihr zu Grab gegangen. Was man jetzt hört, ist alles nur schwache Nachahmung, aber ohne Taft und Kraft.«

Der »Haupthahn« seufzte, und die Übrigen seufzten zustimmend mit. Allgemeine Niedergeschlagenheit bemächtigte sich für einen Augenblick der Bande, denn selbst verhärtete Verbrecher, wie diese, sind nicht ganz unempfindlich gegen freundschaftliche Regungen, sondern können zuweilen und in besonderen Fällen das Gefühl der Trauer und des Verlustes empfinden, wie bei dieser Gelegenheit das Bedauern über ein für alle Zeiten verloren gegangenes Talent. Doch ein kräftiger Rundtrunk stellte die gute Laune bald wieder her.

»Ist’s auch sonst einigen von den Unseren übel ergangen?«, fragte Hobbs.

»Ei freilich! Besonders denen, die neu dazugekommen waren, armen Landleuten, die brot- und arbeitslos geworden sind, weil man ihnen ihre Pachtungen abgenommen und in Schafweiden umgewandelt hat. Da bettelten sie und wurden dafür gepeitscht, bis das Blut floss, und zwar hatte man sie nackt von oben bis zum Gürtel an die Rückseite eines Karrens gebunden; dann kamen sie in den Stock, und man warf mit Steinen nach ihnen. Bettelten sie wieder, wurden sie abermals gepeitscht und eines Ohrs beraubt. Bettelten sie zum dritten Mal – denn was konnten die armen Teufel sonst tun – wurde ihnen mit einem glühenden Eisen ein Schandmal auf die Wange gebrannt und sie wurden als Leibeigene verkauft. Liefen sie davon, so verfolgte man sie, ergriff sie und schließlich kamen sie an den Galgen. Das ist eine alltägliche Geschichte. Andere von uns sind besser davongekommen. Aber tretet einmal vor, Yokel, Burns und Hodge. Zeigt, wie man euch verziert hat.«

Die Drei traten vor, streiften ihre Lumpen ab und zeigten auf ihren entblößten Rücken die blutunterlaufenen Striemen, welche die Geißelhiebe zurückgelassen hatten; der eine strich sein Haar zurück und zeigte, dass ihm das linke Ohr fehle, der andere hatte auch ein verstümmeltes Ohr, und ein lateinisches V war ihm auf die Schulter gebrannt. Der Dritte sagte:

»Ich heiße Yokel, war ein Landmann und hatte eine gute Frau und Kinder – was ich jetzt bin, seht ihr. Meine Frau und die Kleinen sind tot; – ich hoffe, sie sind im Himmel; aber jedenfalls bin ich froh, dass sie nicht mehr in England sind. Meine gute, fleißige, alte Mutter verdiente sich ihr Brot damit, dass sie Kranke pflegte; einer von ihren Kranken starb, der Doktor wusste nicht woran, und da haben sie meine Mutter als Hexe verbrannt, während meine Kinder dabeistanden, wehklagten und jammerten. Das geschah nach englischem Recht! Leert eure Krüge auf unsere Gesetze! Ich bringe den englischen Gesetzen ein Hoch, weil sie meine arme Mutter

aus dieser englischen Hölle befreit haben. Dank euch, Genossen, für eure Teilnahme! Wir bettelten von Haus zu Haus – ich, meine Frau und unsere armen Würmer – aber Hungern ist in England ein Verbrechen, deshalb wurden wir aus drei Städten herausgepeitscht. Trinkt alle auf die barmherzigen englischen Gesetze, denn die Rutenhiebe beförderten meine arme Mary schnell in das Jenseits. In der Erde ist sie jetzt vor allem Leid geborgen. Und während ich von Stadt zu Stadt gehetzt wurde, starben die Kinder; trinkt auf das Andenken der armen Würmer, die niemals irgendjemand ein Leid getan haben. Als ich wieder um ein Stück Brot bettelte, ward ich in den Stock gespannt und verlor ein Ohr; der Stummel von dem anderen Ohr sollte mich erinnern, dass ich abermals gebettelt hatte – und als ich das Betteln dennoch nicht ließ, wurde ich als Sklave verkauft und mir ein S auf die Backe gebrannt. Ihr könntet es sehen, wenn ich die braune Farbe abwüsche. Ein Sklave! Habt ihr es gehört? Ein englischer Sklave steht vor euch! Ich bin meinem Herrn entlaufen, und wenn ich eingefangen werde – der Fluch des Himmels komme über die Gesetze dieses Landes, die solches gebieten – dann werde ich gehenkt!«*



»Das soll nicht geschehen!«, rief eine klare Stimme aus der Finsternis heraus. »Mit diesem Tag ist dies Gesetz aufgehoben!« Alle drehten sich um und sahen die fantastische Gestalt des kleinen Königs eilig aus dem Dunkel treten. Als er in den Kreis des Lichts kam und deutlich zu sehen war, rief alles durcheinander: »Wer ist das? Was ist er? Was will der Knirps?«

Der Knabe stand unbefangen vor all den überrascht und fragend auf ihn gerichteten Augen und entgegnete mit fürstlicher Würde:

»Ich bin Eduard, König von England.«

Schallendes Gelächter antwortete ihm, teils aus Spott, teils aus Zustimmung über den trefflichen Witz. Der König war verletzt und rief zornig:

»Ihr ungesitteten Landstreicher, ist das der Dank für das königliche Gnadengeschenk, das ich euch versprochen habe?«

Er redete in ähnlichem Ton weiter mit lebhaften Gebärden des Unwillens, aber seine Worte verhallten in dem lauten Lachen und unter den höhnenden Zurufen. »John Hobbs« bemühte sich vergebens, das Getöse zu überschreien, und endlich hörte man seine Stimme: »Freunde, es ist mein Sohn, ein Träumer und Narr und ganz verrückt! Achtet nicht auf ihn! Er bildet sich ein, er wäre der König.«

»Ich bin der König!«, wendete sich Eduard an ihn. »Und du sollst es seinerzeit zu deinem Schaden merken. Du hast selbst zugestanden, einen Totschlag verübt zu haben – dafür sollst du hängen.«

»Du willst mich anzeigen! Du! Wenn ich dich zu fassen kriege …«

»Ruhe da!«, gebot der breitschultrige Anführer, trat vor, rettete dadurch den König noch rechtzeitig und schlug Hobbs mit der Faust zu Boden. »Hast du keinen Respekt weder vor einem König noch vor dem Haupthahn? Wenn du dich in meiner Gegenwart wieder mausig machst, hänge ich dich mit eigenen Händen.« Dann wendete er sich dem kleinen König zu. »Du darfst deinen Kumpanen nicht drohen, Junge; und du musst deine Zunge hüten und nicht anderswo Übles gegen sie reden. Wenn du in deiner Verrücktheit König sein willst, immer zu! Aber richte kein Unheil an. Bediene dich nicht wieder des Titels, den du vorhin genannt hast – das ist Hochverrat. Wir sind Taugenichtse, und wir haben uns verschiedentlich gegen die Gesetze vergangen, aber so schlecht sind wir nicht, dass wir Verräter gegen unseren König wären; für ihn schlägt unser Herz warm und treu. Gib acht, ob es wahr ist. Ruft allesamt: Lang lebe König Eduard von England!«

»Lang lebe König Eduard von England!«

Die Landstreicher stimmten mit solcher Donnergewalt in den Ruf ein, dass die baufällige Scheune bebte. Das Antlitz des kleinen Königs leuchtete freudig auf. Er neigte leicht das Haupt und sagte ernst und völlig unbefangen:

»Ich danke euch, ihr lieben Leute!«

Diese unerwartete Antwort rief bei der ganzen Gesellschaft die unbändigste Heiterkeit hervor. Als wieder etwas Ruhe eingetreten war, sagte der »Haupthahn« bestimmt aber mit einer gewissen Gutmütigkeit:

»Lass das bleiben, Junge. Das schickt sich nicht und kann dir schlecht bekommen. Wähle dir einen anderen Titel, wenn du durchaus König sein willst.«

»Er soll Foo-Foo der Erste, König der Mondkälber, heißen!«, schlug ein Kesselflicker lachend vor.

Dieser Titel fand den lebhaftesten Beifall, alles stimmte ein, und sie schrien aus voller Kehle: »Lang lebe Foo-Foo der Erste, der König der Mondkälber!« Dabei schrien, johlten und pfiffen sie wie besessen.

»Huldigt ihm! Krönt ihn!«

»Hängt ihm einen Königsmantel um!«

»Gebt ihm ein Zepter!«

»Setzt ihn auf den Thron!«

So schrien alle durcheinander, und ehe das arme kleine Opferlamm wusste, wie ihm geschah, hatte er als Krone einen zinnernen Topf auf, war ihm eine zerrissene Decke als Königsmantel umgelegt, saß er statt auf dem Thron auf einem Fass und hielt des Kesselflickers Lötkolben statt eines Zepters in der Hand. Dann knieten sie alle vor ihm nieder und bestürmten ihn mit spöttischen Bitten, während sie sich dabei heuchlerisch die Augen an den schmutzigen Ärmeln und Schürzen wischten.

»Sei uns gnädig, herzliebster König!«

»Zermalme uns elende Würmer nicht unter deinen Füßen, oh erhabener Herrscher.«

»Erbarme dich deiner elenden Sklaven! Lass ihnen wenigstens einen gnädigen Fußtritt zukommen!«

»Erfreue uns, erwärme uns mit deinen Strahlen, oh du leuchtende Gnadensonne!«

»Heilige den Boden durch die Berührung mit deiner Fußspitze; wer dann von der Erde isst, kann sich geadelt fühlen!«

»Spucke uns an, Majestät, damit unsere Kindeskinder sich noch stolz dieser königlichen Herablassung rühmen mögen!«

Aber der Kesselflicker trug mit seinen witzigen Einfällen den Preis des Abends davon. Er kniete nieder und tat, als ob er des Königs Füße küssen wollte, doch dieser stieß ihn voll Widerwillen zurück. Nun ging der Kesselflicker herum und bat um einen Lappen, den er über die Stelle binden könne, an welcher der Fuß des Königs sein Gesicht berührt habe; denn er müsse sie vor der Berührung mit der gemeinen Luft schützen, und er werde sein Glück dadurch machen, dass er sie auf der Landstraße öffentlich sehen lasse, für einhundert Schilling die Person. Er stellte sich dabei so drollig an, dass er den Stolz und die Bewunderung der ganzen Bande erregte.

Tränen des Zorns und der Scham traten in des kleinen Königs Augen und er dachte im Stillen: »Wenn ich ihnen ein schweres Unrecht zugefügt, hätten sie nicht grausamer sein können; und dennoch habe ich ihnen nur eine Huld versprochen, und das danken sie mir auf diese Weise!«

18. Kapitel

Der Prinz unter den Landstreichern

Als die Dämmerung anbrach, machte sich die Bande auf den Weg. Die Wolken hingen schwer herab, der Boden war feucht und die Luft winterlich kalt. Die tolle Laune war verflogen, einige unter ihnen waren verdrossen und wortkarg, andere reizbar und streitsüchtig, keiner gut aufgelegt, und alle plagte der Durst.

Durch ein paar kurz erteilte Befehle stellte der »Haupthahn« Jack unter Hugos Obhut und gebot John Canty, sich von dem Jungen fernzuhalten und ihn in Frieden zu lassen; er hatte auch Hugo eingeschärft, ihn nicht hart zu behandeln.

Nach einer Weile wurde das Wetter milder und die Wolken lichteten sich ein wenig. Die Wanderer froren nicht mehr und ihre Stimmung hob sich. Sie wurden heiterer, fingen an, einander zu necken und hänselten die Leute, die ihnen auf der Landstraße begegneten. Das bewies, dass sie sich wieder ihres Daseins freuten. Die Furcht, welche dies Gesindel einflößte, zeigte sich deutlich darin, dass die Leute, die ihnen begegneten, zur Seite auswichen und sich ihre frechen Späße gefallen ließen, ohne darauf zu antworten. Dreist nahmen sie die auf den Hecken zum Trocknen aufgehängte Wäsche vor den Augen der Eigentümer fort, die keinen Einspruch erhoben und zufrieden schienen, dass sie sich damit begnügten.

Dann drangen sie in einen kleinen Pachthof, taten, als wären sie zu Hause, während der eingeschüchterte Pächter und die Seinen ihnen zum Frühstück auftischten, was an Vorräten irgend vorhanden war. Sie kniffen die Hausfrau und die Töchter, die ihnen das Essen auftrugen, in die Wangen, verhöhnten sie, erlaubten sich rohe Späße und lachten sie aus. Nach dem Pächter und seinen Söhnen warfen sie mit Knochen und mit Kohlstrünken, und wenn solch ein Wurf sein Ziel erreichte, brach schallendes Gelächter aus. Der einen der Töchter, welche sich die frechen Scherze verbat, wurde zur Strafe Butter auf den Kopf geschmiert. Als die Landstreicher endlich abzogen, drohten sie, dass sie wiederkommen und das Gehöft in Brand stecken würden, falls sich die Geschädigten bei dem Gericht beschweren sollten.

Gegen Mittag nach einem langen und beschwerlichen Marsch machte die Bande hinter einer Hecke dicht bei einem ansehnlichen Dorf halt. Eine Stunde wurde der Ruhe gepflegt, dann zerstreuten sie sich, um das Dorf an verschiedenen Stellen zu betreten und ihren Geschäften nachzugehen. »Jack« wurde Hugo beigesellt. Eine Weile wanderten sie hin und her, Hugo wartete auf eine Gelegenheit, etwas zu erwischen, und da er sie nicht fand, sagte er endlich: »Hier gibt’s nichts zu mausen, es ist ein armseliges Nest. So wollen wir betteln.«

»Wir? Es ist dein Handwerk und deiner würdig! Ich bettle nicht!«

»Du willst nicht betteln?«, rief Hugo und sah den König erstaunt an. »Seit wann hast du denn das Betteln abgeschworen?«

»Was meinst du?«

»Meinen? Nun, du hast doch dein Leben lang in den Straßen von London gebettelt!«

»Ich? Du Elender!«

»Lass das Schimpfen, es könnte dich reuen. Dein Vater hat auch gesagt, dass du immer gebettelt hast. Kann sein, er hat gelogen. Vielleicht bist du dreist genug, zu behaupten, dass er gelogen hat«, spottete Hugo.

»Der Mensch, den du meinen Vater nennst! Ja, er hat gelogen.«

»Nun Kamerad, spiele mir gegenüber nicht den Verrückten. Aus dem Spaß, den es dir zu machen scheint, könnte bitterer Ernst werden. Wenn ich es ihm sage, wird er dich gehörig durchhauen.«

»Spare dir die Mühe. Ich werde es ihm selbst sagen.«

»Deine Keckheit gefällt mir, aber du bist unklug. Man kriegt ohnehin Prügel genug im Leben und braucht sie sich nicht noch freiwillig zuzuziehen. Aber lassen wir das; ich glaube, was dein Vater sagt. Lügen wird er können, und gelogen wird er schon haben; denn wer unter uns hätte es noch nicht getan? Aber hier hättest du keinen Grund, die Unwahrheit zu sagen. Wer lügt denn um nichts und wieder nichts? Wenn du nicht betteln willst, was sollen wir denn machen? In eine Küche einbrechen?« Darauf versetzte der König ungeduldig: »Lass deine Torheiten, du ärgerst mich.«

»Höre Kumpan«, versetzte Hugo gereizt. »Du willst nicht betteln, du willst nicht stehlen – meinetwegen. Jetzt lass dir von mir sagen, was du tun sollst. Du sollst den Lockvogel spielen, während ich bettle. Lass es dir nicht einfallen, dich zu widersetzen.«

Der König wollte eben eine abweisende Antwort erteilen, als Hugo ihn eilig unterbrach: »Still, da kommt einer mit einem gutmütigen Gesicht. Jetzt werde ich so tun, als ob ich Krämpfe kriegte. Kommt dann der Fremde auf mich zu, so falle auf die Knie und stimme ein Geheul an, als ob du vom Teufel besessen wärst und jammere in einem fort: ›Ach, Herr, seht meinen armen kranken Bruder – wir sind verlassene Waisen! Um Gottes willen nehmt Euch gnädig der Kranken, Verlassenen, Elenden an. Schenkt uns Elenden einen kleinen Penny. Ihr seid ja so reich, und wir sind schwer von Gott geschlagen und dem Ende nahe‹, und so klage immer weiter und höre nicht auf, bis er mit dem Geld herausrückt – oder du sollst es bitter bereuen.«

Hugo fing nun selbst an zu ächzen und zu stöhnen, die Augen zu verdrehen und zu taumeln, und als der Fremde ganz nahe herangekommen war, fiel er mit einem gellenden Aufschrei hin und krümmte und wand sich im Staub wie im Todeskampf.

»Ach Gott, ach Gott!«, rief der weichherzige Fremdling. »Du armer Kranker, was hast du auszuhalten! Komm, ich will dich in die Höhe richten.«

»Ach, edler Herr, rührt mich nicht an – Gottes Segen über Euer Gnaden. Aber ich leide furchtbare Schmerzen, wenn man mich anrührt. Mein Bruder dort kann Euer Gnaden sagen, was ich für Schmerzen habe, wenn die Anfälle kommen. Einen Penny, werter Herr, um mir etwas Brot zu kaufen – dann lasst mich in meinem Elend

allein.«

»Einen Penny! Ich will dir drei geben, du armer, junger Mann«, sagte der Alte und suchte hastig in seiner Tasche nach dem versprochenen Geld. »Nimm's armer Tropf, ich geb dir's gern! Und du Kleiner da, komm, hilf mir, deinen Bruder zu dem Haus dort zu tragen.«

»Ich bin nicht sein Bruder«, unterbrach ihn der König.

»Wie, nicht sein Bruder?«

»Oh der Schändliche!«, rief Hugo zähneknirschend. »Er verleugnet seinen eigenen Bruder, der schon mit einem Fuß im Grab steht!«

»Knabe, du bist in der Tat hartherzig, wenn dies dein Bruder ist. Schäme dich, er kann kaum Hand und Fuß rühren. Wenn er dein Bruder nicht ist, wer ist er denn?«

»Ein Bettler und ein Dieb! Er hat Euer Geld genommen und Euch bei der Gelegenheit die Tasche ausgeräumt. Wollt Ihr ihn auf die Füße bringen, braucht nur Euern Stock und lasst die Vorsehung für das Übrige sorgen.«

Aber Hugo wartete nicht so lange. Im nächsten Augenblick war er aufgesprungen und eilte wie der Wind davon, der Betrogene laut schimpfend hinter ihm drein. Mit einem innigen Dankgebet für die eigene Befreiung entfloh der König in die entgegengesetzte Richtung und verlangsamte den Schritt nicht, bevor er aus aller Gefahr war. Er schlug den ersten Weg ein, der sich ihm bot und hatte bald das Dorf hinter sich gelassen. Mehrere Stunden eilte er vorwärts, so schnell er vermochte, sich ab und zu ängstlich umschauend, ob er verfolgt werde. Aber diese Besorgnis legte sich allmählich und machte einem wohltuenden Gefühl von Sicherheit Platz. Nun meldete sich auch der Hunger, und er fühlte sich erschöpft. Deshalb ging er auf einen Pachthof zu. Aber ehe er noch etwas gesagt hatte, kam man ihm zuvor und wies ihn mit harten Worten ab. Sein zerlumpter Anzug flößte Misstrauen ein.

Gekränkt und erzürnt wanderte er weiter und wollte sich nicht wieder einer solchen Behandlung aussetzen. Doch Hunger zähmt den Stolz, und als der Abend herankam, machte er abermals einen Versuch in einem Gehöft. Hier erging es ihm noch schlimmer, denn man rief ihm Schimpfreden nach und drohte, ihn einsperren zu lassen, wenn er nicht gleich fortginge.

Die Nacht kam mit drohenden Wolken und scharfem Wind, doch trotzdem wanderte der fußwunde König weiter. Auch musste er in Bewegung bleiben, denn sobald er sich setzte, um zu ruhen, drang die Kälte ihm ins innerste Mark. Alles was er sah und empfand, während er durch die feierliche Stille und das tiefe Dunkel der Nacht hindurchschritt, war ihm neu und seltsam. Von Zeit zu Zeit hörte er Stimmen von fern her, dann dicht neben sich, nachher verklangen sie in der Stille. Und da er von den Personen nichts sah als dunkle formlose Schatten, hatte es etwas unheimlich Gespenstisches, sodass ihn ein unwillkürlicher Schauder überlief. Ab und zu sah er auch ein Licht schimmern, aber es musste wohl weit weg sein, denn es leuchtete wie aus einer anderen Welt herüber. Die Schellen der Schafe klangen nur matt und leise, und den gedämpften Ton der blökenden Herden trug ihm der Nachtwind stoßweise zu, wie einen Klagelaut. Manchmal hörte er auch im weiten Feld oder im Wald einen

Hund heulen. Aber alle diese Töne waren fern und den kleinen König überkam die Empfindung, dass das menschliche Tun und Treiben ihm weitab gerückt sei und er allein und freudlos mitten in einer unermesslichen Einöde weile.



Immer noch wankte er vorwärts, die ihm neue Erfahrung des Grauens erprobend. Manchmal erschreckte ihn das Rauschen in den dürren Blättern oben in den Zweigen, das wie das Flüstern menschlicher Stimmen klang. Endlich sah er einen flackernden Lichtschein, der von einer blechernen Laterne herrührte. Er trat in den Schatten zurück und spähte umher. Die Laterne stand an einem offenen Scheunentor. Der König wartete wieder eine Weile – nichts regte sich. Er fing bei dem Stillstehen heftig zu frieren an, und die gastlich geöffnete Tür sah so einladend aus, dass er sich schließlich entschied, es zu wagen und einzutreten. Leise und hurtig schlüpfte er hinein und gerade, als er die Schwelle überschritten hatte, hörte er Stimmen hinter sich. Nun kroch er hinter eine Tonne, die dort stand, und duckte sich nieder. Zwei Knechte kamen herein, brachten die Laterne mit, machten sich zu schaffen und redeten miteinander. Während sie mit dem Licht hin und her gingen, schaute der König sich genau um und bemerkte, dass sich am Ende der Scheune ein großer Verschlag befand. Dorthin beabsichtigte er zu kriechen, wenn er wieder allein sein

würde. Auch entdeckte er in einiger Entfernung davon einen Haufen von Pferdedecken und beschloss, einige davon zu Nutzen der Krone Englands für eine Nacht zu entlehnen. Nach einiger Zeit hatten die Männer ihre Arbeit beendet, riegelten die Tür zu und entfernten sich mit der Laterne. Der frierende König tappte sich nach den Decken hin so schnell es in der Dunkelheit ging, nahm sie auf und gelangte tastend zu dem Verschlag. Von zwei Decken bereitete er sich ein Lager, und mit den übrigen zwei deckte er sich zu. Jetzt war er froh wie ein König, obgleich die Decken alt und dünn waren und ihn nicht völlig wärmten; auch rochen sie so stark nach Pferden, dass es kaum auszuhalten war.

Obwohl der König hungrig und ihm noch kalt war, fühlte er sich doch so erschöpft und schläfrig, dass er bald in einen Zustand halber Bewusstlosigkeit versank. Als er eben im Einschlummern war, fühlte er, dass ihn irgendetwas berührt hatte. Nun war er gleich wieder völlig wach; doch der Schreck ließ ihm den Atem stocken. Das Entsetzen über die geheimnisvolle Berührung in der Dunkelheit bewirkte, dass ihm beinahe das Herz erstarrte. Lange lag er regungslos still, lauschte und wagte kaum zu atmen. Aber nichts regte sich, und kein Ton ließ sich hören. Er horchte und horchte, wartete wie ihm schien eine lange Zeit, immer regte sich nichts und blieb alles still. So war er endlich wieder dem Einschlummern nahe, als er plötzlich abermals die geheimnisvolle Berührung fühlte! Es war etwas Fürchterliches, diese leise Berührung durch einen unsichtbaren und unhörbaren Gegenstand, und der Knabe wurde starr vor Grauen. Was sollte er tun? Das war die Frage, auf die er keine Antwort wusste. Sollte er diesen warmen Zufluchtsort verlassen, um diesem unerklärlichen Schrecken zu entgehen? Aber wohin fliehen? Aus der Scheune konnte er nicht heraus, und der Gedanke, im Dunkeln blind hierhin und dorthin zu tappen, in diesen vier Wänden eingeschlossen zu sein, und die Vorstellung, dass das Gespenst ihm nachschleichen würde, um ihm bald leise über die Wange, bald über die Schulter zu streichen, war ihm entsetzlich. Aber an der Stelle zu bleiben, wo er war, und die Todespein beständig zu ertragen – war das besser? Nein! Was blieb ihm denn übrig? Ach, es gab nur einen Ausweg – er sagte sich das klar und deutlich: Er musste die Hand ausstrecken und ergründen, was das Schrecknis sei. Das war leicht gedacht, aber schwer, den Entschluss zu fassen und den Versuch zu machen. Dreimal streckte er die Hand ein Stückchen in das Dunkel, ganz zaghaft, und zog sie tief aufatmend zurück; nicht weil er schon etwas gefunden hatte, sondern weil er meinte, dass er es im nächsten Augenblick berühren müsse. Beim dritten Mal reckte er die Hand weiter und sie berührte etwas Weiches und Warmes. Da lief es ihm aus Angst eiskalt den Rücken hinunter und er war in einer solchen Aufregung, dass er sich einbildete, der unbekannte Gegenstand müsse die Leiche eines kürzlich Verstorbenen sein, die noch warm wäre. Er meinte, er würde lieber sterben, ehe er sie noch einmal berührte. Doch er hegte diese falsche Ansicht nur, weil er die unbezwingliche Macht der menschlichen Wissbegier nicht kannte. In gar nicht langer Zeit streckte sich seine zitternde Hand wieder aus, obwohl er es töricht fand und es eigentlich nicht wollte; aber sie tastete trotzdem vorsichtig weiter. Da berührte sie einen Haarbüschel. Er zuckte zusammen, doch die Hand ging dem

Haar nach und traf auf etwas, das sich wie ein warmes Seil anfühlte. Sie folgte dem Seil und fand ein unschuldiges Kalb; denn das Teil war überhaupt gar kein Teil gewesen, sondern ein Kälberschwanz. – Der König schämte sich, dass er sich so sehr vor einem harmlosen Kalb gegraut und gefürchtet hatte. Aber er hätte sich darüber keine Vorwürfe zu machen brauchen, denn es war nicht das Kalb, das ihn geänstigt hatte, sondern ein erschreckendes unbekanntes Etwas, das er an der Stelle des Kalbes vermutet hatte, und jeder andere Knabe in jenen alten, abergläubischen Zeiten würde ebenso gehandelt und sich ebenso entsetzt haben.

Auch freute sich der König nicht nur, dass dies Geschöpf nichts Schlimmeres als ein Kalb war, vielmehr erfreute ihn die Gesellschaft des Kalbes aufs Höchste, denn er hatte sich so einsam und verlassen gefühlt, dass ihm selbst die Anwesenheit eines so bescheidenen Tieres willkommen war. Außerdem war er von seinen Mitmenschen so rau angefasst, so hart angefahren worden, dass es ihm jetzt wohltat, mit einem Geschöpf zu verkehren, das sanft und gutmütig war, wenn ihm auch glänzendere Eigenschaften fehlten. Deshalb beschloss er, alle Standesunterschiede außer Acht zu lassen und mit dem Kälbchen Freundschaft zu schließen.

Während er ihm den warmen, weichen Rücken kraulte, denn es lag ganz in seiner Nähe, kam es ihm in den Sinn, dass ihm das Kalb auch sonst noch nützlich sein könne. Schnell änderte er seine Lagerstatt und breitete die Decken dicht neben demselben aus, dann schmiegte er sich dicht an den Rücken des Kalbes, zog die Pferdedecken über sich und seinen neuen Freund und fühlte sich gleich darauf so warm und behaglich, wie sonst nur auf seinem Daunenkissen im Schloss zu Westminister.

Freundliche Gedanken erfüllten sein Gemüt, und das Leben gewann wieder ein heitereres Ansehen. Er war jetzt frei von den Banden, welche sein angeblicher verbrecherischer Vater ihm auferlegen wollte. Er war der Gemeinschaft mit den gemeinen und rohen Landstreichern entrückt, ihn fror nicht mehr; er hatte ein Obdach gefunden, kurz – er fühlte sich glücklich. Draußen blies der Wind. Er kam stoßweise, und dann zitterte und bebte die alte Scheune. Zuweilen ließ er nach und heulte und pfiff nur kläglich um die Giebel und das Dach, aber es kam dem König wie Musik vor, wo er selbst nun warm und geborgen lag. Der Wind mochte blasen und stürmen, gegen die Tür sausen und an den Pfosten rütteln; er mochte heulen und pfeifen: Der König fragte nicht danach; es machte ihm sogar Vergnügen. Er schmiegte sich umso inniger an seinen warmen Freund in einem Gefühl angenehmsten Behagens und sank beglückt aus dem Wachen in einen tiefen traumlosen Schlaf voller Frieden und Heiterkeit.

In der Ferne heulten die Hunde und tönte das melancholische Gebrüll der Rinder. Der Wind tobte und trieb den strömenden Regen gegen das Dach. Aber die Majestät von England schlummerte ungestört und das Kälbchen genauso; denn es war ein ruhiges, kleines Tier, das sich nicht leicht stören ließ, weder durch den Wind noch durch einen königlichen Schlafkameraden.

19. KAPITEL

Der Prinz im Bauernhaus

Als der König früh am nächsten Morgen erwachte, bemerkte er, dass eine nasse, aber kluge Ratte über Nacht sich herangeschlichen und sich auf seine Brust gelegt hatte. Als er sich nun rührte, sprang sie fort. »Närrchen«, dachte der Prinz lächelnd. »Warum so furchtsam? Ich bin ebenso übel dran wie du. Es stände mir schlecht an, die Hilflosen zu verfolgen, der ich selbst ganz hilflos bin. Außerdem bin ich dir dankbar für das gute Vorzeichen. Wenn ein König so tief gefallen ist, dass die Ratten ihn zu ihrer Lagerstatt wählen, so bedeutet es jedenfalls, dass eine Wendung seines Schicksals bevorsteht; denn schlimmer kann es nicht kommen.«

Er stand auf und ging aus dem Verschlag, als er draußen Kinderstimmen hörte. Die Scheunentür ging auf, und ein paar kleine Mädchen traten ein. Sobald sie ihn erblickten, hörten sie auf zu sprechen und zu lachen. Sie stutzten, blieben stehen, sahen ihn neugierig an, flüsterten dann miteinander, kamen etwas näher, blieben wieder stehen und fuhren fort, ihn zu betrachten und leise miteinander zu reden. Allmählich schöpften sie Mut und machten ihre Bemerkungen laut.

Die eine sagte: »Er hat ein hübsches Gesicht.«

»Und schönes Haar«, versetzte die andere.

»Aber seine Kleider sind zerrissen.«

»Und wie hungrig er aussieht.«

Dann traten sie immer näher und betrachteten ihn scheu von der Seite, als ob er ein fremdes und seltenes Wundertier wäre, und dabei ängstlich und zaghaft, als fürchteten sie, er könnte bissig sein. Schließlich blieben sie dicht vor ihm stehen, einander fest an den Händen haltend, wie zum Schutz, und sahen ihn dabei mit ihren unschuldigen Augen lange verwundert an. Dann nahm die eine von ihnen allen Mut zusammen und fragte gerade heraus: »Wer bist du, Junge?«

»Ich bin der König«, war die gelassene Antwort.

Die Kinder schraken zusammen, ihre Augen öffneten sich noch weiter, und sie sahen ihn sprachlos eine halbe Minute an. Dann trug die Neugier den Sieg davon.

»Der König? Was für ein König?«

»Der König von England.«

Die Mädchen sahen einander an, dann ihn, darauf wieder einander, ganz verblüfft und verdutzt. Zuletzt fing die eine an: »Hast du’s gehört, Marg’rete? Er sagt, er wäre der König. Kann das wahr sein?«

»Es muss doch wahr sein, Prissy. Wird er denn lügen? Denn verstehst du, Prissy, wenn es nicht wahr wäre, dann wäre es eine Lüge. Ganz gewiss! Alles was nicht wahr ist, ist gelogen – das weißt du auch.«

Gegen eine solche Beweisführung ließ sich nichts einwenden. Auch Prissys

Zweifel vermochten nicht, ihr standzuhalten. Sie überlegte einen Augenblick, appellierte an des Königs Ehrgefühl und sagte: »Wenn du wirklich der König bist, dann glaube ich dir.«

»Ich bin wirklich der König.«

Damit war die Sache entschieden. Nachdem die Frage über die Königswürde endgültig erledigt war, erkundigten sich die kleinen Mädchen, wie er hierhergekommen wäre, und weshalb er so unköniglich gekleidet sei, wohin er wolle, und was er sonst beabsichtige? Es war ihm eine große Wohltat, sein Leid vor solchen zu klagen, die ihn weder anzweifelten noch verhöhnten. Daher erzählte er ihnen seine Geschichte ausführlich und vergaß darüber sogar den Hunger. Der Bericht wurde von den beiden kleinen Mädchen mit dem wärmstem Mitgefühl aufgenommen. Aber als er bis zu seinen letzten Erlebnissen kam, und sie erfuhren, seit wie langer Zeit er nichts gegessen hatte, unterbrachen sie ihn und liefen nach Hause, um ihm einen Imbiss zu verschaffen. Der König war jetzt froh und zufrieden, und dachte: »Wenn ich wieder in meine Rechte trete, will ich immer gut für alle Kinder sorgen; denn Kinder haben mir in der Zeit der Not vertraut und an mich geglaubt, während die Leute, die älter waren und sich einbildeten, klüger zu sein, mich verhöhnten und mich für einen Lügner hielten.«

Die Mutter der Mädchen nahm den König freundlich auf und war voller Mitleid für ihn. Seine Einsamkeit und seine augenscheinliche Geistesverwirrung taten ihr leid. Sie war Witwe und in dürftigen Verhältnissen, hatte viel Leid erlebt und wusste, wie es Unglücklichen zumute sei. Sie meinte, dieser geisteskranke Knabe werde seinen Angehörigen oder Hütern entsprungen sein. Deshalb versuchte sie herauszubekommen, wohin er gehöre, damit sie ihn den Seinen wieder zuführen könne. Aber alle ihre Bemerkungen über benachbarte Städte und Dörfer, und alle ihre Fragen über Örtlichkeiten blieben ohne Erfolg. Das Gesicht des Knaben wie seine Antworten bewiesen, dass die Dinge, von denen sie redete, ihm fremd waren. Er sprach unbefangen und eingehend über Angelegenheiten, die den Hof betrafen, und die Rührung übermannte ihn mehrmals, wenn er des verstorbenen Königs, »seines Vaters«, gedachte; aber sobald das Gespräch sich auf weniger vornehme Personen wendete, verriet er keine Teilnahme und verstummte ganz.



Die Frau wusste nicht, was sie davon halten solle, aber sie gab ihr Vorhaben noch nicht auf. Während sie sich weiter am Herd beschäftigte, überlegte sie, auf welche Weise sie den Knaben dazu bringen könne, sein Geheimnis zu verraten. Sie sprach über die Kühe und Ochsen – er zeigte keine Aufmerksamkeit, über die Schafe – er blieb dabei ebenso gleichgültig, und sie sah ein, dass ihre Annahme, er sei ein Hirtenbub, ein Irrtum gewesen war. Dann sprach sie über Mühlen und Weber, Kesselflicker, Schmiede, Handelsleute aller Art; auch über das Irrenhaus, das Gefängnis und die Armenhäuser versuchte sie ihn auszuhorchen: alles vergebens. Es gelang ihr nicht, etwas herauszubekommen. Dennoch hielt sie die Mühe nicht für verloren. Sie meinte, es sei nun nichts übrig, als dass er Diener einer vornehmen Herrschaft gewesen wäre. Nun glaubte sie wirklich, auf der rechten Fährte zu sein und verfolgte sie; aber das gab erst recht eine Enttäuschung. Als sie vom Ausfegen redete, schien es ihn zu langweilen, das Feueranzünden feuerte ihn jedenfalls nicht an; über das Scheuern und Bürsten wusste er nichts zu sagen. Dann ging die gute Frau mit sinkender Hoffnung und eigentlich nur noch der Vollständigkeit wegen auf das Kochen über. Zu ihrer großen Freude und Überraschung erhellte sich plötzlich das Antlitz des Königs. Ja, meinte sie, nun sei sie ihm endlich auf die Schliche gekommen, und sie fühlte sich ganz stolz über ihre verschlagene List und die Vorsicht, mit der sie ihn ausgeforscht hatte.

Ihre ermüdete Zunge konnte eine Weile ruhen, denn der König, vom nagenden Hunger und dem einladenden Duft, welcher aus den brodelnden Töpfen und Pfannen aufstieg, erregt, wurde gesprächig und redete so begeistert von einigen leckeren Gerichten, dass die Frau gleich bei sich dachte: »Diesmal habe ich’s getroffen – er ist

Küchenjunge gewesen!« Er ließ sich über seine Lieblingsgerichte aus und sprach so lebhaft und mit solcher Kennermiene davon, dass die Pächterin meinte: »Gott behüte, woher kennt er so viele Speisen und lauter so kostbare? Denn dergleichen Sachen kommen nur auf den Tisch reicher und vornehmer Leute. Ach, jetzt verstehe ich's: So zerlumpt und landstreicherisch er aussieht, hat er wahrscheinlich in einer Schlossküche gedient, ehe er verrückt geworden ist; ja er wird bei dem König selbst Küchenjunge gewesen sein. Ich will ihn auf die Probe stellen.«

Begierig, ihre eigene Schlauheit zu beweisen, sagte sie dem König, er möchte einen Augenblick auf die Töpfe achten, und deutete an, er könne sich auch selbst mit ein paar Kunstgriffen versuchen, wenn ihm danach der Sinn stände. Dann verließ sie die Küche und gab den Kindern ein Zeichen, ihr zu folgen. Der König dachte bei sich: »Schon einmal hat ein englischer König einen ähnlichen Dienst geleistet. Es ist nicht unter meiner Würde zu tun, wozu sich auch der große Alfred herabgelassen hat. Aber ich werde mich bemühen, besser als er dieses Amtes zu walten, denn er hat die Kuchen anbrennen lassen.«

Der Vorsatz war gut, doch die Ausführung entsprach ihm nicht; auch dieser König versank wie der andere in tiefes Sinnen über seine verzwickten Angelegenheiten, und derselbe Notstand trat ein: Das Essen brannte an. Doch kehrte die Hausfrau glücklicherweise zurück, um das Frühstück vor völligem Verderben zu retten, und ihre heftigen Scheltreden schreckten den König aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Als sie sah, wie bekümmert er über den Vertrauensbruch war, besänftigte sie sich schnell und war wieder gut und freundlich zu ihm.

Der Knabe aß mit herzhaftem Appetit und fühlte sich von der kräftigen Kost gestärkt und erheitert. Bei dieser Mahlzeit war es ein eigentümlicher Umstand, dass von beiden Seiten die Standesunterschiede stillschweigend außer Acht gelassen wurden, jedoch keiner der Empfänger dieser Gnade es merkte, dass ihm überhaupt eine erteilt worden war. Die Hausfrau hatte beabsichtigt, dem kleinen Landstreicher, so wie anderen Bettlern, sein Essen in einem Winkel vorzusetzen wie den Hunden; aber es tat ihr leid, ihn so heftig gescholten zu haben, dass sie tat, was sie konnte, um es auszugleichen und ihm deshalb gestattete, am Familientisch zu essen, als ob der kleine Vagabund wirklich ihresgleichen wäre. Der König seinerseits bereute es tief, das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht zu haben, nachdem diese Leute ihm gegenüber so freundlich gewesen waren, dass er sich zu der Herablassung zwang, mit ihnen wie mit Gleichgestellten zu verkehren, statt von der Frau und den kleinen Mädchen zu verlangen, dass sie ihn stehend bedienten, während er an ihrem Tisch in einsamer Größe speiste, wie es seiner Geburt und Würde zugestanden hätte. Aber es tut uns allen gut, es von Zeit zu Zeit nicht so genau zu nehmen. Die gute Frau war noch den ganzen Tag über vergnügt, weil sie sich etwas darauf einbildete, einem kleinen Landstreicher gegenüber so mitleidig gewesen zu sein, und der König war ebenso selbstzufrieden wegen seiner Leutseligkeit der einfachen Bauersfrau gegenüber.

Als die Mahlzeit beendet war, sagte die Hausfrau dem König, er solle die Schüsseln waschen. Diese Anordnung verdross ihn zuerst sehr, sodass er sich schon

dagegen auflehnen wollte. Dann aber dachte er bei sich: »Alfred der Große hat auf das Backen der Kuchen aufgepasst, gewiss würde er auch die Schüsseln gewaschen haben. Darum will ich es versuchen.«

Es glückte ihm nicht sonderlich und er war darüber erstaunt. Denn er hatte zuerst gemeint, dass das Reinigen der hölzernen Löffel und Teller nicht schwierig sein könne. Nun fand er es zeitraubend und mühselig, wurde aber schließlich damit fertig. Auch trieb ihn die Unruhe, sich wieder auf den Weg zu machen. Doch sollte er nicht so schnell von dieser umsichtigen Hausfrau loskommen. Sie erteilte ihm einen kleinen Auftrag nach dem anderen und er entledigte sich ihrer so gut er nur vermochte. Nachher befahl sie ihm, sich mit den kleinen Mädchen hinzusetzen, um die Winteräpfel zu schälen. Aber er stellte sich dabei so ungeschickt an, dass sie ihm die Arbeit fortnahm und stattdessen ein Schlachtmesser zu schleifen gab. Darauf musste er Wolle kämmen, und er meinte schließlich, er hätte den guten König Alfred bereits tief in den Schatten gestellt, in Bezug auf Beispiele von Selbstüberwindung, die sehr gut in Chroniken und Geschichtsbüchern wirken würden. Deshalb wollte er es damit genug sein lassen. Als er, nachdem die Mittagsmahlzeit vorüber war, nun gar von der Hausfrau den Auftrag erhielt, einen Korb voll junger Kätzchen zu ertränken, weigerte er sich, oder vielmehr wollte er sich weigern; denn er meinte, irgendwo müsse er denn doch eine Grenze ziehen, und die Aufforderung, junge Katzen zu ersäufen, schien ihm ganz dazu angetan – aber da kam ihm etwas dazwischen. In der Ferne erschien nämlich John Canty mit einem Bündel auf dem Rücken wie ein Hausierer und neben ihm ging Hugo!

Der König sah die beiden Strolche zur Vordertür hereinkommen, ehe sie ihn bemerken konnten, deshalb sagte er nichts davon, dass er irgendwo eine Grenze ziehen müsse, sondern nahm stillschweigend den Korb mit den Katzen und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen, durch die Hintertür. Er stellte die Kätzchen in einen Schuppen und entfloh durch einen schmalen Baumgang hinter dem Haus.

20. Kapitel

Der Prinz und der Einsiedler

Die hohe Hecke, die um das Haus herumging, schützte ihn vor den Blicken. Von Todesangst ergriffen, nahm er alle seine Kräfte zusammen und eilte einem nahen Wald zu. Erst als er im Schutz des Dickichts angelangt war, blickte er sich um und gewahrte in der Ferne zwei Gestalten. Das genügte, und er wartete nicht erst, um sie genau zu beobachten, sondern er eilte weiter und verlangsamte nicht eher seinen Schritt, als bis er sich mitten im Wald befand. Dann horchte er gespannt; doch ringsum herrschte tiefes, feierliches Schweigen, das bedrückend und beängstigend auf das Gemüt wirkte. Nur in großen Zwischenräumen vermochte sein lauschendes Ohr einen Ton zu vernehmen. Aber so fern, schwach und geheimnisvoll, dass es nicht wie ein wirkliches Geräusch erschien, sondern nur wie ein leise klagendes Echo längst verhallter Töne. Sie wirkten daher noch melancholischer als die Stille, die sie unterbrachen.

Anfänglich wollte er tagsüber in seinem Waldversteck bleiben. Aber er war bei dem Laufen ins Schwitzen gekommen, ihn begann zu frieren, und um wieder warm zu werden, musste er in Bewegung bleiben. Nun ging er immer geradeaus durch den Wald, in der Hoffnung, auf einen Weg zu treffen; doch darin sah er sich getäuscht. Je weiter er kam, umso dichter wurde anscheinend der Forst. Auch dunkelte es schon unter den Bäumen und der König fürchtete, dass die Nacht anbrechen werde. Ihn schauderte bei dem Gedanken, sie an so unwirtlicher Stätte zubringen zu müssen. Deshalb versuchte er, immer schneller vorwärtszueilen. Aber er kam nicht weit, denn er stolperte in dem Zwielicht bald über Wurzeln, bald blieb er an Ranken und Dornen hängen.

Wie glücklich war er daher, als er endlich einen Lichtschein wahrnahm! Er näherte sich ihm vorsichtig und blieb oft stehen, um sich umzublicken und zu lauschen. Das Licht kam aus einer scheibenlosen Öffnung in der Mauer einer elenden Hütte. Als er eine Stimme hörte, wollte er schon fortlaufen und sich verstecken, aber er gab diesen Vorsatz auf, weil er erkannte, dass jene Stimme Gebete murmelte. Da schlich er an das Fenster, reckte sich auf den Zehenspitzen empor und warf einen Blick in das Innere. Es war eine kleine Zelle, der Boden zeigte die nackte Erde, die durch die Füße festgetreten war; in der Ecke befand sich eine Streu von Binsen mit ein paar groben Decken, daneben ein Wassereimer, ein Trinkbecher, ein Becken und einige Töpfe und Tiegel; an der Wand stand eine Bank und ein dreibeiniger Schemel, und auf dem Herd glimmte Reisig. Vor dem kleinen Altar, der durch eine einzige Kerze beleuchtet war, kniete ein Greis, und auf einem alten Holzkasten an seiner Seite lag ein offenes Buch und ein Totenschädel. Der Mann war groß und knochig; Haar und Bart waren sehr lang und schneeweiß, und er trug ein Gewand aus Schafsfellen, das ihm vom Hals bis an die Hacken reichte.

»Ein heiliger Einsiedler!«, dachte der König. »Wie glücklich habe ich es getroffen!«

Der Einsiedler erhob sich von den Knien, und der König klopfte nun an die Tür. Darauf antwortete eine tiefe Stimme: »Tritt ein! Aber lasse die Sünde hinter dir, denn der Boden, auf dem du stehst, ist heiliges Land.«

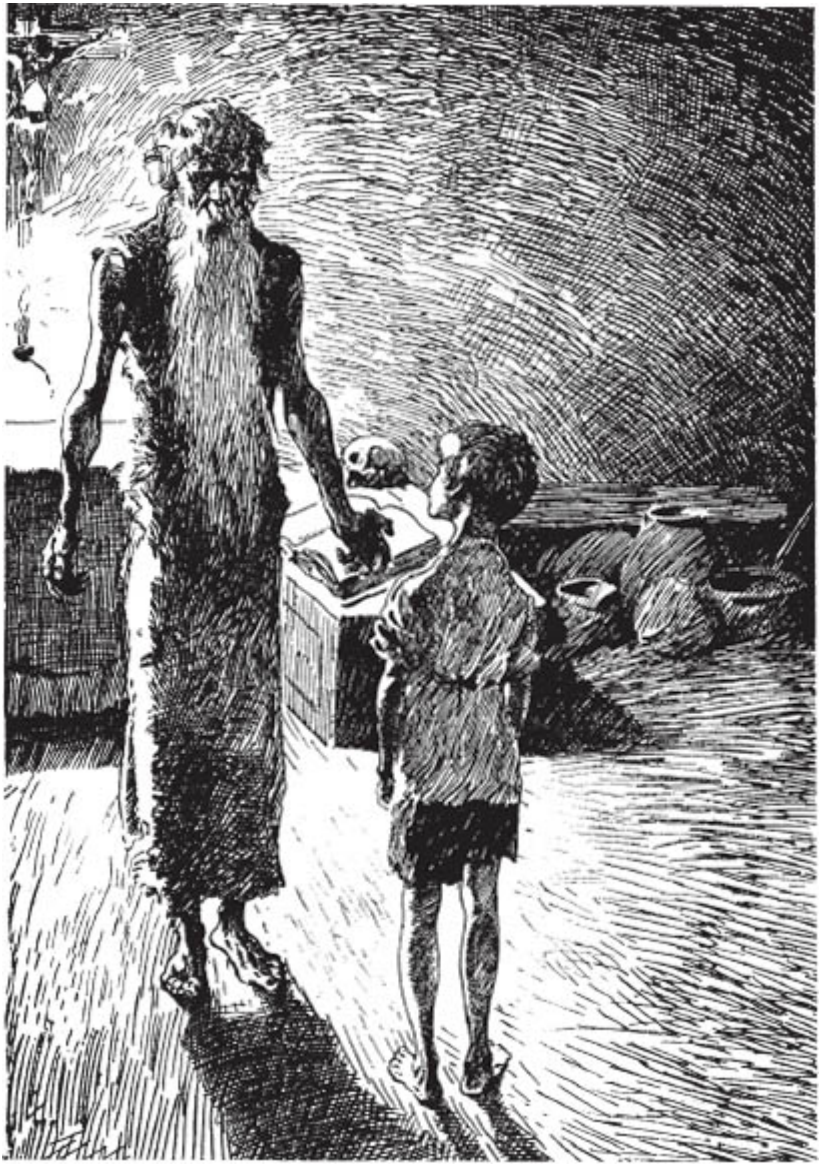
Der König trat ein und blieb zögernd stehen. Der Einsiedler betrachtete ihn mit stechendem, unruhigen Blick und fragte: »Wer bist du?«

»Ich bin der König«, war die gelassene unbefangene Antwort.

»Willkommen, König!«, rief der Einsiedler begeistert. Dann eilte er in fieberhafter Hast in der Zelle umher und wiederholte beständig: »Sei mir willkommen!« Dabei rückte er die Bank an den Herd, ließ den König dort niedersitzen, warf mehr Reisig auf das Feuer und ging wieder in dem Raum unstet auf und ab.

»Sei mir willkommen! Viele wollten in diesem Heiligtum Aufnahme finden, aber sie waren nicht würdig und ich habe sie fortgejagt. Aber ein König, der seine Krone niederlegt und den eitlen Tand seiner Würde verachtet, sich in Lumpen hüllt, um sein Leben der Heiligkeit und der Kreuzigung des Fleisches zu widmen, ein solcher ist würdig und mir willkommen. Er soll hier bei mir bleiben bis an sein Ende!« Der König versuchte, ihn zu unterbrechen und ihm seine Lage zu erklären, aber der Greis achtete nicht auf ihn, sondern redete immer weiter, mit gehobener Stimme und steigender Heftigkeit. »Hier sollst du Frieden finden. Niemand soll deinen Zufluchtsort entdecken, um dich mit Bitten zu bestürmen, in das öde, eitle Treiben zurückzukehren, das zu verlassen Gott dir ins Herz gegeben hat. Du sollst hier beten; du sollst in dem Buch lesen; du sollst über die Torheiten und Irrtümer der Welt nachdenken und über die Herrlichkeit des zukünftigen Lebens; du sollst von Rinden und Kräutern leben und deinen Leib täglich geißeln und kasteien zum Heil deiner Seele. Ein Hemd aus Ziegenhaar sollst du auf dem Leib tragen und Wasser soll dein Getränk sein. Doch wirst du Frieden finden, ja völligen Frieden; und sie, die dich zu suchen kommen, sollen unverrichteter Sache abziehen. Niemand soll dich finden, keiner deine Andacht stören!«

Der Alte ging noch immer auf und ab, aber er sprach nicht mehr laut, sondern murmelte nur noch vor sich hin. Diese Gelegenheit ergriff der König, um ihm sein Schicksal vorzutragen, und zwar mit großer Beredsamkeit, denn ihm war ängstlich und unheimlich zumute. Aber der Einsiedler fuhr in seinem halblauten Selbstgespräch fort, ohne auf den König zu achten. Dann trat er nahe an den Knaben heran und flüsterte:



»Pst! Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen.« Er beugte sich zu ihm herunter, hielt wieder inne und verharrte in einer lauschenden Stellung. Nach einigen Augenblicken trat er an das Fensterloch, steckte den Kopf hinaus, spähte in die Dämmerung hinaus, kam auf den Zehenspitzen schleichend zurück, bog sein Gesicht herab, bis an das des Königs und flüsterte: »Ich bin ein Erzengel!«

Der König fuhr erschrocken zusammen und dachte: »Bei Gott, ich wäre lieber wieder bei den Landstreichern; denn ach, jetzt bin ich der Gefangene eines Irrsinnigen!« Seine Furcht stieg und malte sich deutlich in seinen Zügen.

Der Einsiedler fuhr leise fort: »Ich sehe, du spürst die Himmelsklarheit, die mich umgibt! Der Ausdruck deines Gesichts zeigt es mir. Niemand vermag in meiner Nähe zu weilen, ohne diese Wirkung zu empfinden, denn es ist die himmlische Klarheit selbst. Ich fahre in den Himmel auf und kehre aus ihm zurück in einem einzigen Augenblick. Ich wurde zum Erzengel erhoben an dieser selben Stelle vor fünf Jahren durch Engel, die vom Himmel zu mir heruntergesendet wurden, um mir diese erhabene Würde zu verleihen. Ihre Gegenwart füllte diesen Raum mit einer Helligkeit, die kein Auge ertragen kann. Und sie knieten vor mir: Denn ich bin größer als sie. Ich bin durch die Vorhöfe des Himmels gewandelt und habe mit den Patriarchen geredet. Fasse meine Hand an. Scheue dich nicht – fasse sie an. Sieh, nun hast du eine Hand berührt, die in der von Abraham, Isaak und Jakob gelegen hat; denn ich habe die goldenen Höfe durchschritten und der Gottheit von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden!«

Er hielt inne, um die Rede wirken zu lassen. Dann wechselte plötzlich sein Ausdruck. Er sprang wieder auf und rief heftig: »Ja, ich bin ein Erzengel! Nur ein Erzengel, also ich, hätte Papst werden können! So verhält es sich wirklich. Der Himmel hatte es mir vor zwanzig Jahren durch einen Traum verkündet, dass ich Papst werden sollte, und ich wäre es auch geworden, weil es der Himmel gesagt hatte. Aber der König hob unser Kloster auf, und ich armer, einfacher, schutzloser Mönch wurde in die Welt hinausgestoßen und damit meiner glänzenden Zukunft beraubt!« Dann fing er wieder an, halblaut vor sich hinzureden und sich wütend mit der Faust vor die Stirn zu schlagen, indem er bald fürchterliche Verwünschungen ausstieß, bald mit klagender Stimme hinzusetzte: »Darum bin ich nichts als ein Erzengel, ich, der ich Papst werden sollte!«

So ging es eine Stunde lang, und der arme, kleine König musste still dabeisitzen und es aushalten. Dann ließ der Anfall von Heftigkeit bei dem Greis nach und er wurde ganz sanft. Seine Stimme klang milde, er sagte nichts mehr von seiner erhabenen Würde, sondern plauderte so schlicht und freundlich, dass er bald des Königs Herz gewann. Der alte Mönch ließ den König näher an das Feuer rücken, machte es ihm bequem, kühlte mit leichter und milder Hand die Schrammen und Beulen, machte sich dann an die Bereitung einer Abendmahlzeit, immerfort plaudernd, und strich ab und zu dem Knaben die Wange oder das Haar, sodass nach kurzer Zeit die Furcht und der Widerwille, den der König gegen den Erzengel empfunden hatte, in Verehrung und Zuneigung für den Menschen verwandelt war.

Dieser beglückende Zustand dauerte solange an, wie die beiden ihr Abendbrot verzehrten. Nach einem Gebet vor dem Heiligenschrein brachte der Einsiedler den Knaben in einer angrenzenden Kammer zu Bett, deckte ihn so warm und zärtlich zu, wie eine Mutter nur tun konnte und ging nach einer abermaligen Liebkosung hinaus, setzte sich an den Herd und fing an, mit zerstreutem und wirrem Ausdruck im Feuer zu rühren. Auf einmal hielt er in dieser Beschäftigung inne, schlug ein paarmal mit den Fingern an die Stirn, als wolle er sich an etwas erinnern, das er vorher vergessen hätte. Aber er schien sich nicht darauf besinnen zu können. Dann sprang er auf, trat eilig in die Stube seines Gastes und sagte: »Du bist also der König?«

»Ja«, war die schlaftrunkene Antwort.

»Was für ein König?«

»Der König von England!«

»Von England? Ist Heinrich denn tot?«

»Leider sprichst du die Wahrheit! Ich bin sein Sohn.«

Die Züge des Einsiedlers verfinsterten sich, und er ballte die knochige Faust mit einer rachsüchtigen Gebärde. Darauf blieb er ein paar Augenblicke stehn, atmete keuchend, rang nach Luft und sagte mit heiserer Stimme: »Weißt du, wer uns Mönche obdachlos und schutzlos in die Welt hinausgejagt hat?«

Er erhielt keine Antwort. Nun beugte der Alte sich nieder und sah in des Knaben ruhevolles Antlitz und hörte seine gleichmäßigen Atemzüge. »Er schläft, schläft fest«, murmelte er, und die Zornesfalten auf seiner Stirn machten einem Ausdruck wilder Schadenfreude Platz. In diesem Augenblick lächelte der Knabe im Schlaf. »So ist er von Herzen froh!«, brummte der Einsiedler vor sich hin, als er sich von dem Bett wegwendete. Er schlich leise hin und her, als ob er etwas suche, blieb ab und zu stehen, um zu lauschen oder einen schnellen Blick zum Bett zu werfen, er redete und brummte dabei immer vor sich hin. Endlich schien er gefunden zu haben, was er wollte: ein rostiges, altes Schlachtmesser und einen Wetzstein. Leise schlich er an das Feuer zurück und begann unter halblauten Selbstgesprächen das Messer geräuschlos auf dem Wetzstein zu schärfen. Die Winde heulten um die Hütte, und von fernher hörte man die dumpfen nächtlichen Töne aus dem Wald. Dreiste Mäuse und Ratten guckten aus ihren Löchern und Verstecken mit ihren funkelnden Äuglein zu dem Greis, der indessen in seiner Beschäftigung fortfuhr und auf nichts achtgab, was um ihn her vorging.



Von Zeit zu Zeit prüfte er die Schneide des Messers mit dem Daumen und nickte zufrieden mit dem Kopf. »Es wird schon schärfer«, flüsterte er. »Ja, es wird schärfer.«

Er achtete nicht darauf, wie die Zeit verging, denn er unterhielt sich mit seinen Gedanken und sagte vor sich hin: »Sein Vater hat uns großes Unheil zugefügt. Er hat die Klöster zerstört. Nun ist er zur Hölle gefahren. Ja, zur Hölle – es ist Gottes Wille, dass er unserer Rache entgangen ist, deshalb dürfen wir nicht murren. Aber dem Höllenfeuer ist er nicht entronnen, das ihn ohne Erbarmen in Ewigkeit brennen wird!«

Er wetzte immer weiter, brummte und kicherte in sich hinein. Dann sprach er wieder zusammenhängende Worte: »An alledem war sein Vater schuld. Ich bin nur ein Erzengel. Er ist schuld daran, dass ich nicht Papst geworden bin!«

Der König bewegte sich im Schlaf. Geräuschlos eilte der Einsiedler an die Lagerstätte, kniete neben ihr hin und beugte sich über den Schlafenden. Der Knabe regte sich wieder, schlug die Lider auf, aber ohne dabei zu erwachen und im nächsten Augenblick bewiesen die gleichmäßigen Atemzüge, dass er wieder fest schlief. Der Einsiedler beobachtete ihn eine Weile und lauschte kaum atmend, ohne die eigene Stellung zu ändern. Dann ließ er langsam den Arm sinken und schlich fort mit den Worten: »Es ist lange nach Mitternacht. Er könnte schreien und zufällig jemand in der Nähe sein.«

Daraufhin suchte er in seinen vier Pfählen Stricke und Lappen zusammen, mit denen er an das Bett zurückkehrte und geschickt, ohne dass der König es merkte, diesem die Füße zusammenband. Bald darauf versuchte er es auch ein paarmal, die Hände kreuzweise übereinander zu fesseln, aber der Knabe zog stets die eine oder die andere fort, wenn der Strick sie fassen wollte. Doch als der Erzengel schon an dem Gelingen verzweifelte, legte sie der Schlafende von selbst kreuzweise und im nächsten Augenblick waren sie gefesselt. Dann wurde eine Binde unter dem Kinn des Schläfers durchgezogen und oben auf dem Kopf fest zugeknüpft und dies alles so

leise, behutsam, geschickt, obwohl die Knoten sehr fest geschlungen waren, dass der Knabe, ohne sich zu rühren, weiterschlief.

21. Kapitel

Hendon! Zu Hilfe!

Der Alte schlich mit gekrümmtem Rücken und so geräuschlos wie eine Katze fort und holte die niedrige Bank. Auf diese setzte er sich, sodass seine Gestalt halb von dem schwachen Herdfeuer beleuchtet, halb in Schatten gehüllt war. Er heftete die wilden Augen auf den Schlafenden und beobachtete ihn geduldig, ohne auf die Zeit zu achten, und wetzte langsam das Messer, während er vor sich hinbrummte und kicherte. Dabei glich er in Aussehen und Haltung einer grauen Riesenspinne, die über eine unglückliche, kleine Mücke frohlockt, welche in ihr Netz geraten ist. Der Greis war in dumpfes Brüten versunken und hatte vor sich hingestiert, als er endlich bemerkte, dass die Augen des Knaben weit geöffnet waren, ihn voller Entsetzen anstarrten – ihn und das Messer. Ein teuflisches Grinsen überflog seine Züge und ohne seine Stellung zu ändern oder mit dem Wetzen aufzuhören, fragte er: »Sohn Heinrichs VIII., hast du gebetet?«

Vergebens versuchte der König, sich seiner Bande zu entledigen, und konnte dabei durch den zugebundenen Mund nur einen dumpfen Ton von sich geben, den der Einsiedler als eine Bejahung seiner Frage auffasste.

»So bete noch einmal. Bete das Sterbegebet!«

Ein Schauer durchrieselte den Körper des Knaben und sein Antlitz erbleichte. Dann bemühte er sich wieder, der Fesseln ledig zu werden, indem er sich bald rechts bald links wand, und verzweifelt alle Kraft aufbot, um die Stricke zu lockern. Dabei nickte das alte Ungeheuer ihm zu, schliff gelassen das Messer und murmelte halblaut vor sich hin: »Die Augenblicke sind kostbar – du hast ihrer nicht mehr viele. Bete das Gebet für die Sterbenden.«

Der Knabe stieß einen tiefen, verzweifelten Seufzer aus und hielt keuchend mit seinen Anstrengungen inne. Tränen quollen aus seinen Augen und liefen über seine Backen, aber dieser rührende Anblick blieb ohne Wirkung auf den blutdürstigen Greis.

Der Morgen dämmerte schon. Der Einsiedler sah es und sagte schnell und etwas ängstlich: »Länger darf ich mir diesen Hochgenuss nicht gönnen. Die Nacht geht zu Ende. Sie ist mir wie ein einziger Augenblick verstrichen und ich hätte diesen Triumph ein Jahr lang kosten mögen. Du Sprössling des Kirchenräubers, schließe deine dem Tod geweihten Augen, wenn du nicht sehen willst …«, dann fing die Stimme wieder an zu lallen. Der Alte sank auf die Knie, das Messer in der hocherhobenen Hand und beugte sich über den ächzenden Knaben –

Horch! Da vernahm man Stimmen draußen. Das Messer entsank den Händen des Greises, er warf ein Schafsfell über den Knaben und sprang auf, zitternd und bebend. Die Töne kamen näher, verschiedene Stimmen schrien zornig und heftig durcheinander; kurz darauf hörte man Schläge und Hilferufe und das Geräusch sich

schnell entfernender Schritte. Im nächsten Augenblick wurde laut an die Tür gepocht und dazu gerufen: »Heda! Macht auf! Eilt Euch in Teufels Namen!«

Der Ton klang wie die lieblichste Musik in des Königs Ohr, denn es war die Stimme von Miles Hendon!

Der Einsiedler knirschte vor ohnmächtiger Wut mit den Zähnen, trat eilig aus der Schlafkammer, zog die Tür hinter sich zu, und dann hörte der König in der Zelle folgendes Gespräch: »Gott zum Gruß, würdiger Herr, wo ist der Junge? Mein Junge?«

»Was für ein Junge, Freund?«

»Was für ein Junge? Lüge nicht, Priester, und versuche nicht mich zu hintergehen. Ich bin nicht in der Laune, mit mir spaßen zu lassen. Dicht bei Eurer Zelle habe ich die Schurken getroffen, die ich im Verdacht hatte, dass sie ihn mir raubten. Ich erzwang ein Geständnis von ihnen, und sie sagten, dass er ihnen entlaufen wäre und sie seine Fährte bis an Eure Tür verfolgt hätten. Ja, sie zeigten mir sogar die Fußspuren. Nun zögert nicht länger; denn seht, heiliger Mann, wenn Ihr ihn mir nicht auf der Stelle verschafft – wo ist der Junge?«

»Oh werter Herr, meint Ihr den zerlumpten, kleinen Strolch, den ich über Nacht hier beherbergt habe? Wenn Euer Gnaden an dem Bürschchen Anteil nimmt, wisset, dass ich ihn einen Weg geschickt habe. Er wird gleich wieder zurückkommen.«

»Wie bald? Wie bald? Verliere keine Zeit, kann ich ihn nicht noch einholen? Wann kommt er wieder?«

»Ihr braucht Euch nicht zu bemühen. Er kommt bald.«

»Gut, so will ich warten. Aber halt! Ihr hättet ihn einen Weg geschickt? Ihr? Das ist eine Lüge – er hätte sich nicht von Euch schicken lassen. Eher würde er Euren langen Bart gerauft haben, als sich etwas so Ungehöriges von Euch bieten zu lassen. Das ist gelogen, Alter. Das ist sicherlich gelogen. Er lässt sich von keinem Menschen schicken.«

»Von Menschen nicht – ganz recht … Aber ich bin kein Mensch.«

»Nun, in Gottes Namen, was bist du denn?«

»Es ist ein Geheimnis, du darfst es nicht verraten: Ich bin ein Erzengel.«

Miles Hendon stieß einen Ruf des Staunens aus und setzte hinzu: »Nun, das erklärt freilich seine Nachgiebigkeit. Denn das steht fest, einem gewöhnlichen Sterblichen würde er keine Botendienste leisten, aber selbst ein König muss wohl gehorchen, wenn ein Erzengel befiehlt. Da will ich doch – aber pst – was war das für ein Geräusch?«

Während dieser Unterredung hatte der kleine König bald vor Angst gebebt, bald vor Freude aufjubeln mögen, und alle Kraft, die er aufbieten konnte, in seine halberstickten Seufzer gehaucht, in der Hoffnung, dass sie an Hendons Ohr dringen sollten. Doch immer musste er mit schmerzlicher Enttäuschung feststellen, dass dieser sie entweder nicht hörte oder nicht beachtete. Die letzte Bemerkung seines Dienstmannes belebte ihn, wie frischer Wiesenduft einen Totkranken erquickt. Er machte noch eine verzweifelte Anstrengung, gerade als der Einsiedler antwortete:

»Ein Geräusch? Ich höre nur den Wind.«

»Mag sein, dass es nur der Wind gewesen ist. Wahrscheinlich. Ich habe es die ganze Zeit gehört – da ist's wieder. Das war nicht der Wind! Ein merkwürdiger Ton! Dem wollen wir doch auf die Spur kommen!«

Nun vermochte der König es vor Freude kaum auszuhalten.

Seine ermüdeten Lungen strengten sich aufs Äußerste an, und er hoffte auf Erfolg. Aber der zugebundene Mund und das dicke Schafsfell vereitelten jede Anstrengung. Des armen Jungen Herz sank völlig, als er den Einsiedler sagen hörte: »Oh das Geräusch ist draußen. Dort im Gebüsch – wir wollen nachsehen – ich gehe voran.«

Der König hörte, wie die beiden sich entfernten. Ihre Stimmen und Tritte verhallten – nun war er allein in tiefer unheimlicher Stille.

Es schien ihm eine Ewigkeit, bis die Stimmen wieder näher kamen – und diesmal vermischt mit anderen Tönen, die er für das Getrappel von Hufen hielt. Dann hörte er Hendon sagen: »Länger will ich nicht warten; und ich kann auch nicht länger warten. Gewiss hat er sich in dem Waldesdickicht verirrt. In welche Richtung ist er fortgegangen? Zeige mir schnell den Weg!«

»Er – warte doch! Ich werde dich begleiten.«

»Gut! Gut! Du bist wirklich besser als du aussiehst. Jedenfalls bist du ein Erzengel, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Willst du mit mir reiten? Willst du dich auf den kleinen Esel setzen, den ich für meinen Jungen mitgebracht habe oder willst du das eigensinnige Vieh von einem Maultier besteigen, das ich für mich selbst gekauft habe? – … und damit betrogen bin, selbst wenn ich nicht mehr als einen gebogenen Heller dafür bezahlt hätte.«

»Nein, reite du auf dem Maultier und führe den Esel am Zügel. Ich vertraue mich lieber meinen eigenen Beinen an und will gehen.«

»Dann, bitte, halte den Esel, während ich den lebensgefährlichen Versuch mache, mich auf das Maultier zu schwingen.«

Nun hörte man Stampfen, Trampeln, Stöße, Schläge, dazwischen ein Donnerwetter von Verwünschungen und endlich eine laute Strafrede an das Maultier, welche Eindruck gemacht zu haben schien, denn die Feindseligkeiten wurden danach auf beiden Seiten eingestellt.

Mit unbeschreiblichem Entsetzen hörte der geknebelte, kleine König, dass die Stimmen und Tritte allmählich ganz verhallten. Nun verlor er alle Hoffnung und dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich seines Herzens. »Mein einziger Freund ist betrogen und auf eine falsche Spur geleitet worden«, dachte er. »Der Einsiedler wird wiederkommen und …« Er beendete den Gedanken mit einem tiefen Ächzen. Dann kämpfte er so verzweifelt mit seinen Fesseln, dass er das erstickende Schafsfell abschüttelte.

Jetzt hörte er, dass die Tür geöffnet wurde! Bei diesem Ton schauderte es ihn bis in das tiefste Mark, und er meinte schon, das Messer an seiner Kehle zu fühlen. Vor Angst schloss er die Augen, aber die Angst zwang ihn, sie wieder zu öffnen – und vor ihm standen John Canty und Hugo.

»Gott sei Dank!«, würde er gesagt haben, hätte er den Mund öffnen können.

Ein paar Augenblicke später vermochte er seine Glieder wieder frei zu bewegen. Jeder der beiden Kerle packte ihn an einem Arm, und nun eilten sie schnell in das Waldesdickicht hinein.

22. Kapitel

Ein Opfer des Verrats

Wieder musste König Foo-Foo der Erste mit den Strolchen und Verbrechern herumziehen und als Zielscheibe ihrer rohen Späße und schalen Neckereien herhalten oder die Bosheiten erdulden, die Canty und Hugo ihm antaten, wenn ihnen »der Haupthahn« den Rücken zugekehrt hatte. Nur Canty und Hugo empfanden eine wirkliche Abneigung ihm gegenüber, die anderen hatten ihn alle gern und bewunderten seinen Mut und seine Unerschrockenheit. Während der zwei oder drei Tage tat Hugo, in dessen Obhut er gegeben worden war, im Stillen alles, was er vermochte, um dem König das Leben schwer zu machen. Und wenn die Bande abends zechte, belustigte er sich, indem er den Knaben reizte und ihm Streiche spielte – aber so, als ob es zufällig geschehen sei. Zweimal trat er dem König anscheinend absichtslos auf die Zehen, und dieser, im Gefühl seiner Würde, nahm es mit verächtlichem Schweigen hin. Als Hugo es nun aber zum dritten Mal wiederholte, schlug er ihn mit einem hastig aufgegriffenen Prügel zu Boden zur höchsten Belustigung der ganzen Horde. Der beschämte und wütende Hugo ergriff nun seinerseits einen Stock und stürzte auf seinen kleinen Gegner los. Sofort bildete sich ein Kreis um die Kämpfer, man rief Beifall und fing an zu wetten. Aber die Aussichten für Hugo waren nicht gut. Seine wütenden und ungeschickten Hiebe nützten ihm wenig, einem Arm gegenüber, den die ersten Meister Europas nach allen Regeln der Fechtkunst geübt hatten. Der kleine König stand wachsam, aber ruhig und unbefangen da und fing die hageldicht fallenden Stöße und Hiebe mit einem Geschick und einer Leichtigkeit ab, welche den Zuschauerkreis in stürmische Begeisterung versetzte. Und wenn ab und zu sein geübtes Auge eine Blöße erspähte, versetzte er Hugo blitzschnell einen Schlag auf den Kopf, sodass der Jubel und Beifall unbeschreiblich wurde. Nach einer Viertelstunde schlich Hugo vom Kampfplatz fort, geschlagen und mit Beulen bedeckt, und obendrein noch von allen ausgelacht. Der unverletzte Sieger wurde auf die Schultern seiner Bewunderer gehoben, auf einen Ehrenplatz neben dem »Haupthahn« gesetzt und mit großer Feierlichkeit zum »König der Kampfhähne« gekrönt, während sein früherer Spottname ausdrücklich zurückgenommen und die Strafe der Verbannung aus der Bande demjenigen angedroht wurde, der sich erdreistete, ihn noch in dieser geringschätzigen Weise anzureden.

Doch alle Versuche, den König für den Vorteil der Bande zu verwenden, scheiterten. Mit der größten Hartnäckigkeit weigerte er sich dagegen. Außerdem machte er immer wieder Fluchtversuche. Man hatte ihn am ersten Tag nach seiner Rückkehr in eine unbewachte Küche gestoßen; doch kam er nicht nur mit leeren Händen zurück, sondern versuchte noch obendrein, die Hausbewohner zu warnen. Dann schickten die Landstreicher ihn mit einem Kesselflicker aus, um diesem bei der

Arbeit zu helfen. Er wollte nicht arbeiten, sondern bedrohte noch obendrein den Kesselflicker mit dessen eigenem Lötkolben, und dieser sowie Hugo hatten genug zu tun, sich seiner zu erwehren. Er donnerte in königlichem Zorn gegen alle los, die seine Freiheit beschränken oder ihn zu Dienstleistungen anhalten wollten. Unter Hugos Aufsicht und in Gesellschaft einer schmutzigen Frau und eines kränklichen Kindes war er zum Betteln ausgesendet worden, aber der Erfolg war nicht vielversprechend, denn er lehnte es ab, für sie Gaben zu erbetteln oder ihnen dabei irgendwie behilflich zu sein.

So vergingen die Tage, und das Elend dieses Wanderlebens, die Armut, Anstrengung und Gemeinheit dieses Daseins wurde dem Gefangenen allmählich so unerträglich, dass er meinte, seine Errettung vor dem Messer des Einsiedlers habe ihn höchstens für eine kurze Frist vor dem Tod geschützt.

Aber nachts im Traum war aller Kummer vergessen. Dann fühlte er sich wieder auf dem Thron und als Herr. Das steigerte natürlich seinen Gram beim Erwachen, und deshalb schien ihm die Demütigung mit jedem neuen Morgen, der zwischen seiner Wiederergreifung und seinem Kampf mit Hugo lag, immer bitterer und härter zu werden.

Am Morgen nach dem Kampf stand Hugo auf, das Herz von Rachegedanken gegen den König erfüllt. Er führte zwei Pläne gegen ihn im Schilde. Der eine bestand darin, dem Knaben eine empfindliche Kränkung zu bereiten, die bei seinem stolzen Sinn und seiner »eingebildeten« Königswürde ihn besonders demütigen musste, und gelang dieser Streich nicht, dann wollte er auf den König den Verdacht eines Verbrechens fallen lassen und ihn den Händen des Gesetzes ausliefern. Zur Erreichung des ersten Zwecks beabsichtigte er, am Bein des Königs eine künstliche Wunde anzubringen, um das Mitleid zu erregen. Denn er meinte mit Recht, dies würde den Knaben auf das Tiefste demütigen, und hinterher wollte er ihn mit Cantys Hilfe zwingen, dieses Gebrechen auf der Landstraße zur Schau zu stellen und daraufhin um Almosen zu betteln. Um einen solchen »Schaden« herzustellen, wurde ein Teig aus ungelöschtem Kalk, Seife und Eisenrost gemacht, auf ein Stück Leder geschmiert und fest um das Bein gebunden. Dieser Teig fraß schnell die Haut entzwei und gab dem Fleisch ein entzündetes, stark gerötetes Aussehen; dann schmierte man noch Blut rund um die Wunde, das, wenn es getrocknet war, den Anblick noch abschreckender und bedauernswürdiger machte. Die schmutzigen Lumpen, die man um das Bein wickelte, ordnete man absichtlich so, dass das fürchterliche Geschwür sichtbar blieb, um das Mitleid der Vorübergehenden umso stärker zu erregen.*



Hugo sicherte sich die Mitwirkung des Kesselflickers, den der König mit dem eigenen Lötkolben bedroht hatte. Sie nahmen ihn angeblich auf einen Weg zur Kundschaft mit und als sie fern genug von dem allgemeinen Lagerplatz waren, warfen sie den Knaben zu Boden, und der Kesselflicker hielt ihn, während Hugo das Pflaster fest um das Bein band.

Der König wehrte sich verzweifelt und drohte, sie beide henken zu lassen, sobald er wieder zur Macht gekommen wäre, aber sie hielten ihn festgepackt, freuten sich seines ohnmächtigen Widerstands und lachten über seine Drohungen. Schon fing das Pflaster zu brennen an, und es wäre bald die beabsichtigte Wirkung eingetreten, wenn die Schurken nicht unterbrochen worden wären. Aber unerwartet kam der als Sklave verkaufte Mann, welcher an dem ersten Abend die Anklage gegen die englischen Gesetze erhoben hatte, verjagte die beiden Missetäter und nahm dem König den Verband und das Pflaster ab.

Der König wollte sich den Stock seines Befreiers leihen, um die beiden gleich auf der Stelle zu züchtigen, aber dieser verweigerte es, denn sie würden sich dadurch nur in Schwierigkeiten bringen – besser schien es, dies auf den Abend zu verschieben. Dann sei die ganze Bande beisammen, und kein Unbefugter könne und werde sich

einmischen. Er geleitete sie alle drei zur Lagerstätte zurück und trug die Sache dem »Haupthahn« vor, der sie schweigend anhörte, darüber nachsann und dann entschied, dass der König nicht wieder zum Betteln angehalten werden solle, da er offenbar zu Höherem und Besserem bestimmt sei; er versetzte ihn deshalb aus der Bettelklasse unter die Spitzbuben.

Hugo war über diese Entscheidung hocherfreut. Er hatte schon versucht, den König zum Stehlen zu verleiten und es war ihm nicht geglückt. Mit diesem Widerstand würde es nun ein für alle Mal vorbei sein, denn der Knabe würde es zweifellos nicht wagen, gegen den ausdrücklichen Befehl des Oberhaupts zu handeln. Deshalb plante er schon für denselben Nachmittag einen Diebstahl und beabsichtigte, den König dabei den Gerichtsdienern in die Hände fallen zu lassen. Dabei wollte er es so schlau einfädeln, dass die Gefangennahme ganz unbeabsichtigt und zufällig erschiene. Denn »der König der Kampfhähne« war allgemein beliebt, und die Bande würde jedenfalls unsanft mit demjenigen verfahren, der den Knaben auf verräterische Weise dem gemeinsamen Feind, dem Gesetz, ausgeliefert hätte.

Kurz und gut. Zu dieser Zeit wanderte Hugo mit seinem Opfer zu einem nahe gelegenen Dorf, und die beiden schlenderten langsam durch die Straßen; der erstere in der Absicht, seinen tückischen Vorsatz auszuführen, der andere ebenso gespannt darauf achtend, ob sich ihm ein Ausweg zur Flucht biete, um sich für immer der schimpflichen Gefangenschaft zu entziehen. Sie versäumten einige vielversprechende Gelegenheiten, denn beide waren fest entschlossen, dass diesmal das Ziel erreicht werden solle, und daher ließ sich keiner von seinen glühenden Wünschen hinreißen, einen Versuch zu wagen, bei dem das Misslingen nicht von vornherein ausgeschlossen schien.

Hugo fand zuerst Gelegenheit, seinen Plan auszuführen. Er sah eine Frau des Weges kommen, die ein großes Bündel in einem Korb trug. Nun fingen Hugos Augen an, vor Schadenfreude zu glänzen, und er dachte bei sich: »Du kommst mir wie gerufen! Wenn ich ihm das in die Schuhe schieben kann, das würde mich sehr freuen, dann gnade dir Gott, du König der Kampfhähne!« Er wartete und passte die Gelegenheit ab, äußerlich ruhig, aber im Stillen vor Aufregung bebend, bis die Frau vorüber war und die Gelegenheit günstig schien. Dann sagte er leise:

»Warte hier, bis ich wiederkomme«, und schlich geräuschlos der auserkorenen Beute nach.

Des Königs Herz wollte aufjubeln. Denn sobald Hugo sich weit genug entfernt haben würde, wollte er entfliehen. Hugo hatte sich dicht an die Frau geschlichen, das Bündel gefasst und kam nun eiligen Schrittes daher, wickelte es in ein altes Stück Zeug, das er zu diesem Zweck über dem Arm getragen hatte. Doch schon erhob sich Lärm. Hatte die Frau auch den Raub nicht gesehen, so merkte sie schon an der Erleichterung ihrer Last, dass sie bestohlen worden war. Hugo warf das Bündel in die Arme des Königs und rief davoneilend: »Lauf hinter mir her und schreie wie die anderen: Haltet den Dieb! Aber bringe sie von meiner Spur ab!«

Im nächsten Augenblick erreichte Hugo eine Ecke der Straße und bog in ein winkliges Gässchen ein. Nach ein paar Sekunden aber trat er mit einer Miene völliger

Unbefangenheit und Gleichgültigkeit wieder heraus und verbarg sich hinter einem Zaunpfahl, um dem Verlauf der Ereignisse zuzuschauen.

Der König schleuderte voller Verachtung das Bündel auf die Erde und das darumgeschlagene Tuch fiel herunter, gerade als die Frau herankam und sich hinter ihr eine immer größer werdende Menge versammelte. Sie packte den König mit der einen Hand am Arm, ergriff mit der anderen ihr Bündel, und ergoss eine Flut von Schimpfreden über den Knaben, der sich vergebens von ihr loszureißen versuchte.

Nun hatte Hugo genug gesehen. Sein Feind war gefangen und konnte den Gerichten nicht mehr entgehen. Er machte sich deshalb lachend und triumphierend von dannen, schlug den Weg zum Lagerplatz ein und sann, wie er der Bande das Verhalten des Königs im ungünstigsten Licht schildern könnte.

Der König fuhr fort, sich gegen den kräftigen Griff der Bauersfrau zu wehren und rief ärgerlich: »Lass mich los, törichtes Weib. Ich war es nicht, der dich deiner elenden Habseligkeiten beraubt hat.«

Die Menge drängte sich jetzt schreiend und schimpfend um den König. Ein rauchgeschwärzter Schmied in seinem Lederschurzfell, der die Hemdärmel bis an die Ellenbogen aufgestreift hatte, wollte ihn eben am Arm packen und drohte, ihm einen Denkzettel auf den Rücken zu schreiben, als der Mann plötzlich mit der flachen Klinge eines langen Stoßdegens einen kräftigen Schlag auf den Arm erhielt, und der seltsam ausstaffierte Eigentümer der Waffe in scherzendem Ton rief: »Heda! Gute Leute, lasst uns die Sache freundlich schlichten, ohne Zorn und grobe Reden. Diese Angelegenheit gehört vor das Gericht. Hier wäre Selbsthilfe von Übel. Lasst den Knaben los, gute Frau!«

Der Schmied erkannte die Überlegenheit des kräftigen Kriegsmanns auf den ersten Blick, rieb brummend seinen Arm und entfernte sich. Die Menge sah ihn scheel an, beobachtete aber ein weises Stillschweigen. Doch der König eilte auf seinen Befreier zu und rief mit vor Freude geröteten Wangen und leuchtenden Augen: »Du hast lange auf dich warten lassen, aber du kommst jetzt zu gelegener Zeit, Sir Miles. Haue dieses Gesindel in Stücke!«

23. KAPITEL

*Der Prinz als Gefangener**

Hendon unterdrückte gewaltsam ein Lächeln und flüsterte dem König ins Ohr: »Gemach, gemach, mein Fürst, hüte deine Zunge, hüte sie. Vertraue mir – es wird noch alles gut.« Dann dachte er bei sich: »Sir Miles! Du meine Güte – ich hatte die Standeserhöhung ganz vergessen! Aber wie fest und unausrottbar diese verrückten Ideen bei ihm sitzen! Der leere Titel ist ein Hirngespinst, dennoch ist es mir lieb, ihn verdient zu haben. Es ist mir lieber, die Ritterwürde in seinem Reich der Träume und Schatten zu besitzen, als ein Graf in dieser wirklichen gemeinen Welt zu sein.«

Jetzt teilte sich die Menge, um einen Gerichtsdiener durchzulassen, der den König an der Schulter packen wollte, als Hendon sagte: »Nichts da, guter Freund. Fasst ihn nicht an. Er kommt freiwillig mit Euch, dafür verbürge ich mich. Zeigt den Weg, wir kommen nach.«

Der Gerichtsdiener ging mit der das Bündel tragenden Frau voran; dann folgte Miles und der König, die Menge dicht hinter ihnen her. Der König wollte sich widersetzen, doch Hendon flüsterte ihm zu: »Bedenkt, Sire, die Gesetze sind der gnadenreiche Ausfluss der königlichen Gewalt. Darf ihr Urheber sich selbst ihnen widersetzen und dennoch verlangen, dass die Untertanen ihnen gehorchen? Zweifellos ist hier eins der Gesetze übertreten worden. Wenn der König seinen Thron dereinst wiedererlangt, kann ihn die Erinnerung nicht reuen, dass zu der Zeit, als er anscheinend nur ein Kind des Volks war, er den König hinter den Bürger zurücktreten ließ und sich der Obrigkeit unterwarf.«

»Du hast recht. Nichts mehr davon, du sollst sehen, dass der König von England jede Unterwerfung unter das Gesetz, die er von einem Untertanen fordert, auch selbst auf sich nehmen wird, solange er die Stellung eines Untertanen einnimmt.«

Als die Frau aufgefordert wurde, vor dem Friedensrichter Zeugnis abzulegen, leistete sie einen Eid darauf, dass der vor den Schranken befindliche kleine Gefangene den Diebstahl begangen habe. Es war niemand da, das Gegenteil zu beweisen, daher wurde der König als der Tat überführt erachtet. Das Bündel wurde nun geöffnet, und als der Inhalt sich als ein sauber zugerichtetes, fettes, kleines Schwein erwies, wurde das Antlitz des Richters plötzlich ernst, während Hendon erblasste und ihn ein Schauer überlief. Nur der König blieb aus Unwissenheit vollkommen ruhig. Der Richter schwieg eine Weile bedeutsam und wendete sich dann an die Frau mit der Frage: »Wie hoch gibst du den Wert deines Eigentums an?«

»Drei Schilling acht Pence, Euer Gnaden«, versetzte die Frau mit einem Knicks. »Ich kann es keinen Heller billiger lassen. Es ist der genaueste Preis.«

Der Friedensrichter rückte unruhig hin und her und befahl dem Gerichtsdiener, alle Zuhörer hinauszuschicken und die Türen zu schließen. Nachdem dies geschehen war, blieben nur die beiden Gerichtspersonen, der Angeklagte, die Klägerin und

Miles Hendon drin. Letzterer sah fahl und bleich aus, dicke Schweißtropfen traten auf seine Stirn und rollten die Wangen herab. Noch einmal wendete sich der Richter an die Frau und sagte in mitleidigem Ton:

»Es ist ein armer, unwissender Bub, und vielleicht hat ihn der Hunger geplag, denn es sind jetzt schlimme Zeiten für die armen Leute. Betrachtet ihn, er sieht nicht wie ein schlechter Junge aus – aber wenn der Hunger treibt … Gute Frau, wisst Ihr auch, dass wenn jemand eine Sache stiehlt, die mehr wert ist, als dreizehn Pence und einen halben, er dem Gesetz nach dafür hängen muss?«

Der kleine König fuhr zusammen und seine Augen öffneten sich weit vor Schreck, aber er fasste sich und schwieg. Nicht so die Frau. Sie sprang entsetzt auf und rief vor Angst zitternd: »Ach, Himmel, was habe ich angerichtet! Nicht um alle Welt möchte ich schuld an dem Tod des Jungen sein. Bewahrt mich vor dem Unheil, Euer Gnaden – Was soll ich tun? Was kann ich tun?«

Der Friedensrichter bewahrte seine Amtswürde und sagte ruhig: »Es ist zulässig, die Schätzung zu berichtigen, da der Wert noch nicht in das Protokoll eingetragen ist.«

»In Gottes Namen schätzt das Ferkel auf acht Pence und dem Himmel sei Dank, dass ich nicht eine so schreckliche Tat auf mein Gewissen lade!«

Miles Hendon vergaß vor Freude alle Etikettenrücksichten und überraschte den König und beleidigte sein Selbstgefühl, dass er die Arme um ihn schlang und ihn wiederholt an sein Herz drückte. Die Frau bedankte sich und entfernte sich mit ihrem Ferkel, und der Gerichtsdiener, der ihr die Tür öffnete, trat gleich hinter ihr in den engen Flur. Der Richter schrieb noch an seinem Protokoll, doch der leicht argwöhnische Hendon wollte wissen, warum der Gerichtsdiener der Frau nachgegangen war. Deshalb trat er auch in den dunklen Flur und horchte. Dabei ward er Zeuge folgender Unterhaltung: »Es ist ein fettes Schweinchen und wird einen guten Braten geben. Ich will’s dir abkaufen: Hier hast du acht Pence.«

»Geh mir mit deinen acht Pence! Das sollst du bleiben lassen. Es kostet mich allein drei Schilling acht Pence gut gemünztes Geld, wie der jüngst verstorbene alte Heinz einst hat prägen lassen. Du kannst mir mit deinen acht Pence gestohlen bleiben!«

»Bläst der Wind von daher? Du hattest auf deine Aussagen einen Eid geleistet und hast daher falsch geschworen, wenn du hinterher behauptest, es wäre nur acht Pence wert. Komm gleich mit mir zurück vor den hochedlen Herrn Richter und verantworte dich wegen deines Vergehens – du kannst dafür selbst an den Galgen kommen!«

»So schweige doch nur. Ich will ja damit zufrieden sein. Gib mir die acht Pence und halte den Mund!«

Die Frau entfernte sich weinend. Hendon trat in die Gerichtsstube zurück und der Gerichtsdiener folgte ihm, nachdem er seine Beute an einem sicheren Ort verborgen hatte. Der Friedensrichter schrieb noch eine Weile, dann ermahnte er den König in ernster und freundlicher Weise und verurteilte ihn zu einer kurzen Haft in dem gemeinen Gefängnis. Bei der Entlassung sollte er dort öffentlich geprügelt werden.

Der vor Staunen sprachlose König öffnete den Mund und wollte dem freundlichen Herrn sagen, dass er ihn nach seiner Thronbesteigung sofort enthaupten lassen werde, als seine Augen einem warnenden Blick von Hendon begegneten und er sich zum Schweigen zwang. Hendon fasste ihn bei der Hand, verneigte sich vor dem Richter, und die beiden gingen hinter dem Gerichtsdiener her auf das Gefängnis zu. Auf der Straße riss der beleidigte Fürst seine Hand aus der des Freundes und rief: »Tor, meinst du, mich lebend in das gemeine Gefängnis zu bringen?«

Hendon beugte sich nieder und sagte entschieden: »Willst du mir vertrauen! Schweige und verschlimmere nicht unsere Lage durch gefährliche Reden. Was Gott beschlossen hat, wird geschehen. Du kannst es nicht beschleunigen, kannst ihm nicht entfliehen. Drum warte und sei geduldig – wir werden Zeit haben zu klagen oder zu frohlocken, wenn das geschehen ist, was uns beschieden war.«

24. KAPITEL

Die Flucht

Der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu. Es war leer auf den Straßen. Nur wenige Leute sah man noch draußen und diese waren augenscheinlich nur darauf bedacht, ihre eigenen Geschäfte so schnell wie möglich zu erledigen und sich dann schleunig aus dem zunehmenden Wind und dem Dunkel in die behagliche Wärme des eigenen Hauses zu flüchten. So sahen sie weder zur Rechten noch zur Linken und achteten nicht auf jene drei. Ja, sie schienen sie nicht einmal zu sehen. Eduard der Sechste fragte sich, ob man wohl je zuvor so gleichgültig einen König in das Gefängnis hatte führen lassen.

Der Gerichtsdiener ging mit den beiden über einen menschenleeren Marktplatz, und als sie in der Mitte desselben waren, legte ihm Hendon die Hand auf den Arm und sagte: »Verzeiht einen Augenblick, wackerer Herr, hier hört uns niemand, und ich habe ein Wörtchen mit Euch zu reden.«

»Meine Pflicht verbietet es, Herr. Ich bitte Euch, haltet mich nicht auf. Die Nacht bricht herein.«

»So wartet doch! Die Sache geht Euch etwas an. Wendet einen Augenblick den Rücken, und seht in die Luft, damit der arme Junge entschlüpfen kann.«

»Dies rätst du mir? Ich verhafte dich im Namen …«

»Nicht so hitzig, mein Bester. Sieh dich vor, und begehe keine Torheit, denn …«, dann dämpfte er die Stimme zu einem Flüsterton und sagte ihm in das Ohr:

»Das Schwein, das du für acht Pence gekauft hast, Mann, kann dich den Hals kosten!«

Erst war der erstaunte Gerichtsdiener sprachlos vor Schreck, dann fing er zu stottern und zu schelten an. Aber Hendon hörte ihm geduldig zu, bis jenem der Atem ausging, und sagte dann: »Du gefällst mir Freund, und ich möchte dich nicht ins Unglück bringen, wenn ich es verhindern kann. Wisse, ich habe alles gehört – jedes Wort. Ich werde es dir beweisen.« Dann wiederholte er Wort für Wort das Gespräch, welches der Gerichtsdiener im Flur mit der Bauersfrau geführt hatte, und schloss: »Nun, stimmt das nicht? Könnte ich es nicht ebenso genau dem Herrn Richter vortragen, wenn es sein müsste?«



Der Mann schwieg erst vor Angst und Schreck, dann fasste er sich und entgegnete mit erzwungener Heiterkeit: »Ihr macht zu viel Wesens aus einem Scherz. Ich habe mit der Frau nur gespaßt.«

»Und auch das Schwein nur zum Spaß behalten?«, warf Hendon ein.

»Versteht sich, verehrter Herr«, versetzte der Gerichtsdiener gereizt. »Ich sage Euch, es war nur ein Spaß.«

»Ich fange an Euch zu glauben«, entgegnete Hendon, und sein Ton klang halb spöttisch, halb überzeugt. »Aber wartet hier einen Augenblick. Ich will zurücklaufen und den Herrn Friedensrichter fragen. Das ist ein rechtsgelehrter Herr, der muss sich auch auf Spaß verstehen …«

Er machte dabei Miene umzukehren, aber der Gerichtsdiener war unruhig geworden. Er stieß ein paar Verwünschungen aus und rief dann:

»Halt, halt, werter Herr, so wartet doch. Der Herr Friedensrichter – nun ja – der versteht ganz und gar keinen Spaß. Wir wollen die Sache untereinander abmachen. Zum Kuckuck! Ich habe mich in eine schöne Patsche gebracht, bloß eines harmlosen, unschuldigen Scherzes wegen. Ich bin Familienvater, habe Frau und Kinder. – Ihr werdet doch Vernunft annehmen, bester Herr? Was verlangt Ihr denn von mir?«

»Nur, dass du blind, taub und wie vom Schlag gerührt bist, so lange bis einer bis hunderttausend zählt – langsam zählt – versteht sich«, entgegnete Hendon so unbefangen, als habe er damit eine ganz unbedeutende Gefälligkeit gefordert.

»Das wäre mein Verderben«, wehklagte der Gerichtsdiener. »Ach, seid verständig, werter Herr, bedenkt die Sache noch einmal. Es war wirklich nur ein Spaß, das müsst Ihr selbst einsehen. Und wenn es auch mehr gewesen wäre, so ist es doch nur eine ganz geringfügige Übertretung und der Richter würde mir dafür höchstens einen Verweis erteilen.«

Doch Hendon versetzte darauf mit eisiger Kälte: »Dieser Spaß wird nach dem Gesetz mit dem Tod bestraft.«

»Gott sei mir armen Sünder gnädig! Ich wusste es ja nicht! Ach, was habe ich gemacht! Ich dachte, so etwas wäre noch nie dagewesen!«

»Du hast Vorteil gezogen von einem Angeklagten, von einem, der sich in Not befand und in deiner Macht war. Du hast dich einer Ware bemächtigt, die mehr als dreizehn und einen halben Penny wert ist und die du unter ihrem Wert bezahlt hast. Dies wird dem Gesetz nach als Betrug, Missbrauch der Amtsgewalt, Vergehen im Amt gerechnet, und es steht unabänderlich die Todesstrafe, also der Galgen, darauf – ohne geistlichen Zuspruch«, sagte Hendon mit ernster Miene.

»Haltet mich, haltet mich, bester Herr, ich sinke um! Seid barmherzig, erspart mir dies Schicksal, stürzt mich nicht ins Unglück. Ich will den Rücken zudrehen und nichts sehen«, entgegnete der verängstigte Mann.

»Gut, jetzt nimmst du Vernunft an. Und wirst du das Schwein zurückgeben?«

»Gewiss, gewiss und kein anderes anrühren, und wenn es vom Himmel fiele. Geht – ich bin jetzt blind und sehe nicht, was geschieht. Ich werde sagen, dass du in das Gefängnis eingebrochen seiest und den Gefangenen mit Gewalt befreit hättest. Es

ist nur eine alte morsche Tür. Ich werde sie zwischen Mitternacht und Morgen selbst einschlagen!«

»Tue das, es wird dir keinen Schaden bringen, Freund. Dem Richter tat der arme Junge selbst leid, und er wird den, der ihm zur Freiheit verholfen hat, nicht hart bestrafen«, erwiderte Hendon beruhigend.

25. KAPITEL

Hendon Hall

Sobald Hendon und der König ein gutes Stück von dem Gerichtsdiener entfernt waren, wies Miles den Wiedergewonnenen an, eine Strecke weit vor die Stadt zu gehen, während er selbst in das Wirtshaus zurückkehrte um seine Zeche zu zahlen. Eine halbe Stunde später ritten die beiden Freunde vergnügt nebeneinander her. Der König fühlte sich jetzt warm und behaglich, denn er hatte die Lumpen abgelegt und trug den Anzug, den Hendon für ihn bei dem Trödler auf der Londoner Brücke gekauft hatte.

Hendon wollte den Knaben vor Überanstrengung schützen. Er meinte, dass lange Tagereisen, unregelmäßige Mahlzeiten und ungenügender Schlaf des Knaben geistige Verwirrung nur steigern könnten, während Ruhe, Regelmäßigkeit und den Kräften entsprechende Bewegung die Genesung fördern müssten. Es war sein Herzenswunsch, den getrübten Geist wieder klar und die Wahnbilder aus dem überreizten Köpfchen verschwinden zu sehen. Deshalb beschloss er, in kleinen Tagereisen sich der Heimat zu nähern, aus welcher er so lange verbannt gewesen war, statt dem eigenen Verlangen zu folgen, und so schnell wie möglich dorthin zu eilen.

Als er und der König zehn englische Meilen zurückgelegt hatten, erreichten sie ein großes Dorf und verbrachten die Nacht in einem guten Wirtshaus. Sie hielten es nun wie früher: Hendon stand hinter dem Stuhl des Königs, während dieser speiste, und bediente ihn, entkleidete ihn hernach beim Zubettgehen, nahm dann den Fußboden als Lagerstätte und schlief, in eine Decke gewickelt, quer vor der Tür.

Am nächsten und übernächsten Tag ritten sie langsam weiter und redeten über die Abenteuer, die sie seit ihrer Trennung bestanden hatten, und nahmen gegenseitig den lebhaftesten Anteil an ihren Erlebnissen. Hendon schilderte seine Irrfahrten zum König und wie der Einsiedler ihn kreuz und quer durch den Wald geführt und ihn schließlich zu der Hütte zurückgebracht hätte, als er merkte, dass er sich seiner nicht entledigen konnte. Dort, erzählte er, sei der Alte in die Schlafkammer gegangen, wäre mit schlotternden Knien und verstörter Miene wiedergekommen und habe gesagt, er hätte erwartet, dass der Knabe inzwischen zurückgekehrt sein würde und sich zur Ruhe gelegt hätte. Aber das sei nicht geschehen. Hendon wartete den ganzen Tag lang in der Einsiedelei, dann gab er die Hoffnung auf, dass der König dorthin zurückkehren würde und machte sich wieder auf den Weg. »Und der alte Erzengel war wirklich ganz unglücklich, dass Eure Majestät nicht zu ihm zurückkehrte«, schloss Hendon. »Das konnte man ihm am Gesicht ansehen.«

»Ei freilich! Daran zweifle ich nicht!«, sagte der König und erzählte nun seine Erlebnisse in der Einsiedelei. Ein Bericht, nach welchem Hendon tief bedauerte, dem Erzengel nicht den Garaus gemacht zu haben.

Am letzten Reisetag war Hendon in heiterster Laune. Der Gesprächsfaden riss

nicht ab. Er erzählte von seinem alten Vater und seinem Bruder Arthur und berichtete viele Charakterzüge, die von ihrer Großmut und ihrem edlen Sinn Zeugnis ablegten. Er schilderte Edith mit schwärmerischer Liebe und war so froh über die Heimkehr, dass er auch von seinem Bruder Hugh in brüderlicher und versöhnlicher Stimmung sprach. Seine Gedanken weilten bei dem bevorstehenden Wiedersehen in Hendon Hall, wie alle über seine Rückkehr erstaunt sein würden, und welche Dankbarkeit und Freude sie erregen werde.

Es war eine liebliche Gegend, reich an Gehöften und Obstgärten, und der Weg führte durch üppiges Wiesenland, das sich unabsehbar ausbreitete und dessen Hebungen und Senkungen an die Wellenlinien der Meereswogen erinnerten. Am Nachmittag bog Miles von Zeit zu Zeit vom Weg ab und suchte von einem kleinen Hügel aus einen weiteren Ausblick zu gewinnen und das Vaterhaus schon aus weiter Ferne zu erspähen, so wie es der verlorene Sohn getan haben mag. Schließlich gelang es ihm und er rief entzückt: »Dort ist das Dorf, mein Fürst, und dicht daneben das Herrenhaus. Ihr könnt die Türme von hier aus sehen, und jenes Gehölz ist meines Vaters Park. Ja, jetzt werdet Ihr etwas Herrliches und Prächtiges kennenlernen. Denkt nur, ein Haus mit siebzig Zimmern und siebenundzwanzig Dienstboten! Solch eine Wohnung wird uns beiden schon gefallen! Nun wollen wir eilen dorthin zu kommen – meine Ungeduld lässt sich nicht mehr zügeln.«

Sie ritten so schnell sie konnten, dennoch war es später als drei Uhr, bevor sie das Dorf erreichten. Die beiden trabten schnell durch die Dorfstraße, und Hendon machte dabei den Erklärer. »Da ist die Kirche, immer noch wie früher über und über mit Efeu berankt. – Dort liegt das Wirtshaus zum ›Roten Löwen‹ – dicht an dem Marktplatz. Hier steht der Maibaum und der Brunnen – nichts hat sich geändert, nichts außer den Menschen; – ja, in zehn Jahren gehen mit den Menschen große Veränderungen vor. Einige von den Leuten kommen mir bekannt vor, aber mich scheinen sie nicht zu erkennen.« So plauderte er weiter. Bald hatten sie das Ende des Dorfes erreicht, dann bogen sie in einen von Hecken eingefassten, sich vielfach windenden Weg, durch den sie schnell ritten, und gelangten in einen ausgedehnten Blumengarten, nachdem sie ein prächtiges Portal hinter sich zurückgelassen hatten, das mit mächtigen, steinernen Pfeilern und großen, in Stein gehauenen Wappen verziert war. Ein stattlicher Herrensitz lag vor ihnen.



»Willkommen in Hendon Hall, mein König!«, rief Miles. »Ach, das ist ein großer Tag! Mein Vater, mein Bruder und Lady Edith werden so überglücklich sein, dass sie in ihrer ersten Freude nur auf mich achten werden, und es Euch scheinen könnte, als würdet Ihr kalt empfangen. Lasst Euch das nicht anfechten. Das wird sich bald ändern. Denn wenn ich ihnen sage, dass Ihr mein Pflegebefohlener seid, und wie ich Euch von Herzen lieb habe, so werdet Ihr sehen, dass sie Euch um Miles Hendons willen auch die Arme öffnen und Euch für immer eine Heimat bieten werden.«

Im nächsten Augenblick stieg Hendon vor der großen Tür ab, half dem König herunter, fasste ihn bei der Hand und eilte hinein. Ein paar Stufen führten sie in ein geräumiges Gemach. Er trat ein, hieß den König mit mehr Eile als Förmlichkeit sich setzen, und lief auf einen jungen Mann zu, der mit Schreiben beschäftigt an einem Tisch saß, welcher vor das aus mächtigen Holzstößen geschichtete Feuer gerückt war.

»Umarme mich, Hugh!«, rief er. »Und sage, dass du dich über meine Rückkehr freust! Und rufe auch unseren Vater, denn ich habe nicht eher das Gefühl, wieder daheim zu sein, ehe ich nicht seine Hand geküsst, in seine Augen gesehen und seine Stimme gehört habe!«

Aber Hugh richtete sich hoch auf, nachdem er einen Augenblick sein Erstaunen nicht verbergen konnte, und sah dann den Ankömmling scharf an mit einem Blick, in dem beleidigte Würde lag. Infolge einer schnellen Überlegung oder aus einer anderen Absicht heraus betrachtete er ihn darauf mit einer gewissen Neugier, welcher sich ein wirkliches oder nur erheucheltes Bedauern beimischte. Darauf sagte er in gelassenem Ton: »Du bist nicht recht bei Sinnen, armer Fremdling. Allem Anschein nach hast du Mühsal und Not in der Welt ausgestanden, das beweist dein Gesicht wie deine Kleidung. Für wen hältst du mich?«

»Für wen ich dich halte? Mit Verlaub, für den, der du bist! Ich halte dich für Hugh Hendon«, antwortete Miles heftig.

Der andere fuhr in dem vorher angeschlagenen sanftmütigen Ton fort: »Und für wen hältst du dich?«

»Für wen ich mich halte? Willst du behaupten, dass du mich nicht als deinen Bruder Miles Hendon erkennst?«

Der andere blickte mit frohem Staunen auf und rief: »Wie! Treibst du auch nicht deinen Mutwillen mit mir? Können die Toten aus dem Grab wiederkommen? Gott sei gelobt, wenn es sich so verhält. So ist uns unser teurer Verlorener nach so vielen Jahren wiedergeschenkt! Ach, die Nachricht scheint zu schön, um wahr zu sein. Ich flehe dich an, habe Mitleid mit uns, und treibe nicht dein Spiel mit mir! Schnell, tritt hierher an das Licht, damit ich deine Züge genauer prüfen kann.«

Er fasste Miles am Arm, zog ihn an das Fenster und betrachtete ihn mit durchdringenden Blicken von oben bis unten, drehte ihn hierher und dorthin, ging um ihn herum, um ihn von allen Seiten zu sehen, während der heimgekehrte verlorene Sohn vor Freude lachte und scherzte, ihm zunickte und sagte: »Ja, besieh mich nur, Bruder, besieh mich nur genau. Zug um Zug stimmt. Betrachte mich nach

Herzenslust, mein guter, alter Hugh – ich bin wirklich dein alter Miles, der unveränderte alte Miles, dein verlorener Bruder. Ach, das ist ein Freudentag – ich wusste, es würde ein Freudentag! Gib mir die Hand! Lass mich deine Wangen küssen. Ich bin ganz außer mir vor Freude!«

Er wollte den Bruder umarmen, aber Hugh hob abweisend die Hand, senkte dann den Kopf mit trübseliger Miene und sagte mit bewegter Stimme: »Gott gebe mir in seiner Barmherzigkeit die Kraft, diese Enttäuschung zu ertragen.«

Miles war so erstaunt, dass er zuerst nichts sagen konnte. Dann aber rief er: »Was für eine Enttäuschung? Bin ich nicht dein Bruder?«

Hugh schüttelte mit wehmütiger Miene den Kopf und sagte: »Gebe der Himmel, dass du die Wahrheit redest, und dass andere Augen die Ähnlichkeit sehen, die den meinen verborgen ist. Ach, ich fürchte – der Brief hat die Wahrheit gemeldet.«

»Was für ein Brief?«

»Einer, der über das Meer gekommen ist vor sechs oder sieben Jahren. Er meldete, dass mein Bruder in einer Schlacht gefallen sei.«

»Das ist eine Lüge. Ruf den Vater. Er wird mich wiedererkennen.«

»Die Toten hören auf keinen Ruf!«

»Tot?« Miles Stimme versagte und seine Lippen zitterten. »Mein Vater tot! Ach, das ist eine traurige Kunde! Damit ist die Hälfte meiner Freude dahin! So lass mich unseren Bruder Arthur sehen. Er wird mich erkennen. Er wird sich meiner erinnern und mich trösten.«

»Auch er ist tot!«

»Barmherziger Schöpfer – wie schwer suchst du mich heim. Eile Bruder – rufe sie her. Wenn *sie* sagt, ich wäre es nicht – aber sie wird es nicht sagen. Sie wird mich erkennen. Wie töricht von mir, daran zu zweifeln! Rufe sie, rufe auch die alten Dienstleute – auch sie werden mich wiedererkennen.«



»Sie sind alle dahin bis auf Peter, Halsey, David, Bernhard und Margaret.«

Mit diesen Worten verließ Hugh das Zimmer. Miles blieb eine Weile in Nachdenken verloren. Dann ging er auf und ab und sagte vor sich hin: »Diese fünf Taugenichtse haben die zweiundzwanzig wackeren Dienstleute überlebt. Merkwürdig!«

Er fuhr fort auf und ab zu gehen und hatte den König ganz vergessen. Dieser sagte jetzt mit einem Ausdruck wahren Mitgefühls, obwohl die Worte auch ironisch hätten gedeutet werden können:

»Nimm dir dies Erlebnis nicht zu Herzen, mein Freund. Es gibt noch andere Leute in der Welt, deren Echtheit bestritten wird und deren Rechte in den Staub getreten werden. Es geht dir nicht allein so.«

»Ach, mein König«, versetzte Hendon leicht errötend. »Verurteile mich nicht vorschnell – warte ab. Du wirst die Wahrheit erkennen. Ich bin kein Betrüger. Du wirst es von ihr hören, aus dem lieblichsten Mund in ganz England. Ich ein Betrüger? Ich kenne die alte Halle, die Bilder meiner Ahnen, und alles, was uns hier umgibt, wie ein Kind seine Kinderstube kennt. Hier bin ich geboren und erzogen worden, mein Fürst. Ich sage die Wahrheit und belüge dich nicht. Und wenn mir kein anderer glauben will – oh so zweifle nur du nicht an mir, das könnte ich nicht ertragen!«

»Ich zweifle nicht an dir«, sagte der König mit kindlicher Treuherzigkeit und Zuversicht.

»Dafür danke ich dir von ganzem Herzen!«, rief Hendon inbrünstig und voll Rührung.

Der König fragte nun ebenso zuversichtlich wie vorhin: »Zweifelst du an mir?«

Hendon fühlte sich tief beschämt und war froh, als in diesem Augenblick sich die Tür wieder auftat und Hugh zurückkam, wodurch er der Notwendigkeit einer Antwort enthoben wurde.

Eine schöne, kostbar gekleidete Frau folgte Hugh auf dem Fuß, und hinter ihr kamen mehrere in die Farben des Hauses gekleidete Diener. Die Dame trat langsam mit gesenktem Haupt und zögerndem Schritt ein, den Blick zu Boden gerichtet. Miles Hendon eilte auf sie zu und rief: »Ach, meine Edith, meine geliebte Edith!«

Aber Hugh trat zwischen sie und sagte zu ihr: »Sieh ihn an. Kennst du ihn?«

Bei dem Ton von Miles' Stimme war die Dame zusammengezuckt. Ihre Wangen hatten sich gerötet und sie bebte an allen Gliedern. Während einer bangen Pause stand sie erst regungslos, dann hob sie langsam die Augen und betrachtete Hendon mit einem starren, angstvollen Blick; dabei wich das Blut allmählich ganz aus ihrem Gesicht, das eine fahle Totenfarbe einnahm. Mit einer Stimme, die so leblos wie das Antlitz war, sagte sie: »Ich kenne ihn nicht!«, wendete sich tief aufatmend und einen Seufzer gewaltsam unterdrückend ab, und verließ mit schwankendem Schritt das Zimmer.

Miles Hendon sank in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Nach einer Weile wendete sich sein Bruder an die Dienerschaft und fragte: »Ihr habt ihn jetzt genau beobachtet. Kennt ihr ihn?«

Sie schüttelten verneinend mit den Köpfen. Hugh fuhr nun fort: »Die Diener erkennen Euch nicht, Herr. Ihr irrt Euch. Ihr habt gesehen, dass auch meine Frau Euch nicht kennt.«

»Deine Frau!« Im nächsten Augenblick hatte Miles seinen Bruder an die Wand gedrückt und seine angespannte Faust umklammerte seine Kehle. »Oh du spitzbübischer Schuft, nun durchschaue ich dich! Du selbst hast den lügnerischen Brief geschrieben und dir dadurch meine Braut und mein Erbteil zugeeignet. Jetzt geh mir aus den Augen, damit ich meine gute Soldatenhand nicht mit deinem Blut besudele!«

Hugh sank mit blutunterlaufenem Antlitz und halberwürgt auf den nächsten Stuhl und befahl den Dienern, den gewalttätigen Fremden zu greifen und zu binden. Sie zögerten, und einer sagte: »Er ist bewaffnet, Sir Hugh, und wir ohne Waffen.«

»Bewaffnet! Was ficht euch das an. Ihr seid eurer viele! Packt ihn, sage ich!«

Aber Miles warnte sie, sich wohl vorzusehen und sagte: »Ihr kennt mich von früher her – ich habe mich nicht geändert. Versucht's, wenn ihr euch traut!«

Diese Erinnerung machte sie nicht mutiger.

»So geht, ihr Memmen, holt euch Waffen und hütet die Tür, während ich nach der Wache schicke!«, rief Hugh. An der Schwelle drehte er sich um und sagte zu Miles: »Verschlimmert Eure Lage nicht durch einen nutzlosen Fluchtversuch!«

»Fluchtversuch! Spare dir diese Sorge, wenn du sonst keine hast. Denn Miles

Hendon ist Herr von Hendon Hall und allem, was dazugehört. Er wird dableiben – darauf verlasse dich.«

26. KAPITEL

Verleugnet

Der König sann eine Weile nach und sagte dann: »Seltsam! Höchst seltsam. Ich vermag nicht, es mir zu erklären.«

»Nicht so seltsam, wie es Euch scheint, mein Lehnsherr. Ich kenne ihn. Es sieht ihm ähnlich. Er war nichtsnutzig von klein auf.«

»Ach, ich sprach nicht von *ihm*, Sir Miles.«

»Nicht von ihm? Wovon denn? Was findet Ihr seltsam?«

»Dass man den König nicht vermisst.«

»Wie? Wen? Ich verstehe Euch nicht.«

»Wirklich nicht? Erscheint es dir nicht seltsam, dass man nicht nach allen Richtungen Eilboten aussendet und Verkündigungen erlässt, in denen meine Person beschrieben wird, damit man mich auffinden kann? Ist es nicht ein allgemeines Unglück und Grund für ernste Besorgnis, dass das Oberhaupt des Staates verschwunden und verloren scheint?«

»Allerdings, mein König, das hatte ich nicht bedacht.« Dann setzte Hendon seufzend im Stillen hinzu: »Das arme, verwirrte Gehirn! Noch immer beschäftigt es sich mit diesem glänzenden Wahn.«

»Aber ich habe einen Plan, der uns beiden zu unserem Recht verhelfen wird. Ich werde einen Erlass in drei Sprachen verfassen – lateinisch, griechisch und englisch – und du sollst morgen früh damit eilig nach London reiten. Übergib ihn keinem anderen als meinem Oheim, dem Lord Hertford. Wenn er ihn sieht, wird er wissen und erkennen, dass es meine Handschrift ist. Dann wird er Boten nach mir ausschicken.«

»Wäre es nicht ratsamer, mein König, dass wir hier warteten, bis ich mich als der echte Erbe ausgewiesen und mein Anrecht auf meine Güter dargetan habe? Dann würde ich umso besser imstande sein …«

Doch der König unterbrach ihn heftig: »Schweig, was sind deine elenden Besitzungen und deine kleinen Sorgen, verglichen mit dem Wohl eines ganzen Volks und der Erhaltung des Throns?« Dann fügte er mit sanfterer Stimme hinzu, als ob ihn seine Strenge gereue: »Gehorche mir und habe keine Furcht. Ich werde dir Recht verschaffen und dir zu dem Deinen verhelfen – ja, du sollst noch weit mehr haben. Ich werde deiner Dienste gedenken und sie lohnen.«

Mit diesen Worten ergriff er eine Feder und fing zu schreiben an. Hendon betrachtete ihn liebevoll und dachte: »Sähe ich ihn nicht, so würde ich denken, es wäre ein König, der mit mir redete. Man kann nicht leugnen, dass wenn er so spricht, er die herrische Art eines wirklichen Königs hat – wo hat er das her? Seht, nun kritzelt er ganz vergnügt an seinen Krähenfüßen, die er für Latein und Griechisch

hält. Und wenn ich ihm nicht durch einen guten Einfall den Gedanken ausreden kann, werde ich mich morgen früh an die Ausführung dieses hirnverbrannten Plans machen müssen.«

Im nächsten Augenblick kehrten Sir Miles' Gedanken zu dem eben erlebten Auftritt zurück und er war so damit beschäftigt, dass, als der König ihm das Schreiben reichte, er es nahm und einsteckte, ohne zu wissen, was er tat. »Wie seltsam war ihre Handlungsweise«, sagte er vor sich hin. »Mir war, als hätte sie mich erkannt, und doch schien es, als kenne sie mich nicht. Diese beiden Ansichten widersprechen einander, das sehe ich ein. Ich vermag weder, sie miteinander zu vereinigen, noch kann ich, soviel ich hin und her denke, eine zugunsten der anderen zurückdrängen. Die Sache wird sich einfach so verhalten: Sie muss mein Gesicht, meine Gestalt, meine Stimme erkannt haben. Wie könnte es anders möglich sein? Dennoch sagte sie, sie kenne mich nicht, und das ist ein unumstößlicher Beweis, denn sie ist keiner Lüge fähig. Doch halt – jetzt fange ich an, es zu verstehen! Jedenfalls hat er einen Druck auf sie ausgeübt – ihr befohlen, sie gezwungen, diese Lüge auszusprechen. Das ist die Erklärung! Das ist die Lösung des Rätsels. Sie schien vor Furcht beinahe zu vergehen. Sie wagte in seiner Gegenwart nicht, anders zu handeln. Ich will sie aufsuchen: Ich werde sie schon finden, und jetzt wo er fort ist, wird sie ihre wahre Meinung nicht verbergen. Sie wird sich unserer Kinderzeiten erinnern, als wir Spielgefährten waren. Das wird ihr Herz erweichen, dann wird sie mich nicht mehr verleugnen, sondern sich zu mir bekennen. In ihr ist nichts Falsches – sie war stets offen und treu. Sie hat mich damals geliebt, das ist meine Überzeugung, und den, den sie geliebt hat, wird sie nicht verraten.«

Er schritt auf die Tür zu, die sich in demselben Augenblick öffnete. Lady Edith trat ein. Sie sah sehr bleich aus, ging aber mit festem Schritt, und ihre Haltung war voll Anmut und sanfter Würde. Ihr Antlitz zeigte denselben traurigen Ausdruck wie vorhin.



Miles eilte froh und voll Vertrauen auf sie zu, aber sie wies ihn mit einer kaum merklichen Handbewegung ab, und er blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen. Dann setzte sie sich, forderte ihn auf, es auch zu tun und nahm ihm auf diese Weise das Gefühl der alten Kameradschaft, indem sie ihn wie einen Fremden und einen Gast behandelte. Die Überraschung über diese befremdliche und unerwartete Handlungsweise war so groß, dass er in seinem Erstaunen darüber sich einen Augenblick selbst fragte, ob er wirklich derjenige sei, für den er sich ausgab. Lady Edith begann:

»Mein Herr, ich komme, Euch zu warnen. Man kann einem Geistesgestörten nicht seinen Irrwahn ausreden. Aber zweifellos kann man ihn warnen, sich in eine Gefahr zu begeben. Ich glaube, Eure Einbildung erscheint Euch die lautere Wahrheit und deshalb ist sie an sich nicht strafbar. Aber tut sie hier nicht kund: Denn hier kann sie Euch Schaden bringen.« Sie sah ihm ruhig einen Augenblick in das Gesicht und fuhr dann nachdrücklich fort: »Sie ist umso gefährlicher für Euch, da Ihr in der Tat eine große Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen habt.«

»Aber beim Himmel, Edith, ich bin es selbst.«

»Ich glaube wohl, dass Ihr es Euch einbildet. Gewiss mag es Eure aufrichtige

Meinung sein – doch ich warne Euch noch einmal. Mein Gemahl ist Gebieter hier. Seine Macht ist nahezu unbeschränkt. Er herrscht über Leib und Leben seiner Untertanen. Wenn Ihr nicht dem Mann glichet, der Ihr zu sein vorgebt, würde mein Gemahl Euch ruhig Euren Hirngespinsten nachhängen lassen; aber glaubt mir, ich kenne ihn genau, ich weiß, was er tun wird. Er wird Euch geradezu als einen wahnwitzigen Betrüger ausgeben, und alle werden ihm glauben.« Wieder sah sie Miles ruhig an und fuhr fort: »Wenn Ihr Miles Hendon wärt, und er wüsste es, und alle ringsumher wüssten es auch – beachtet meine Worte, und beherzigt sie genau – so schwebt Ihr in derselben Gefahr und Euch würde ebenso sicher seine Rache ereilen. Er würde Eure Echtheit leugnen, Euch verklagen, und niemand würde sich getrauen, Euch beizustehen.«

»Das glaube ich auch«, entgegnete Miles bitter. »Die Gewalt, die sogar da Gehorsam zu erzwingen weiß, wo es sich darum handelt, einen Jugendfreund zu verraten, wird auch dort Willfährigkeit finden, wo Leben und tägliches Brot auf dem Spiel stehen; da werden Treue und Anhänglichkeit leicht missachtet.«

Eine flüchtige Röte färbte für einen Augenblick die Wangen der Dame, dann senkte sie die Augen, aber die Stimme verriet keine Regung, als sie fortfuhr: »Ich habe Euch gewarnt und warne Euch noch einmal: Entfernt Euch, sonst ist es Euer Tod. Er ist ein Tyrann und kennt kein Erbarmen. Der arme Miles und Arthur und mein teurer Vormund Sir Richard sind vor ihm sicher im Grab – es wäre Euch besser, bei ihnen zu sein, als in der Gewalt dieses Unmenschen. Eure Ansprüche sind ein Angriff auf seinen Titel und seine Besitzungen. Ihr habt Euch unter seinem eigenen Dach tätlich an ihm vergriffen. Ihr seid verloren, wenn Ihr hier bleibt. Geht – zögert nicht! Wenn es Euch an Geld fehlt, bitte, nehmt diese Börse, und bestecht die Diener, Euch fortzuhelfen. Ach, lasst Euch warnen, Unglücklicher! Rettet Euch, solange es noch Zeit ist.«

Miles wies die Börse mit einer Handbewegung zurück, erhob sich und stellte sich vor sie hin: »Gewährt mir eine Gunst«, sagte er. »Seht mir in die Augen, damit ich weiß, ob Ihr meinen Blick ertragen könnt. So, jetzt antwortet mir: Bin ich Miles Hendon?«

»Nein. Ich kenne Euch nicht.«

»Schwört es!«

Ihre Antwort kam leise aber deutlich: »Ich beschwöre es.«

»Das übersteigt allen Glauben!«

»Flieht! Warum vergeudet Ihr die kostbare Zeit? Flieht und rettet Euch!«

In diesem Augenblick traten die Häscher ein und es entspann sich ein heftiger Kampf. Doch Hendon wurde bald überwältigt und fortgeschleppt. Auch der König wurde gefangen genommen und gefesselt in das Gefängnis geführt.

27. KAPITEL

*Im Gefängnis**

Die Kerkerzellen waren alle gefüllt, deshalb brachte man die beiden Freunde in eine geräumige Halle, in welche man Leute einzusperren pflegte, die wegen geringer Vergehen angeklagt waren, und legte sie an Ketten. Sie fanden Gesellschaft. Der Raum beherbergte ungefähr zwanzig Gefangene beiderlei Geschlechts, die an Händen und Füßen gefesselt waren; Leute jeglichen Alters, eine gemeine und rohe Bande. Der König war empört über die unaussprechliche Beleidigung der Fürstenwürde. Hendon blieb finster und wortkarg. Er fühlte sich noch völlig betäubt. Frohen Herzens war er in die Heimat zurückgekehrt, hatte geglaubt, dass er wie der zurückkehrende verlorene Sohn freudig empfangen werden würde, und stattdessen hatten sie sich von ihm abgewendet und ihn eingekerkert. Die Erwartung und die Erfüllung standen zueinander in so grellem Gegensatz, dass er sich nicht hineinfinden konnte. Er wusste kaum, ob es eher tragisch oder komisch sei. Es war ihm wie einem Mann zumute, der ins Freie geeilt ist, um sich an einem Regenbogen zu erfreuen, und den dann ein Blitzschlag zerschmettert.

Doch allmählich sammelten sich seine verwirrten und quälenden Gedanken und fingen an, sich ausschließlich mit Edith zu beschäftigen. Er sann über ihr Verhalten nach und betrachtete es von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, ohne dass er daraus klug zu werden vermochte. Hatte sie ihn erkannt oder nicht? Es war eine quälende Frage, die ihn unaufhörlich beschäftigte, aber er kam schließlich zu der Entscheidung, dass sie ihn erkannt hatte, ihn aber wegen gewinnsüchtiger Absichten verleugnete. Er wollte deshalb die bittersten Anklagen gegen sie erheben, doch ihr Name war ihm so lange teuer gewesen, dass er seine Zunge nicht zwingen konnte, sie zu schelten.



Unter ein paar schmutzigen und zerfetzten Decken, die ihnen gereicht wurden, verbrachten die Gefangenen die Nacht, ohne Ruhe zu finden. Der Schließer hatte einigen Gefangenen infolge einer Bestechung Branntwein verschafft. Sie fingen nun an, wüste Lieder zu singen, zu schreien und zu lärmen. Dann schlug ein Mann seine Frau, und brachte ihr mit den Handschellen eine schwere Kopfwunde bei, ehe der Gefängniswärter sie schützen konnte, der nun die Ruhe dadurch herstellte, dass er dem Mann ein paar wuchtige Hiebe über den Kopf versetzte. Darauf trat Ruhe ein, und die Übrigen hätten schlafen können, wenn sie nicht durch das Stöhnen und Ächzen der beiden Verwundeten wachgehalten worden wären.

Während der folgenden Wochen verging die Zeit in tödlicher Einförmigkeit. Bei Tag kamen Leute, deren sich Hendon einerseits mehr oder weniger deutlich entsann, die ihn genau betrachteten und ihn alle für einen Betrüger erklärten und ihn verhöhnten, und nachts wurde gezecht und gelärmt. Schließlich nahm eine dieser Zusammenkünfte eine andere Wendung. Der Gefängniswärter führte einen Greis herein und sagte zu ihm: »Der Taugenichts ist hier in diesem Raum. Sperr’ deine alten Augen auf, und sieh, ob du ihn herausfindest.«

Hendon blickte auf, und zum ersten Mal nach seiner Einkerkerung fühlte er eine Regung von Freude. Denn er sagte sich: »Das ist Blake Andrews, der sein Leben lang in unserem Haus gedient hat, eine ehrliche alte Haut, die das Herz auf dem rechten Fleck hat – oder hatte. Denn jetzt hält keiner die Treue und sie sind allesamt Lügner geworden. Ja, er wird mich erkennen. Aber wie die Übrigen wird auch er mich verleugnen.«

Der Alte blickte sich um, betrachtete die Gesichter und sagte: »Ich sehe hier nur gemeines Volk und Straßengesindel. Welcher soll’s sein?«

Der Gefängniswärter lachte und sagte: »Der hier. Sieh dir einmal das Wundertier an und sag’ mir deine Meinung.«

Der alte Mann trat näher, betrachtete Hendon genau, schüttelte den Kopf und sagte: »Fürwahr dies ist kein Hendon und nie einer gewesen.«

»Du hast recht. Deine alten Augen sind noch klar genug. Wäre ich Sir Hugh, ich ließe den erbärmlichen Landstreicher aufknüpfen«, und er machte dabei die Bewegung nach, wie ein Gehenkter die letzten erstickenden Töne von sich gibt. Der Greis fuhr fort: »Er kann noch froh sein, wenn ihn kein schlimmeres Los trifft. Hätte ich zu richten, er sollte den Feuertod erleiden …«

Der Schließer lachte roh und grausam: »Sag’ ihm die Wahrheit, Alter, so wie alle die anderen, die hergekommen sind, um ihn anzusehen. Es ist ein Hauptspaß, sage ich dir!«

Mit diesen Worten ging er in den Vorraum und verschwand.

Der Alte sank auf die Knie und flüsterte: »Gott sei gepriesen, der dich zu uns zurückgesandt, edler Herr! Seit sieben Jahren haben wir dich für tot gehalten, und nun lebst du! Im Augenblick, da ich dich sah, habe ich dich erkannt, und es ist mir sauer genug geworden, keine Rührung zu zeigen und so zu tun, als ob hier nur elendes Gesindel wäre. Ich bin arm und alt. Aber wenn du befiehlst, Sir Miles, so

werde ich deine Echtheit überall verkünden, sollte ich dafür auch selbst an den Galgen kommen.«

»Nein«, antwortete Hendon. »Das sollst du nicht. Du würdest dich zugrunde richten und mir wenig nützen. Aber ich danke dir. Du hast mir den Glauben an die Menschheit zurückgegeben.«

Der Alte wurde für Hendon und den König ein wertvoller Bundesgenosse, denn er kam mehrmals am Tag, angeblich um den Betrüger herunterzumachen, aber dabei schmuggelte er einige Lebensmittel ein, die bei der kargen Gefängniskost willkommen waren, und brachte Nachricht über das, was draußen vorging. Hendon überließ diese Leckerbissen dem König, der ohne diese Beihilfe vielleicht zugrunde gegangen wäre, so ungenügend und widerwärtig war das Essen, das ihnen der Schließer reichte. Andrews musste sich zwar auf kurze Besuche beschränken, um nicht Verdacht zu erregen, doch vermochte er ihm durch leise geflüsterte Worte manches Wichtige mitzuteilen, während die Schmähungen, die er laut an Miles richtete, nur dazu bestimmt waren, die Zuhörer zu täuschen. Auf diese Weise erfuhr Sir Miles allmählich die Ereignisse, die sich in seiner Familie zugetragen hatten. Arthur war vor acht Jahren gestorben. Dieser Verlust, verbunden mit dem Ausbleiben aller Nachrichten von Miles, hatte die Gesundheit des Vaters erschüttert. Er glaubte, dass er bald sterben werde und wünschte vor seinem Ableben die Verbindung zwischen Edith und Hugh vollzogen zu sehen. Doch Edith flehte um Aufschub in der Hoffnung, Miles werde zurückkehren. Dann kam ein Brief, welcher die Meldung seines Todes brachte. Dieser Schlag warf Sir Richard auf das Krankenbett; er hielt sein Ende für nahe bevorstehend. Auch Hugh drängte auf die Vollziehung der Ehe, doch wieder bat Edith um Aufschub und erlangte erst einen, dann zwei, schließlich drei Monate. Doch schließlich fand die Trauung an Sir Richards Sterbelager statt. Es war keine glückliche Ehe geworden.

Man erzählte sich in der Gegend, dass die junge Frau kurz nach der Hochzeit einige unvollständige Entwürfe zu jenem verhängnisvollen Brief gefunden und ihren Gatten beschuldigt hätte, durch diese Fälschung sowohl die Trauung als auch seines Vaters Tod beschleunigt zu haben. Von allen Seiten hörte man, wie grausam Hugh seine Gemahlin sowie seine Dienerschaft behandelte. Nach dem Tod seines Vaters habe er die Maske ganz fallen lassen und zeige sich als ein unbarmherziger Tyrann gegen alle seine Untergebenen.

Eine Neuigkeit, die Andrews mitteilte, erregte die lebhafte Aufmerksamkeit des Königs: »Es heißt, dass der König wahnwitzig ist«, berichtete der Alte. »Aber um Himmels willen erzählt nicht, dass ich davon geredet habe, denn man sagt, es koste den Hals, wer die Nachricht verbreitet.«

Seine Majestät sah den Greis zornig an und sagte: »Der König ist nicht wahnwitzig, guter Freund – kümmere dich nicht um Angelegenheiten, die dich nichts angehen. Deine aufrührerischen Reden könnten dich ins Unglück bringen.«

»Was meint der Knabe?«, fragte Andrews erstaunt über den unerwarteten Angriff. Hendon machte ihm ein Zeichen, nicht weiter zu fragen, und der Alte fuhr in seinen Mitteilungen fort: »Der verstorbene König wird in einigen Tagen in Windsor

beigesetzt, am sechzehnten dieses Monats, und der junge König soll am zwanzigsten zu Westminster gekrönt werden.«

»Dazu müssten sie ihn doch zunächst erst gefunden haben«, sagte der König halblaut vor sich hin. Dann setzte er zuversichtlicher hinzu: »Sie werden schon dafür sorgen und ich auch.«

»Aber um Himmels willen …«, fing der Alte betroffen an, doch ein abmahnendes Zeichen von Hendon ließ ihn verstummen. Er fuhr in der Erzählung fort:

»Sir Hugh reist zu der Krönung – und zwar mit großen Hoffnungen. Er rechnet zuversichtlich auf die Pairswürde, denn er steht in hoher Gunst bei dem Lord Protektor.«

»Bei welchem Lord Protektor?«, fragte Seine Majestät.

»Nun bei dem Herzog von Somerset.«

»Wer ist der Herzog von Somerset?«

»Es gibt doch nur einen: Seymour, Graf von Hertford.«

»Und seit wann ist dieser Herzog und Lord-Protektor?«, fragte der König scharf.

»Seit dem letzten Tag des Monats Januar.«

»Mit Verlaub, wer hat ihn dazu ernannt?«

»Er sich selbst und der Große Rat – mit Beistimmung des Königs.«

Seine Majestät fuhr heftig auf: »Des Königs? Welches Königs, Freund?«

»Nun, eben des Königs! (Was ist denn mit dem Jungen?) Da wir doch nur einen haben, ist die Frage nicht schwer zu beantworten – Seine geheiligte Majestät Eduard der Sechste, den Gott erhalten möge. Ei, das ist ein lieber und schöner junger Herr, und ob sein Geist klar oder verwirrt ist, schadet nichts. Auch sagen sie, dass sich das Leiden von Tag zu Tag bessert, und ein jeder Mund verkündet Lob über ihn, darum beten alle inbrünstig, dass er lange über England herrschen möge. Denn er hat gleich mit Barmherzigkeit angefangen und dem alten Herzog von Norfolk das Leben geschenkt. Und nun ist er willens, die härtesten und grausamsten Gesetze abzuschaffen, welche das arme Volk bedrücken.«

Diese Nachrichten machten den König stumm vor Staunen und versetzten ihn in so tiefes und ernstliches Sinnen, dass er die Erzählung des Alten nicht weiter beachtete. Er fragte sich, ob der »schöne, junge Herr« jener Bettelknabe sein könne, den er, mit seinen eigenen Kleidern angezogen, damals im Schloss gelassen hatte. Es schien ihm unglaublich. Schon allein die Sprache und die Manieren würden ihn verraten haben, wenn er sich für den Prinzen von Wales hätte ausgeben wollen – das musste zu seiner Entlarvung führen, und dann würde man nach dem echten Prinzen suchen. Konnte es möglich sein, dass die Höflinge irgendeinen Knaben vornehmer Herkunft untergeschoben hatten? Nein, das hätte sein Oheim nicht zugelassen. Er war allmächtig und konnte und würde eine solche Intrige gleich im Keim erstickt haben. Alles Nachsinnen blieb fruchtlos. Je mehr er an dem Rätsel herumriet, desto unlösbarer erschien es, umso mehr schmerzte ihm der Kopf und umso schlechter schlief er. Seine Ungeduld, nach London zurückzukehren, stieg mit jeder Stunde, und seine Gefangenschaft wurde ihm unerträglich.

Hendons Versuche den König zu trösten, blieben ganz vergeblich: Aber ein paar Frauen, die seit Kurzem in ihrer Nähe angekettet waren, hatten besseren Erfolg. Ihre milden Worte gaben ihm den Frieden wieder und lehrten ihn Geduld.

Er war ihnen von Herzen dankbar, fasste eine innige Zuneigung zu ihnen und freute sich an dem holden und besänftigenden Einfluss ihrer Gegenwart. Er fragte sie, weshalb sie in dem Gefängnis wären, und als sie antworteten, dass sie Baptisten seien, lächelte er und erkundigte sich weiter: »Ist das ein Verbrechen, das den Kerker verdient? Es tut mir leid, eure Gesellschaft bald zu verlieren; denn um einer so geringfügigen Ursache willen werdet ihr nicht lange hier bleiben.«

Sie antworteten nicht, doch der Ausdruck ihrer Gesichter machte ihn besorgt. Deshalb fuhr er lebhaft fort: »Ihr antwortet nicht – bitte, seid so freundlich und sagt, ob ihr dafür noch eine Strafe zu erwarten habt? Nicht wahr, ihr habt sonst nichts zu befürchten?«

Sie versuchten ihm auszuweichen; aber da seine Befürchtungen geweckt waren, fuhr er fort: »Werden sie euch mit Ruten schlagen? Nein, nein, so grausam können sie nicht sein! Sagt, dass sie das nicht tun …«

Die Frauen sahen traurig und verwirrt aus. Sie konnten der Antwort nicht ausweichen, deshalb sagte die eine mit halberstickter Stimme: »Du rührst uns das Herz, freundlicher Knabe – Gott stehe uns bei!«

»So wollen sie euch wirklich schlagen!«, rief er. »Oh diese hartherzigen Menschen! Nein, weint nicht! Das kann ich nicht mit ansehen, bleibt nur mutig! Ich werde schon wieder meine Rechte erlangen, und dann will ich euch schützen!«

Als der König am anderen Morgen erwachte, fand er die Frauen nicht mehr in seiner Nähe. »Sie sind entlassen!«, rief er erfreut, setzte dann aber traurig hinzu: »Für mich ist das schlimm, sie waren mein bester Trost.«

Jede von ihnen hatte ein Stückchen Band als Erinnerungszeichen an seine Kleider gesteckt. Er gelobte, diese Andenken treu zu bewahren, und diese beiden lieben Freundinnen, sobald er frei wäre, aufzusuchen und unter seinen Schutz zu nehmen.

Da trat der Gefängniswärter mit einigen Gehilfen ein und befahl ihnen, die Gefangenen in den Hof zu führen. Der König war hocherfreut. Welche Wonne, wieder einmal den blauen Himmel zu sehen und frische Luft zu atmen! Er war ungehalten und ungeduldig über die Langsamkeit der Wärter. Doch schließlich kam auch er an die Reihe. Man löste die Ketten und befahl ihm, Hendon und den übrigen Gefangenen in den Hof zu folgen.

Der Hof bildete ein Viereck, war mit Steinquadern gepflastert und oben offen. Die Gefangenen betraten ihn durch einen gewölbten Torweg, und wurden in einer Reihe aufgestellt mit dem Rücken gegen die Mauer. Vor ihnen war ein Seil gespannt und sie wurden von den Gerichtsdienern scharf bewacht. Es war ein kalter, dunkler Morgen. Der Schnee, der über Nacht gefallen war, bedeckte den weiten Raum und steigerte den traurigen Eindruck, da der Wind, der sich erhoben hatte, ihn in leichten Wirbeln hin und her trieb.

In der Mitte des Hofes standen die beiden Frauen an hölzerne Pfähle gekettet. Der

König erkannte seine lieben Freundinnen auf den ersten Blick. Ein Schauder ergriff ihn. »Ach«, dachte er. »Sie haben nicht die Freiheit erlangt, wie ich meinte. Und solche gute Frauen züchtigt man mit Ruten hier in England! Ja, das ist das Schmachvolle, dass es nicht in einem heidnischen Land, sondern im christlichen England geschieht! Mit Ruten sollen sie geschlagen werden und ich, den sie getröstet und aufgerichtet haben, muss es mit ansehen und kann dies schwere Unrecht nicht verhindern. Es ist seltsam, höchst seltsam, dass ich, der Beherrscher dieses weiten Reiches, nicht die Macht habe, sie zu beschützen. Aber die Bösewichte mögen sich vorsehen. Denn es kommt der Tag, an dem ich sie über ihre Missetaten streng zur Rechenschaft ziehen werde. Für jeden Rutenstreich, den sie geben, sollen sie hundert wieder empfangen.

Nun wurde ein großes Tor geöffnet und eine Menge Bürgersleute kam herein. Sie drängten sich so dicht um die Frauen, dass der König sie nicht mehr zu sehen vermochte. Dann erschien ein Geistlicher, ging durch die Menge, und der König konnte auch ihn nicht sehen. Nur hörte der König, dass eine Unterredung stattfand, dass Fragen gestellt und beantwortet wurden, doch konnte er die Worte nicht verstehen. Dann sah er viel geschäftiges Hin- und Herlaufen. Die Gerichtsdiener eilten durch die Menge, welche die Frauen umgab; darauf trat Schweigen ein.

Plötzlich wich die Menge wie auf einen Befehl auseinander, und dem König bot sich nun ein Anblick dar, welcher das Blut in seinen Adern erstarren ließ. Um die beiden Frauen waren Reisigbündel aufgeschichtet und ein auf der Erde kniender Mann war im Begriff, sie in Brand zu stecken.

Die beiden Frauen neigten das Haupt und bedeckten das Antlitz mit den Händen. Die gelben Flammen züngelten empor an dem spröden, knisternden Reisig, und der Wind trieb blaue Rauchwirbel in die Höhe. Der Geistliche hob betend die Hände, als zwei junge Mädchen durch den Torweg geeilt kamen, die mit herzzerreißendem Geschrei auf die beiden zum Feuertod verdammten Frauen zustürzten. Sie wurden augenblicklich von den Henkersknechten zurückgerissen, doch die eine war nicht fest genug gehalten worden, sie riss sich los mit dem Ruf, dass sie mit ihrer Mutter sterben wolle, und ehe man sie daran hindern konnte, war sie auf ihre Mutter zugeeilt und hielt sie mit den Armen umschlungen. Wieder zog man sie zurück, aber ihre Kleider hatten schon Feuer gefangen. Einige Männer hielten sie, rissen ihr den brennenden Rock herunter, während sie sich immer noch widersetzte und wehklagte, dass sie nun allein in der Welt wäre – man solle sie doch lieber mit ihrer Mutter sterben lassen. Beide Mädchen wehklagten ununterbrochen, während sie sich zu befreien versuchten, aber plötzlich wurden diese Klagen durch mehrere herzzerreißende Jammertöne unterbrochen, und der König blickte von den unglücklichen Mädchen zu den Scheiterhaufen – um aber sogleich sein totenblasses Antlitz abzuwenden. Er vermochte den Blick nicht wieder dorthin zu lenken. Er sagte: »Das, was ich in dieser kurzen Spanne Zeit gesehen habe, wird meinem Gedächtnis ewig eingeprägt bleiben. Ich werde es alle Tage meines Lebens vor mir sehen und nachts davon träumen. Wollte Gott, ich wäre blind gewesen!«

Hendon beobachtete den König. Er sagte sich mit Befriedigung: »Sein Wahnsinn

lässt nach. Er hat sich geändert und ist fügsamer geworden. Früher hätte er sich jenen Schergen mit Ungestüm widersetzt, sich darauf berufen, dass er der König wäre, und befohlen, die Frauen sofort frei zu lassen. Nun werden die Hirngespinste ganz vergehen, und sein Geist wird wieder völlig gesund sein. Gott wolle, dass dieser Tag bald kommt.«

Am selben Tag wurden mehrere Gefangene eingeliefert, die nur die Nacht bleiben sollten, um dann unter Bewachung in verschiedene Orte des Königreichs gebracht zu werden, wo sie für begangene Vergehen ihre Strafe abzubüßen hatten. Der König sprach mit ihnen. Er hatte es sich von Anfang an zur Pflicht gemacht, sich auf sein königliches Amt vorzubereiten, indem er mit den Gefangenen redete, so oft sich ihm eine Gelegenheit darbot. Die Geschichte ihrer Leiden schnitt ihm in das Herz. Das eine war eine arme, schwachsinnige Frau, die einem Weber ein paar Ellen Tuch gestohlen hatte, und die nun dafür gehenkt werden sollte. Dann war ein Mann darunter, den man beschuldigte, ein Pferd gestohlen zu haben; da man es ihm nicht hatte beweisen können, hoffte er schon, dem Tod entgangen zu sein, aber er wurde überführt, einen Hirsch in den königlichen Wäldern geschossen zu haben, und nun konnte ihn nichts vom Galgen retten.

Besonders leid tat dem König ein junger Handwerksbursche, der einen seinem Eigentümer entflohenen Jagdfalken gegriffen und mit sich nach Hause genommen hatte, weil er sich nichts Arges dabei dachte. Aber der Gerichtshof urteilte, dass er das Tier gestohlen habe und dafür den Tod erleiden müsse.

Der König war empört über die Unmenschlichkeit und verlangte von Hendon, dass dieser mit ihm aus dem Kerker ausbrechen und nach Westminster entfliehen solle, damit er den Thron besteigen und gnädig über sein armes Volk regieren könne. »Der arme Junge«, dachte Hendon. »Diese kläglichen Schicksale haben die Krankheit mit erneuter Heftigkeit zurückgebracht – sonst wäre er schon in kurzer Zeit wieder ganz gesund gewesen.«

Unter den Gefangenen war ein alter Rechtsgelehrter, ein Mann mit einem Gesicht, das Energie und Mut verriet. Er hatte vor drei Jahren einen schriftlichen Angriff auf den Lord-Kanzler veröffentlicht und ihn darin der Ungerechtigkeit beschuldigt. Dafür war er an den Pranger gekommen und man hatte ihm ein Stück der Ohren abgeschnitten, ihn aus seinem Stand verstoßen und zu dreitausend Pfund Sterling Strafe sowie zu lebenslänglicher Einkerkerung verurteilt. Nun hatte er kürzlich einen neuen Angriff veröffentlicht und war verurteilt worden, den Rest seiner Ohren zu verlieren, fünftausend Pfund Buße zu zahlen, auf beiden Wangen gebrandmarkt zu werden und lebenslang in Haft zu bleiben. »Es sind ehrenwerte Narben«, sagte er, als er die grauen Locken zurückstrich und dem König die verstümmelten Stellen zeigte.

Der König wurde dunkelrot vor Empörung und sagte:

»Niemand glaubt mir. Auch du wirst es nicht tun. Aber das macht nichts – binnen eines Monats sollst du frei sein, und noch mehr: Die Gesetze, die dich gekränkt und den englischen Namen entehrt haben, sollen aus dem Gesetzbuch getilgt werden. Es geht in der Welt schlimm zu. Wenn die Könige von Zeit zu Zeit sähen, wie ihre eigenen Gesetze zur Ausführung gelangten, würden sie Mitleid empfinden lernen.«

28. Kapitel

Das Opfer

Unterdessen war Miles der Haft und der Untätigkeit gründlich überdrüssig geworden. Endlich kam zu seiner Befriedigung sein Prozess zur Verhandlung, und er meinte, dass ihm jedes Urteil recht sein werde, vorausgesetzt, dass er nicht länger der Freiheit beraubt bleibe. Doch darin hatte er sich getäuscht, und er geriet in nicht geringe Wut, als er in der Anklage ein unverbesserlicher Landstreicher genannt wurde, und man ihn verurteilte, zwei Stunden am Schandpfahl zu stehen wegen eines Angriffs auf den Herrn von Hendon Hall. Dass er behauptete, der Bruder seines Anklägers zu sein und Recht auf das Erbe von Hendon Hall und den Titel zu haben, wurde in der Klage nicht einmal erwähnt, als sei dieser Umstand nicht der Rede oder der Untersuchung wert.

Auf dem Weg zum Pranger machte er seinem Zorn in heftigen Ausdrücken Luft, ohne damit etwas zu erreichen. Vielmehr wurde er nur umso härter von den Gerichtsdienern angepackt und erhielt wegen seines Widerstands noch einige Püffe mehr.

Der König vermochte nicht, durch das Gesindel zu dringen, das hinter dem Gefangenen herzog, sondern er musste in beträchtlicher Entfernung folgen, weit getrennt von seinem treuen Freund und Diener. Er wäre selbst beinahe verurteilt worden, in den Stock gelegt zu werden, weil er sich in der Gesellschaft jenes »Strolchs« befunden hatte. Doch in Anbetracht seiner Jugend ließ man ihn mit einer Ermahnung und Verwarnung laufen. Als der Zug endlich zum Stehen kam, rannte er unruhig um den äußeren Kreis der Zuschauer herum und versuchte, ihn zu durchbrechen. Es gelang ihm auch nach Überwindung großer Schwierigkeiten. Da saß sein getreuer Knappe in den schimpflichen Block gezwängt, als Zielscheibe und Gegenstand des Spotts für den Abschaum des Volkes, er, der Liebling des Königs von England! Eduard war dabei gewesen, als der Spruch gefällt wurde; aber er hatte sich nicht im Entferntesten vorgestellt, was es damit auf sich habe. Seine Empörung stieg, als ihm aufging, welche neue Schmach man auch ihm damit antue. Er geriet außer sich, als er im nächsten Augenblick sah, dass ein Ei nach Hendon geworfen wurde und an dessen Wange zerbrach, und die Menge über diesen Spaß ein schallendes Gelächter erhob.

Er lief über den leeren Platz und rief dem Wache haltenden Gerichtsdiener zu: »Schämt Euch! Lasst ihn los! Er ist in meinen Diensten. Ich bin der …«

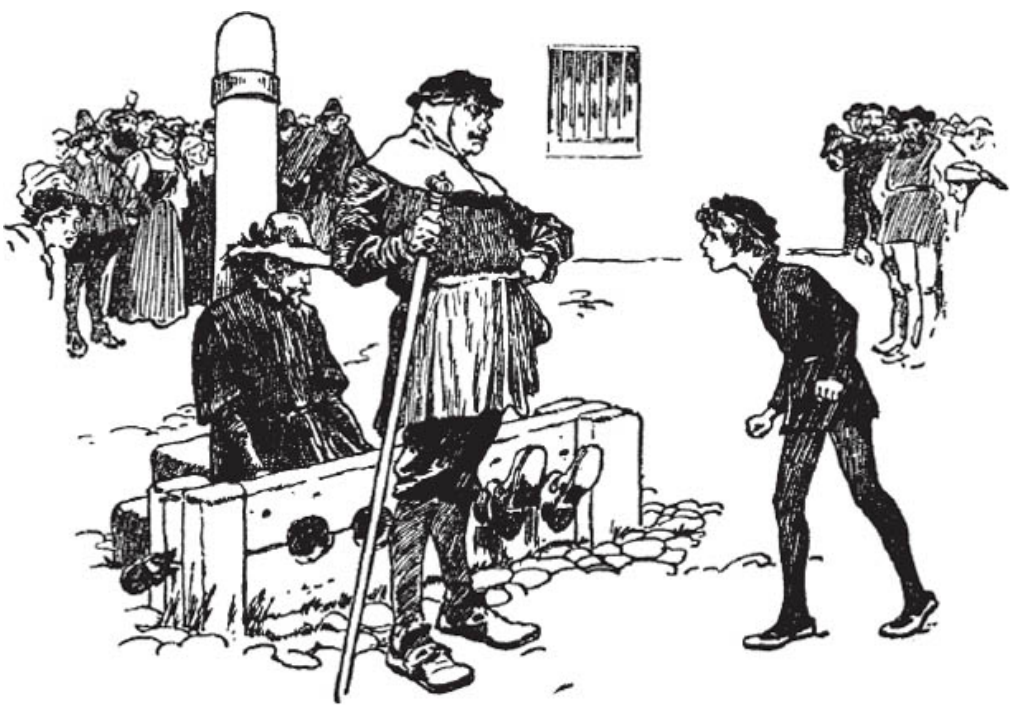
»Oh still!«, rief Hendon erschrocken. »Du redest dich um den Hals! Achtet nicht auf ihn, Herr, er ist verrückt.«

»Bilde dir nicht ein, dass ich auf ihn achten werde, mein Bester, dazu habe ich wenig Neigung. Aber ich will ihm eine gute Lehre geben, das will ich!« Er wendete sich an einen Untergebenen: »Zieht dem kleinen Narren ein paar Hiebe über, damit er

lernt, was sich schickt.«

»Ein halbes Dutzend können ihm nicht schaden!«, rief Sir Hugh, der in diesem Augenblick herangeritten kam, um zu sehen, wie die Sache stünde.

Der König wurde ergriffen. Er widersetzte sich nicht einmal, so völlig lähmte ihn der Gedanke an die ungeheuerliche Bestrafung, welche seiner geheiligten Person angetan werden sollte. Die Geschichte meldete bereits, dass ein englischer König gepeitscht worden sei. Der Gedanke war ihm unerträglich, dass er das Gegenstück zu diesem schmachvollen Ereignis bieten werde. Doch er war in das Netz gegangen und konnte nicht loskommen; entweder musste er die Strafe erleiden oder um Erlass bitten. Eine schwere Wahl. Er wollte die Hiebe erdulden, das durfte ein König, aber um Gnade bitten durfte er nicht. – Doch Hendon fand einen Ausweg aus der Schwierigkeit. »Lasst das Kind gehen«, sagte er. »Seht Ihr hartherziges Volk denn nicht, wie jung und zart er ist. Ich will die Hiebe für ihn übernehmen.«



»Führwahr ein guter Einfall, wie ich zugeben muss«, sagte Sir Hugh mit teuflischem Lachen. »Lasst den Knirps laufen, und zieht statt seiner jenem Burschen ein Dutzend über. Aber ein richtiges Dutzend und handfeste Hiebe!«

Der König wollte zornig Einspruch erheben, aber Sir Hugh brachte ihn zum Schweigen mit der nachdrücklichen Bemerkung: »Ja, widersprich nur, rede von der Leber weg – aber bedenke, dass er für jedes Wort, das du sagst, sechs Schläge mehr bekommt.«

Hendon wurde aus dem Fußblock genommen und sein Rücken entblößt, und während die Peitsche auf ihn herniedersauste, wendete der arme, kleine König das

Antlitz ab und ließ unbeschadet seiner königlichen Würde die bitteren Tränen über seine Wangen strömen: »Ach, du treues, tapferes Herz«, dachte er bei sich. »Diese Aufopferung soll unauslöschlich in meinem Gedächtnis eingeprägt bleiben. Ich werde sie nie vergessen und auch jene sollen daran denken!«, setzte er drohend hinzu. Während er darüber nachsann, steigerte sich seine Schätzung von Hendons hochherziger Handlungsweise immer mehr und mehr, und im gleichen Maß stieg seine Dankbarkeit. Er sagte sich: »Wer seinen Fürsten vor Wunden und aus Todesgefahr rettet, leistet ihm einen hohen Dienst, aber er ist gering, er ist kaum nennenswert im Vergleich mit der Tat, die den König vor Schande bewahrt.«

Hendon ertrug die Schläge schweigend und mit militärischer Gelassenheit. Diese Haltung und der Umstand, dass er freiwillig die Peitschenhiebe für den Knaben auf sich genommen hatte, erwarb ihm die Achtung des verkommenen und verworfenen Pöbels, der gaffend dabeistand. Die Spott- und Schimpfreden hörten auf, und man vernahm nur noch den Ton der herabsausenden Peitsche. Die Stille dauerte an, nachdem man ihn wieder in den Block gespannt hatte, und sie bildete einen starken Gegensatz zu dem wüsten Toben, das vorher hier geherrscht hatte. Der König trat leise an Hendons Seite und flüsterte ihm in das Ohr: »Ein König kann dir keinen Adel verleihen, du großes, gutes Herz. Denn der eine, der höher als alle Könige ist, hat dir seinen Adel verliehen: Dein König kann deinen Seelenadel nur in den Augen der Menschen bestätigen.« Er nahm die Geißel von dem Erdboden auf, berührte damit Hendons blutende Schulter und flüsterte: »Eduard von England verleiht dir die Grafenwürde!«

Hendon war gerührt und die Augen wurden ihm feucht, trotzdem fühlte er gleichzeitig den zu seiner augenblicklichen Lage lächerlichen Gegensatz dieser Standeserhöhung so lebhaft, dass er Mühe hatte, äußerlich ernst zu bleiben. Es erschien ihm der Gipfel aller Komik, dass er nackt und blutend zu der Höhe und dem Glanz der Grafenwürde befördert ward. »Jetzt bin ich ein gemachter Mann!«, dachte er. »Aus dem Schattenritter im Traumland ist nun schon ein Schattengraf geworden. Höher kann man mit einem unbefiederten Flügel sich wohl nicht schwingen. Ich werde bald mit diesen schattenhaften Ehren so dicht behangen sein wie ein Maibaum mit Flitter. Und dennoch lege ich Wert auf sie, so wertlos sie an und für sich sind, um der Liebe willen, die sich in ihnen ausspricht. Mir sind meine armen Schattenwürden, die aus einem reinen Herzen und von einer dankbaren Hand freiwillig gespendet werden, lieber, als es wirkliche Ehren sein würden, die ich durch Erniedrigung vor einem engherzigen und habsüchtigen Tyrannen erkauft hätte.«

Der gefürchtete Sir Hugh wendete sein Pferd, und als er von dannen ritt, teilte sich die Menge schweigend, um ihn durchzulassen und schloss sich nachher auch wieder lautlos. Dabei blieb es. Zu Gunsten des Gefangenen sagte keiner ein Wort, noch wurde ein tröstlicher Zuspruch an ihn gerichtet. Aber schon die Enthaltung von Schmähreden war an und für sich eine Ehrenerklärung. Ein Mann, der spät gekommen war und den Auftritt nicht miterlebt hatte, fing an, über den Betrüger zu spotten und wollte zur Bekräftigung seiner Worte eine tote Katze nach Miles werfen. Aber er wurde durch einen Faustschlag beiseite geschleudert und ohne weiteres aus

der Menge gedrängt. Dann trat wieder das ehrerbietige Schweigen ein.

29. Kapitel

Nach London

Als Hendons Strafzeit im Fußblock vorüber war, ließ man ihn los, befahl ihm, die Gegend zu meiden und nie wieder dorthin zurückzukehren. Dann gab man ihm seinen Degen, das Maultier und den Esel wieder. Er stieg auf und ritt mit dem König von dannen, während die Zuschauer still und achtungsvoll zur Seite wichen, um sie durchzulassen, und sich, nachdem die Gefangenen fort waren, nach allen Seiten zu zerstreuen.

Hendon war in Gedanken versunken. Es gab wichtige Fragen zu beantworten. Was sollte er tun? Wohin sollte er sich wenden? Wenn es ihm nicht gelang, sich die Hilfe eines mächtigen Mannes zu sichern, würde er die Erbschaft einbüßen müssen und noch obendrein den Verdacht auf sich laden, ein Betrüger zu sein. Wo konnte er hoffen, kräftige Hilfe zu finden? Ja, wo? Das war eine schwer zu beantwortende Frage. Da kam ihm ein Gedanke, der ihm eine schwache Möglichkeit bot – allerdings eine äußerst schwache Möglichkeit, aber die doch immer in Betracht zu ziehen war, da sich ihm gar kein anderer Ausweg zeigen wollte. Er erinnerte sich, dass der alte Andrews die Güte des jungen Königs gerühmt hatte, und dass er sich edelmütig der Bedrängten und Unglücklichen annehmen solle. Warum nicht versuchen, Zutritt zum König zu erlangen und ihn um ein gerechtes Urteil anzuflehen? Ja, aber konnte ein abenteuernder Mensch wie er in die Gegenwart des erhabenen Herrschers gelangen? Keine Sorge. Dafür würde schon eine Möglichkeit geschaffen werden. Bis dahin hatte es noch lange Zeit. Er war ein alter Soldat und gewohnt, sich in schwierigen Lagen zu helfen. Ohne Zweifel würde er Mittel und Wege finden. Deshalb wollte er sich schnurstracks in die Hauptstadt begeben. Vielleicht konnte ihm seines Vaters alter Freund, Sir Humphrey Marlow, behilflich sein, »der gute alte Sir Humphrey«, der in dem Hofstaat des verstorbenen Königs ein Amt verwaltet hatte, ob in Küche oder Marstall erinnerte sich Miles selbst nicht genau.

Als sich nun seine Tatkraft auf ein bestimmtes Ziel richten konnte und es einen festen Zweck zu erreichen galt, wich der Druck der Niedergeschlagenheit, der wie Nebel auf seinem Gemüt gelastet hatte, und verflog, sodass er wieder mutig den Kopf hob. Er war überrascht zu sehen, dass sie bereits einen weiten Weg zurückgelegt hatten, denn das Dorf lag schon eine gute Strecke entfernt. Der König trabte gesenkten Kopfes hinter ihm her. Auch er war in tiefes Nachdenken versunken. Nur eine Sorge bedrückte Hendon: Ob der Knabe gutwillig in eine Stadt zurückkehren werde, in der er während seines ganzen Lebens nichts als schlechte Behandlung und bittere Not kennen gelernt hatte. Doch die Frage musste gestellt werden. Er konnte sie nicht vermeiden, deshalb ließ Hendon sein Tier langsamer gehen und rief: »Ich habe noch nicht gefragt, wohin wir reiten. Was befiehlst du, mein Lehnsherr?«

»Nach London!«

Hendon drehte sich hochzufrieden mit dieser Antwort um, wenn sie ihn auch wunderte.

Die übrige Reise verlief ohne bemerkenswerte Ereignisse, aber sie endete mit einem Abenteuer. Gegen zehn Uhr in der Nacht des neunzehnten Februar erreichten sie die Londoner Brücke, die sie dicht gedrängt voll jubelnder, schreiender, johlender Leute fanden, deren betrunkene Gesichter durch den Schein vieler Fackeln hell beleuchtet wurden, und die damit beschäftigt waren, die modernden Häupter ehemaliger Herzöge und anderer vornehmer Herren herunterzureißen. Eins dieser Häupter streifte Hendons Ellenbogen, rollte auf die Erde und verschwand unter den Füßen der Menge. So schnell ändern sich alle Dinge auf dieser Erde: König Heinrich VIII. war erst drei Wochen tot und seit drei Tagen beigesetzt, und schon riss man diese Wahrzeichen herunter, die er aufgerichtet und unter den vornehmsten Häuptern auserkoren hatte. Einer der angeheiterten Bürger stolperte über den Schädel und stieß mit seinem eignen Kopf seinen Vordermann. Dieser drehte sich ärgerlich um und streckte den erstbesten durch einen Faustschlag zu Boden, wofür er durch einen Freund des Getroffenen seinerseits geprügelt wurde. Es war die passende Zeit für Schlägereien, denn die Festlichkeiten für die am nächsten Tag stattfindende Krönung waren schon in vollem Gange: das Bier und die Begeisterung stieg den Leuten bereits in die Köpfe und fünf Minuten später war aus dem vorhin erwähnten Zwischenfall schon eine allgemeine Prügelei geworden, die sich blitzschnell immer weiter verbreitete und in einen Straßentumult ausartete. Hendon und der König wurden dabei gewaltsam getrennt und sie verloren einander in den schreienden und tobenden Menschenmassen aus den Augen. Auch für uns sind sie eine Zeit lang verschwunden.

30. KAPITEL

Toms Erlebnisse

Während der wahre Thronerbe in ärmlicher Kleidung und bei karger Kost, von den Landstreichern verhöhnt und misshandelt, umhergezogen war, mit Dieben und Mördern im Gefängnis gesessen hatte, und von jedermann für einen Betrüger oder einen Verrückten gehalten wurde, waren die Erlebnisse des falschen Königs Tom Canty ganz anderer Art gewesen.

Als wir uns zuletzt mit ihm beschäftigten, fing die Königswürde an, ihm Vergnügen zu bereiten. Von dieser helleren Seite zeigte sie sich ihm mit jedem Tag mehr und mehr, sodass schließlich völliger Sonnenschein und Freude daraus geworden war. Seine Furcht schwand, seine Sorgen traten zurück und verloren sich ganz, auch die Schüchternheit wich von ihm und machte einer anmutigen und sicheren Haltung Platz. Aus den Treffen mit dem Prügeljungen zog er immer größeren Vorteil.

Er beorderte die Prinzessin Elisabeth und Lady Jane Grey zu sich, sobald er spielen oder sich unterhalten wollte, und entließ sie, wenn er genug davon gehabt hatte mit einer Sicherheit, als sei er von früh auf daran gewöhnt gewesen. Auch brachte es ihn nicht mehr in Verlegenheit, wenn ihm diese fürstlichen Damen die Hand beim Abschied küssten.

Es war ihm zuletzt sogar angenehm, am Abend feierlich zu Bett geleitet und morgens mit weitschweifigem Zeremoniell angezogen zu werden. Er fühlte sich stolz, wenn er zur Tafel schritt, gefolgt von prächtig gekleideten Beamten und seiner Ehrengarde; ja, so sehr war er damit zufrieden, dass er diese Wache verdoppelte und ein Gefolge von hundert Edelleuten mit sich führte. Er hörte es gern, wenn die Hörner in den weiten Gängen ertönten und der Ruf von fernher schallte: »Platz für den König!«

Es machte ihm sogar Vergnügen, im Glanz der königlichen Pracht den Sitzungen des Staatsrats beizuwohnen und er versuchte, dabei etwas mehr zu sein als nur das Mundstück des Lord-Protektors.

Es machte ihm Vergnügen, die fremden Gesandtschaften mit dem glänzenden Gefolge zu empfangen und die Versicherungen der Zuneigung entgegenzunehmen, die sie ihm von mächtigen Herrschern überbrachten, welche ihn ihren »Bruder« nannten. Ach, wie glücklich war Tom Canty aus dem Kehrichtshof!

Er erfreute sich an den schönen Kleidern und bestellte neue. Er fand, dass er an den vierhundert Dienern nicht genug habe und verdreifachte ihre Zahl. Die Schmeichelei der Hofleute klang wie liebliche Musik in seinen Ohren. Dabei blieb er sanft und freundlich und war ein steter und tapferer Schützer der Bedrängten, ein Kämpfer gegen ungerechte Gesetze. Aber wenn er sich gelegentlich beleidigt fühlte, konnte er einem Grafen oder einem Herzog einen Zornesblick zuschleudern, vor dem

der Betroffene erbebte. Als einst seine gestrenge »Schwester«, die fanatische Mary, ihm Vorwürfe darüber machte, dass er so viele Leute begnadigt habe, die sonst eingekerkert, gehenkt oder verbrannt worden wären, und ihn daran erinnerte, dass zu Lebzeiten seines Vaters die Gefängnisse zuweilen gleichzeitig sechzigtausend Verurteilte beherbergt hätten, und er während seiner segensreichen Regierung zweiundsiebzigtausend Diebe und Räuber von Henkershand habe hinrichten lassen,* brauste der Knabe in edlem Unwillen auf, und befahl ihr, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen und Gott anzuflehen, dass er ihr den Stein nehmen möge, den sie in der Brust trage und ihr dafür ein menschliches Herz schenke.

Fühlte Tom Canty je Gewissensbisse über das Schicksal des armen kleinen rechtmäßigen Prinzen, der ihn so gütig behandelt und ihn so großmütig gegen den rohen Leibwächter der Schlosswache in Schutz genommen hatte? Allerdings; während der ersten Tage und Nächte beunruhigte er sich sehr über den verschwundenen Königssohn und hoffte aufrichtig, dass er bald glücklich wiederkehren möge, um in die ihm gebührenden Rechte und Würden zu treten. Aber mit der Zeit, da der Prinz immer noch nicht kam, und Tom sich in den neuen Verhältnissen behaglich zu fühlen begann, vergaß er den verschollenen Thronerben, und wenn dieser noch ab und zu in seiner Erinnerung auftauchte, erschien er ihm wie ein Schreckgespenst, denn dann fühlte Tom sich beschämt und schuldig.

Ebenso kamen ihm seine arme Mutter und die Schwestern aus dem Sinn. Erst hatte er sich nach ihnen verzehrt, sie herbeigesehnt, sich um sie gesorgt. Dann aber zitterte er bei dem Gedanken, sie könnten ihm in ihren Lumpen und ihrem Schmutz einmal begegnen, ihn durch ihre Zärtlichkeiten verraten, ihn von seiner schwindelnden Höhe stürzen und ihn in Armut, Niedrigkeit und Gemeinheit herabziehen. Doch auch diese Besorgnis legte sich allmählich. Er war zufrieden, ja glücklich. Nur wenn ihre traurigen Gestalten vorwurfsvoll vor seiner Seele aufstiegen, fand er sich erbärmlicher als das Gewürm, das auf der Erde kriecht.

Um Mitternacht des neunzehnten Februar sank Tom Canty in Schlummer auf seinem weichen Lager im Schloss, bewacht von treuen Vasallen und von dem Glanz der Königswürde umgeben, in unaussprechlichem Glücksgefühl. Denn am nächsten Morgen sollte er feierlich zum König von England gekrönt werden. Um dieselbe Stunde stand Eduard, der rechtmäßige König, hungrig und durstig, mit Staub von der Reise bedeckt, schmutzbespritzt und mit zerfetzten Kleidern, die er dem sich raufenden Pöbel zu verdanken hatte, eingeklemmt in einen Menschenhaufen, welcher den Werkleuten zusah, die truppweise in die Westminsterabtei gingen oder herauskamen, so eilig und geschäftig wie Ameisen. Denn sie sputeten sich, die letzten Vorbereitungen für die Krönung zu beendigen.

31. KAPITEL

Der Huldigungszug

Als Tom Canty am nächsten Morgen erwachte, erfüllte ein donnerähnliches, dumpfes Getöse die Luft, das sich von allen Seiten vernehmen ließ. Ihm klang es wie Musik, denn es bewies ihm, dass das englische Volk bereits unterwegs war, den großen Tag zu feiern.

Schon früh am Morgen sah sich Tom abermals als Mittelpunkt eines glänzenden Festzugs auf der Themse, denn nach altem Brauch muss der Huldigungszug durch London seinen Ausgang vom Tower nehmen, und deshalb begab er sich dorthin.

Als er dort ankam, schienen die Mauern der Ehrfurcht gebietenden Festung an unzähligen Stellen zu bersten, und überall blitzten rote Flammen auf, denen eine helle Rauchwolke folgte; unmittelbar darauf erschallte ein betäubender Donnerton, der die Hochrufe der Menge übertönte und den Erdboden erzittern ließ. Mit wunderbarer Schnelligkeit wiederholte sich dies Aufblitzen des Feuerscheins, der Rauch und das Donnern der Geschütze, sodass binnen Kurzem der alte Tower in eine Wolke gehüllt war und nur der hoch aufragende, sogenannte weiße Turm sichtbar blieb, der mit seinen Fahnen über die dicke Dunstschicht hinübersah, wie eine Bergspitze über eine Wolkenwand.

In reiche Gewänder gekleidet, bestieg Tom Canty ein mutiges Schlachtross, dessen prächtige Decken beinahe bis zur Erde reichten. Sein »Oheim«, der Lord-Protektor Somerset, ritt ebenfalls dicht hinter ihm auf einem edlen Pferd; die Leibwache bildete in blanker Rüstung Spalier zu beiden Seiten. Dem Lord-Protektor folgte ein schier unaufhörlicher Zug glänzend gekleideter Edelleute mit ihrem Gefolge; darauf der Lord-Mayor mit den städtischen Behörden in roten Samttalaren mit den Goldketten auf der Brust; dann die Vorsteher und Mitglieder der Londoner Gilden, reich gekleidet und mit den Bannern der verschiedenen Zünfte. In dem Festzug befand sich auf dem Weg durch die City auch als besondere Ehrenwache die alte und hoch angesehene Geschütz-Kompanie, die damals bereits seit dreihundert Jahren bestand und sich des Vorrechts erfreute, (das ihr auch bis zum heutigen Tag geblieben ist), nicht von dem Parlament abzuhängen. Es war ein glänzendes Schauspiel und der Zug wurde überall mit frohem Zuruf begrüßt, während er sich langsam zwischen den dicht gedrängten Scharen der Bürgerschaft fortbewegte. Der Chronist erzählt: »Als der König in die City einzog, wurde er von dem Volk mit Segenswünschen, Willkommenrufen, Freudengeschrei und Jubel empfangen, und mit allen jenen Zeichen, welche die innige Liebe der Untertanen gegen ihren Herrscher kundgeben. Und indem der König sein fröhliches Antlitz hob, konnten ihn die Fernstehenden deutlich sehen, und da er an die in seiner Nähe Stehenden gütige Worte richtete, so zeigte er damit, dass er die Huldigung seines Volkes so herzlich aufnahm, wie sie ihm dargeboten wurde. Allen, die ihm Glückwünsche zuriefen,

dankte er. Denen, die ihm zuriefen: ›Gott schütze Eure Majestät!‹, erwiderte er: ›Gott schütze euch alle!‹, und er setzte hinzu, ›dass er ihnen von Herzen danke.‹ Diese freundlichen Worte und Gebärden des Königs riefen allgemeines Entzücken hervor.«

In der Fenchurchstraße stand ein kostbar gekleideter, schöner Knabe auf einer Erhöhung, um den König in der City zu begrüßen. Der letzte Vers seiner Anrede lautete folgendermaßen:

»Willkommen, König, uns von ganzem Herzen,
Willkommen biet’ dir tausendfach der Mund.
Gott schenke Freuden, schütze dich vor Schmerzen,
So tut sich unsre Liebe für dich kund.«

Das Volk brach in Freudenrufe aus und bestätigte durch seinen Jubel die Worte des Knaben. Tom Canty blickte über das wogende Meer der in die Höhe gerichteten frohen Gesichter, und sein Herz schwoll in freudigem Stolz. Er fühlte, dass es auf der Welt nichts Höheres geben könne, als ein König und der Abgott eines Volkes zu sein. Plötzlich entdeckte er in der Entfernung einige seiner ehemaligen Spielgefährten aus dem Kehrichtshof, von denen der eine stets den Lord-Ober-Admiral seines erträumten Hofstaats dargestellt hatte, der andere die Würde des ersten Kammerherrn einnahm, und Toms Stolz stieg immer höher. Ach, wenn sie ihn doch erkennen wollten! Welche unaussprechliche Befriedigung würde er fühlen, wenn sie ihn erkennen würden und sähen, dass der verspottete Traumprinz aus dem elenden Winkelgässchen ein wirklicher König geworden war, dem berühmte Herzöge und Prinzen ehrfurchtsvoll dienten, und zu dessen Füßen ganz England lag. Aber er musste sich diesen Triumph versagen und seinen Wunsch hinunterschlucken, denn ein solches Wiedererkennen hätte ihm gar zu teuer zu stehen kommen können. Deshalb wendete er den Kopf und ließ die beiden schmutzigen Gassenjungen schreien und jubeln, ohne sie darüber aufzuklären, wem sie ihre Huldigungen darbrachten.

Ab und zu erhob sich der Ruf: »Ein Gnadengeschenk! Ein Gnadengeschenk!«, dann warf Tom eine Handvoll neu geprägter blanker Geldstücke unter das Volk, und dieses balgte sich darum.



Ein Chronist erzählt: »Am oberen Ende der Gracechurchstraße vor dem Gasthofschild des Adlers hatte die Stadt einen prächtigen Bogen errichten lassen, und unter diesem befand sich eine Schaubühne, die sich von der einen Seite der Straße bis zur anderen erstreckte. Hier sah man eine geschichtliche Darstellung, die des Königs unmittelbare Vorfahren zeigte. Dort saß Elisabeth von Pork in der Mitte einer ungeheuren weißen Rose, deren Blätter sich kreisförmig um sie ausbreiteten; neben ihr stand Heinrich VII., der aus einer roten Rose von ähnlicher Form kam; die Hände des königlichen Ehepaars waren so ineinandergelegt, dass man den Trauring deutlich sehen konnte. Aus der roten und weißen Rose erhob sich ein Sproß, der bis auf eine zweite Bühne reichte, auf welcher man Heinrich VIII. erblickte, der aus einer weiß-roten Rose herauskam, und neben ihm stand das Bild von Jane Seymour, der Mutter des jetzigen Königs. Diesem Paar entsprang ein Zweig, welcher zu einer dritten Bühne emporreichte, die das Bildnis Eduard VI. zeigte, der ganz oben in königlicher Majestät thronte; und das ganze Schaugerüst war mit gewundenen roten und weißen Rosen geschmückt.«

Dieser altertümliche und prächtige Aufbau wurde von dem jubelnden Volk so laut bewundert, dass der Lärm die schwache Stimme des Kindes übertönte, welches den Inhalt in schwülstigen Versen erklären sollte. Doch Tom Canty bedauerte es nicht. Das Jauchzen des Volkes war ihm lieber, als die schönsten, wohlklingensten Verse. Wohin Tom sein glückstrahlendes junges Antlitz wendete, erkannte das Volk die Ähnlichkeit des Bildnisses mit ihm, dem leibhaftigen Urbild, und dann erschallte neues Freudengeschrei.

Der große Zug bewegte sich weiter und weiter, durch immer neue Triumphbogen und an vielen anderen lebenden Bildern oder allegorischen Darstellungen vorüber, von denen eine jede dazu bestimmt war, eine der Tugenden oder eines der Verdienste des kleinen Königs hervorzuheben und zu verherrlichen. Durch ganz Cheapside waren die Fenster und Dachluken mit Fahnen und Wimpeln geschmückt, hingen schöne Teppiche oder Streifen von Goldbrokat herab, um zu beweisen, welch reiche Vorräte hier in den Speichern lagerten, und die in dieser Straße entfaltete Pracht wiederholte sich in den anderen und wurde in einigen noch übertroffen.

»Und alle diese Wunder und diese Herrlichkeiten sind meinetwegen da und gelten mir!«, dachte Tom Canty.

Des falschen Königs Wangen färbten sich vor Erregung, seine Augen glänzten. Er schwamm in einem Taumel von Entzücken. Eben war er im Begriff die Hand zu heben, um ein neues Gnadengeschenk unter das Volk zu werfen, als er ein bleiches, erschrockenes Gesicht bemerkte, dessen Augen starr auf ihn gerichtet waren. Die Frau stand in der zweiten Reihe der Zuschauer. Entsetzen erfasste ihn. Er erkannte seine Mutter, und mit der alten, ihm unwillkürlichen Handbewegung, die er seit der Pulverexplosion beibehalten hatte, fuhr er mit der Hand zu den Augen, die Handfläche dabei nach außen wendend. Im nächsten Augenblick hatte sie sich durch die Menge und die Wache gedrängt und stand an seiner Seite. Sie umklammerte sein Knie, bedeckte es mit Küssen und rief: »Ach, mein Kind! Mein geliebtes Kind!« und

hob dabei ihr von Liebe und Freude verklärtes Gesicht zu ihm empor. Da riss ein Befehlshaber der Leibwache sie mit einem Fluch zurück und stieß sie mit derber Faust wieder unter die Menge, aus der sie aufgetaucht war. »Ich kenne dich nicht, Frau!«, stotterte Tom, während sie fortgerissen wurde. Aber es schnitt ihm durchs Herz, sie so hart behandelt zu sehen. Und als sie sich umdrehte, um ihn noch einmal anzublicken, während die Menge sich zwischen sie und ihn drängte, schien sie so unglücklich und gebrochen, dass er eine brennende Scham empfand, die seinen ganzen Stolz verzehrte; und auf seine gestohlene Königsherrlichkeit fiel tötender Reif. Alle Pracht schien ihm jetzt wertlos; wie morsche, zerschlissene Lumpen schien seine Größe in den Staub zu sinken.

Doch der Zug bewegte sich weiter, und noch immer steigerte sich der Glanz der Ausschmückung und der Jubel der Bevölkerung, aber Tom blieb völlig kalt dabei. Er sah und hörte nichts mehr. König zu sein, hatte allen Reiz für ihn verloren, und diese Huldigungen klangen ihm wie die bittersten Vorwürfe. Die Reue nagte an seinem Herzen. Er dachte nur noch: »Wollte Gott, dass ich mich dieser Gefangenschaft entziehen könnte!«

Unwillkürlich kehrte er zu den Ausdrücken zurück, die er in den ersten Tagen seiner unfreiwilligen Prinzenwürde zu gebrauchen pflegte.

Noch immer wand sich der glänzende Zug wie eine schillernde Riesenschlange durch die engen Straßen der altertümlichen City und durch jauchzende Volksmassen, aber der König ritt gesenkten Hauptes, den starren Blick zu Boden gekehrt. Überall sah er das Antlitz seiner Mutter und den gekränkten Ausdruck, den es bei seiner Verleugnung angenommen hatte.

»Ein Gnadengeschenk! Ein Gnadengeschenk!« Der König achtete nicht mehr auf den Zuruf.

»Lang lebe Eduard von England!« Es schien, als ob die Erde von dem Donnerruf erbebte, doch der König antwortete nicht darauf. Er hörte ihn nur, wie das Ohr das ferne Brausen des Meeres vernimmt; das Geschrei wurde betäubt durch die Stimme in der eigenen Brust, durch das anklagende Gewissen, durch die sich leise immer wiederholenden schmachvollen Worte: »Ich kenne dich nicht, Frau!«

Diese Worte erschütterten des Königs Seele, wie das Grabgeläut das Gemüt des Überlebenden erschüttert, der sich sagen muss, dass er an dem verstorbenen Freund einen heimlichen Verrat ausgeübt hat.

Jede Biegung der Straße enthüllte neue Herrlichkeiten, immer neue Überraschungen und Wunder boten sich den Augen dar. Schwere Geschütze donnerten, und die harrende Zuschauermenge schrie sich heiser. Aber der König blieb teilnahmlos. Die anklagende Stimme, die sich in seiner beklommenen Brust erhoben hatte, übertönte jedes andere Geräusch.

Allmählich wurden die Gesichter der Zuschauer minder fröhlich und zeigten einen Ausdruck von Sorge und Bekümmernis. Auch ließ das Freudengeschrei nach. Der Lord-Protektor merkte es sofort, und ebenso erkannte er den Grund dieses Umschlags der Stimmung. Er trieb sein Ross dicht an den König heran, verneigte

sich tief im Sattel, entblößte das Haupt und sagte:

»Mein Lehnsherr, jetzt ist nicht die Zeit, Träumen nachzuhängen. Das Volk sieht, dass du das Haupt beugst, dass sich deine Stirn umwölkt hat; man wird es als ein unheildrohendes Zeichen deuten. Gestatte mir, dir zu raten: Lass die Sonne königlicher Gnade wieder unverhüllt erscheinen und diese unglückverkündenden Nebel erhellen und zerstreuen. Erhebe dein Haupt und lächle deinem Volk zu.«

Damit warf der Graf ein paar Handvoll Geld nach rechts und links und zog sich zurück. Der falsche König tat wie ihm befohlen, wenn auch sein Lächeln erzwungen aussah, doch nur wenige Augen waren so nahe, es zu sehen oder scharfblickend genug, die Befangenheit zu merken. Das Neigen seines Hauptes war voll Anmut und Freundlichkeit. Das Geld, das seine Hand ausstreute, reichlich; deshalb ging die augenblickliche Verstimmung schnell vorüber, und das Volk jubelte bald wieder ebenso laut wie zuvor.

Noch einmal, ehe der Zug sein Ziel erreicht hatte, musste der Herzog an ihn heranreiten und Einspruch erheben. Er flüsterte: »Oh, gestrenger Herr! Verbanne diese verhängnisvolle Schwermut. Die Augen der Welt sind auf dich gerichtet.« Dann setzte er ärgerlich hinzu: »Ich verwünsche das verrückte Bettelweib! Sie hat Eurer Majestät die Laune verdorben!«

Der prächtig gekleidete Knabe sah den Herzog mit einem tieftraurigen Blick an und sagte tonlos: »Es war meine Mutter!«

»Guter Gott!«, seufzte der Protektor, als er auf seinen Platz im Zug zurückkehrte. »Es war in der Tat ein böses Vorzeichen! Er ist wieder wahnsinnig geworden.«

32. Kapitel

Der Krönungstag

Greifen wir nun ein paar Stunden zurück und nehmen wir schon morgens vier Uhr Platz in der Westminsterabtei. Wir sind nicht allein; denn obwohl es noch Nacht ist, füllen sich die mit Fackeln beleuchteten Galerien schon mit Schaulustigen, die bereit sind, geduldig sieben bis acht Stunden zu warten, um das Schauspiel zu genießen, das sie nicht hoffen dürfen, zweimal im Leben zu sehen: nämlich die Krönung eines Königs. Ja, London und Westminster sind schon auf den Beinen, seit um drei Uhr morgens wurden die Kanonen abgefeuert, und schon drängt sich eine große Menge reicher Leute bürgerlichen Standes, die sich das Recht auf einen Sitzplatz erkauft haben, zu den Eingängen, durch welche ihnen der Eintritt gestattet ist.

Die Stunden schleichen langsam. Jede Bewegung hat seit längerer Zeit aufgehört, denn ein jedes Plätzchen auf den Galerien ist schon besetzt. So können wir uns in Gemächlichkeit umschauen. In dem dämmerigen Licht, das in der Kirche herrscht, können wir einzelne der vielen Galerien und Bogen sehen, die mit Menschen gefüllt sind, während die anderen Galerien und Balkone uns durch Vorsprünge des Mauerwerks und die mächtigen Strebepfeiler verdeckt werden. Uns gegenüber ist der nördliche Teil des Querschiffs, das noch leer ist, weil es für die höchstgestellten und vornehmsten Leute Englands frei bleibt. Auch sehen wir den erhöhten, weiten Raum, der mit kostbaren Teppichen belegt ist, und auf dem der Thron steht. Der Thron befindet sich in der Mitte dieser Estrade, und es führen vier Stufen zu ihm empor. In den Thronsessel eingeschlossen ist eine schlichte Felsplatte, »der Stein von Scone«, auf dem eine lange Reihe von schottischen Königen gekrönt worden ist, und der nun heilig genug geachtet wird, um auch als Krönungssitz für englische Herrscher zu dienen. Sowohl der Thron wie der Fußschemel davor sind mit Goldstoff bedeckt.

Tiefe Stille herrscht. Die Fackeln brennen düster. Die Zeit vergeht den Wartenden sehr langsam. Schließlich bricht der Tag an. Man löscht die Fackeln, und ein mildes Licht erhellt den weiten Raum. Alle Teile des edlen Bauwerks sind nun sichtbar, aber nur in zarten Umrissen; denn das Sonnenlicht ist durch Wolken gedämpft.

Um sieben Uhr wird die Langeweile des Wartens zuerst unterbrochen, denn mit dem Glockenschlag betritt eine Dame des hohen Adels als erste das große Querschiff. Sie ist köstlich gekleidet wie Salomo. Ein in Atlas und Samt gekleideter Beamter geleitet sie zu ihrem Sitz, während ein ebenso gekleideter zweiter Herr die lange Schleppe der Dame trägt und sie, nachdem sie Platz genommen hat, ihr auf den Schoß legt. Dann schiebt er den Fußschemel zurecht und legt die Krone ihr bequem zur Hand, damit sie nur danach zu greifen braucht, wenn der Augenblick kommt, in dem sich die Edeldamen alle gleichzeitig krönen.

Jetzt folgen die Pairsdamen einander wie ein glänzender Strom, und die reich gekleideten Beamten tauchen in ihren prächtigen Kostümen überall zwischen ihnen

auf, während sie die Frauen zu ihren Sitzen geleiten und die Schleppen ordnen. Nun, es gibt genug zu sehen. Allerorten regt es sich und zeigen sich farbenprächtige Bilder. Dann tritt wieder Ruhe ein, denn die Pairsdamen sind vollzählig versammelt und haben ihre Plätze eingenommen – ein großes, leuchtendes Beet menschlicher Blumen in den verschiedensten Farben. Unter den Frauen sind alle Lebensalter vertreten: alte, eingeschrumpfte, weißhaarige Witwen, die in eine ferne Vergangenheit blicken und sich noch der Krönung Richards III. und der Kämpfe jener längst entschwundenen Zeit entsinnen können; neben ihnen stattliche Damen in mittleren Jahren, holdselige junge Frauen und liebreizende, sanfte, junge Mädchen mit leuchtenden Augen und frischen Farben, die wahrscheinlich die edelsteingeschmückten Krönchen schüchtern und zaghaft aufsetzen werden, wenn der große Augenblick kommt; denn die Sache ist ihnen neu, und die Aufregung wird sie stören. Doch ist jegliche Vorsorge getroffen, dass alles glatt geht, und das Haar der Damen ist so geordnet, dass sie die Krone schnell und fest auf die richtige Stelle setzen können, sobald das Zeichen dafür gegeben wird.



Wir haben gesehen, dass diese zahlreich versammelten Pairsdamen reich mit Edelsteinen geschmückt sind und schon einen ungemein prächtigen Eindruck machen – aber der Glanz steigert sich immer mehr. Um neun Uhr zerstreuen sich die Wolken, und ein Sonnenstrahl dringt in die dämmerige Kirche und streift allmählich die Reihe der Damen, und wohin er trifft, leuchtet es in farbig blitzenden Lichtern auf, sodass uns dies überraschende und herrliche Schauspiel wie mit einem elektrischen Schlag bis in die Fingerspitzen durchzuckt. Da erscheint plötzlich der Abgesandte eines fernen morgenländischen Fürsten in dem allgemeinen Aufzug der fremden Gesandten, und als er von dem schräg einfallenden Sonnenstrahl getroffen wird, stockt uns der Atem, das Leuchten und Funkeln, das von ihm widerscheint, ist geradezu überwältigend; denn er ist von Kopf bis zu Fuß buchstäblich mit Juwelen überladen, die bei jeder Bewegung immer neue Lichtblitze aussenden.

So verging die Zeit, langsam schlichen eine – zwei – zwei und eine halbe Stunde hin; da meldete dumpfer Geschützdonner, dass der König endlich eingetroffen sei, und die Wartenden freuten sich darüber. Alle wussten, dass noch ein Aufenthalt folgen würde. Der König musste für die feierliche Handlung vorbereitet und gekleidet werden. Doch diese Pause würde angenehm durch das Erscheinen der Pairs des Reiches in ihrer prächtigen Tracht ausgefüllt werden. Sie wurden feierlich zu ihren Plätzen geleitet und auch ihre Kronen ihnen bequem zu Hand gelegt, und die Zuschauer auf den Galerien gaben ihr lebhaftes Interesse kund, denn viele von ihnen sahen zum ersten Mal die Herzöge, Grafen und Barone, deren Namen schon seit fünfhundert Jahren geschichtliche Bedeutung hatten. Als alle Pairs schließlich auf ihren Plätzen saßen, hatten die Zuschauer von den Galerien und allen günstigen Nischenplätzen genug zu sehen, denn es war ein unvergleichliches und prächtiges Schauspiel.

Die Häupter der Kirche im Ornat und mit den Bischofsmützen geschmückt, von ihrem Gefolge begleitet, versammelten sich nun auf der Estrade an den ihnen bestimmten Plätzen. Ihnen folgten der Lord-Protektor und andere hohe Staatsbeamte und diesen wiederum die Ehrenwache in stählerner Rüstung. – Jetzt entstand eine erwartungsvolle Pause; dann ertönte auf ein Zeichen eine rauschende Musik, und Tom Canty, in ein faltenreiches Gewand aus Goldstoff gekleidet, trat auf die Plattform. Die ganze Versammlung erhob sich, und die Feierlichkeit der Huldigung begann.

Die herrlichen Klänge eines Lobgesangs füllten die Hallen der Abtei mit ihren Tonwellen, und so begrüßt und willkommen geheißen ward Tom zu dem Thron geleitet. Die alten Bräuche wurden jetzt mit großer Feierlichkeit vollzogen und die Menge folgte ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit. Aber je näher sie dem wichtigsten Augenblick kamen, umso bleicher und bleicher ward Tom Canty, und ein immer zunehmenderer Kummer, eine trostlose Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seines Geistes und seines reuevollen Herzens.

Schließlich kam der letzte erhabene Augenblick heran. Der Erzbischof von Canterbury hob die Krone von England von ihrem Kissen und hielt sie über dem

zitternden Haupt des falschen Königs. Im selben Augenblick blitzte es wie Regenbogenschein durch das weite Querschiff, denn gleichzeitig hatten sämtliche Edelherren und Damen ihre Kronen gefasst, hielten sie über ihren Häuptern und verharrten in dieser Stellung.

Tiefe Stille herrschte in der Abtei. In diesem feierlichen Augenblick drängte sich eine seltsame Erscheinung vor, eine Gestalt, die von niemandem in der großen, ganz mit sich selbst beschäftigten Menge beachtet worden war, bis sie plötzlich in dem großen Mittelschiff stand. Es war ein Knabe ohne Kopfbedeckung, mit groben Schuhen an den Füßen und in grober bürgerlicher Kleidung, die in Fetzen herunterhing. Er hob die Hand mit einer hoheitsvollen Gebärde, die sich wunderbar von seinem dürftigen und traurigen Aufzug abhob, und rief drohend:

»Ich verbiete dir, die Krone Englands auf jenes verwirkte Haupt zu setzen. Ich bin der König!«

Im nächsten Augenblick ward er schon von verschiedenen Händen gepackt, aber Tom Canty im Krönungsmantel trat einen Schritt vor und rief mit helltönender Stimme:

»Lasst ihn los und rührt ihn nicht an! Er ist der König!«

Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand in der Versammlung. Einige standen auf und sahen bald einander, bald die beiden Hauptpersonen des eigentümlichen Schauspiels mit starrem Staunen an, und fragten sich, ob sie wach und bei Sinnen oder in einem tollen Traum gefangen wären. Der Lord-Protektor war ebenso betroffen wie die Übrigen, aber er fasste sich schnell und gebot mit entschiedener Stimme:

»Achtet nicht auf Seine Majestät. Die Krankheit hat ihn wieder befallen. Ergreift den Landstreicher!«

Man würde ihm gehorcht haben, doch der falsche König stampfte mit dem Fuß auf und rief: »Hütet euch! Rührt ihn nicht an! Er ist der König!«

Die Hände sanken herab. Die ganze Versammlung fühlte sich wie gelähmt. Niemand bewegte sich, niemand sagte ein Wort. Es wusste keiner, was er bei einem so außergewöhnlichen Vorgang tun oder sagen sollte. Während ein jeder danach strebte, die Fassung zu gewinnen, schritt der zerlumpte Knabe ruhig vorwärts, in vornehmer Haltung und mit zuversichtlicher Miene, wie er sich überhaupt von Anfang an durch nichts hatte beirren lassen. Und während die Zuschauer sich noch nicht gefasst hatten, stieg er auf die Erhöhung. Der falsche König eilte ihm mit frohem Ausdruck entgegen, sank vor ihm auf die Knie und sagte:

»Ach, mein Herr und König, lass den armen Tom Canty der Erste sein, der dir Treue gelobt und dir zuruft: ›Setze die Krone auf dein Haupt und ergreife wieder Besitz von allem, was dein ist!‹«

Des Lord-Protektors Augen richteten sich finster auf das Antlitz des Eindringlings, doch die Strenge ging rasch in Staunen über, und den anderen hohen Staatsbeamten ging es ebenso. Sie sahen einander an und traten betroffen zurück. Der gleiche Gedanke drängte sich allen unwillkürlich auf: »Was für eine merkwürdige

Ähnlichkeit!«

Einen Augenblick sann der Lord-Protektor nach und sagte dann ernst und höflich:

»Gestattet, Herr, dass ich einige Fragen an Euch richte, die …«

»Ich werde sie beantworten, mein Lord.«

Der Herzog fragte ihn vielerlei über den Hof, den verstorbenen König, den Prinzen und die Prinzessinnen und der Knabe antwortete richtig und ohne Zögern. Er beschrieb die Festräume des Schlosses, die Gemächer des verstorbenen Königs und die des Prinzen von Wales.

Es war wunderbar, überraschend – unerklärlich; das sagten alle, die es mit anhörten. Auch trat ein Umschwung in der Stimmung ein, und Tom Cantys Hoffnungen stiegen, die unerwünschte Würde loszuwerden, als der Lord-Protektor kopfschüttelnd erklärte:

»Ja, es ist in der Tat höchst wunderbar; aber nicht mehr als unser Herr und König auch alles weiß.« Dieser Ausspruch und dass er ihn noch als seinen König bezeichnete, betrübte Tom Canty sehr und gab seinen Hoffnungen einen Stoß. »Es sind keine unumstößlichen Beweise«, setzte der Protektor hinzu.

Der Strom der öffentlichen Meinung wendete sich nun blitzschnell in eine ganz falsche Richtung. Er war im Begriff, den armen Tom Canty wieder auf den Thron zu heben und den anderen Knaben in die Niedrigkeit herabzuziehen. Der Lord-Protektorsuchte zuverlässigen Rat, schüttelte den Kopf und konnte den Gedanken nicht abweisen: »Es ist gefährlich für den Staat und für uns alle, wenn ein so verhängnisvolles Rätsel ungelöst bleibt. Es könnte die Nation spalten und den Thron untergraben.« Er wendete sich um: »Sir Thomas – verhaftet … Nein, wartet noch!« Ihm war ein besserer Gedanke gekommen, und er wendete sich an den zerlumpten Knaben mit der Frage: »Wo ist das große Staatssiegel? Gib mir die rechte Antwort, so ist das Rätsel gelöst. Nur der ehemalige Prinz von Wales weiß Auskunft darüber zu erteilen. Von einer so geringfügigen Sache hängt das Schicksal des Throns und des Herrscherhauses ab.«

Es war ein glücklicher, ein scharfsinniger Gedanke. Dass die hohen Würdenträger ihn als einen solchen anerkannten, zeigte sich in dem stillen Beifall, der in ihrem Kreis von Auge zu Auge ging und in den zustimmenden Blicken, die sie einander zuwarfen. Gewiss, niemand als der echte Prinz vermochte Licht in das noch unaufgeklärte Geheimnis des verschwundenen Staatssiegels zu bringen. Man hatte diesen frechen kleinen Betrüger trefflich auf seine Rolle eingeübt, aber hier müsste ihn die Abrichtung im Stich lassen. Denn diese Frage vermochte auch sein Lehrmeister nicht zu beantworten. Das war eine vortreffliche, unvergleichliche Probe, durch die man binnen kürzester Frist die ebenso ärgerliche als auch gefährliche Angelegenheit aus der Welt schaffen konnte! Deshalb nickten sie im Stillen ihr Einverständnis zu und lachten sich ins Fäustchen in der Erwartung, dass der törichte Knabe im Bewusstsein seiner Schuld erstarren würde.

Wie erstaunt waren sie jedoch, als nichts von alledem geschah. Wie verwunderte es sie, als er sofort in ruhigem, zuversichtlichem Ton erwiderte:

»Das ist gar kein schweres Rätsel.« Dann, ohne irgendwen um Erlaubnis zu fragen, wendete er sich um und befahl mit der Sicherheit eines an Befehle gewöhnten Menschen: »Lord St. John, geht in mein Kabinett im Schloss, denn niemand weiß dort besser Bescheid als Ihr. Links in der Ecke, die am entferntesten von der Eingangstür ist, findet Ihr dicht an dem Fußboden in dem Getäfel einen Messingknopf. Drückt darauf, dann wird sich ein kleines Geheimfach auftun, das weder Ihr noch sonst jemand kennt außer mir und dem zuverlässigen Kunstschreiner, der es für mich dort angebracht hat. Das erste, was Ihr seht, wird das große Siegel sein – bringt es her!«

Die ganze Versammlung erstaunte über diese Rede und noch mehr darüber, dass der kleine Bettelknabe ohne Zögern oder Verlegenheit den betreffenden Pair unter der Versammlung herausfand und ihn mit einem Gleichmut anredete, als habe er ihn sein ganzes Leben über gekannt.

Der Lord war so betroffen, dass er unwillkürlich gehorchen wollte. Er machte sogar eine Bewegung, als ob er sich zum Gehen anschickte, aber er fasste sich dann wieder und errötete nur über den beinahe begangenen Verstoß. Doch Tom Canty wendete sich zu ihm und sagte mit scharfer Stimme: »Warum zögerst du? Hast du des Königs Befehl nicht gehört? Gehe!«

Darauf machte Lord St. John eine tiefe Verbeugung, und man bemerkte, dass es eine durchaus vorsichtige war, die ihn in keiner Weise bloßstellte; denn sie war nicht an einen der beiden Könige ausdrücklich gerichtet, sondern zu dem neutralen Gebiet, das zwischen ihnen lag – und dann entfernte er sich.

Unter der Gruppe der Höflinge entstand eine langsame, kaum merkliche Bewegung, die aber andauerte und zunahm, wie man sie in einem Kaleidoskop beobachten kann, wenn man es vorsichtig dreht, sodass die glänzenden Splitter, welche eine Gruppe bilden, sich ablösen und mit einer anderen vereinigen. Eine solche Bewegung löste die glänzende Umgebung von Tom ab, und sie zog sich in die Nähe des Neugekommenen. Tom Canty stand fast allein.

Es folgte eine Zeit banger Spannung und Erwartung, während welcher selbst die wenigen Unentschiedenen, die noch in Toms Nähe geblieben waren, ihren Mut zusammennahmen und einer nach dem anderen zu der Mehrheit hinüberschlüpfte. Nun stand Tom zuletzt in seinem Krönungsornat und Juwelenschmuck ganz einsam und abgetrennt von der übrigen Welt, allen sichtbar, inmitten einer bedeutungsvollen Leere.

Jetzt erblickte man den zurückkehrenden Lord St. John. Als er durch das Mittelschiff schritt, war die allgemeine Spannung so groß, dass das leise Murmeln, welches bisher unter der großen Versammlung geherrscht hatte, plötzlich erstarb, und ein so tiefes Schweigen, eine so atemlose Stille eintrat, dass der Ton seiner Tritte laut und deutlich widerhallte. Jedes Auge hing an ihm, während er seines Weges ging. Er kam an die Estrade, hielt einen Augenblick inne, schritt dann auf Tom Canty zu und sagte mit einer tiefen Verneigung: »Sire, das Siegel befindet sich nicht dort!«

Ein Volksauflauf könnte nicht rascher vor einem Pestkranken auseinanderstieben, wie die Schar bleicher und entsetzter Höflinge aus der Nähe des armen, zerlumpten

Thronprätendenten entwich. Im nächsten Augenblick stand er allein, ohne Freund oder Fürsprecher, als Zielscheibe für zahllose finstere und drohende Blicke. Der Lord-Protektor rief zornig:

»Jagt den Bettelbuben auf die Straße! Peitscht ihn durch die Stadt. Der elende Betrüger verdient es nicht besser!«

Die Befehlshaber der Wache beeilten sich, dem Befehl zu folgen, aber Tom Canty widersetzte sich ihnen und sagte: »Zurück! Wer ihn anrührt, ist des Todes!«

Der Lord-Protektor war aufs Höchste betroffen und fragte Lord St. John:

»Ihr habt doch genau nachgesehen? Aber das ist eine müßige Frage. Es ist ein höchst seltsamer Fall. Dass Kleinigkeiten verschwinden, ist nicht verwunderlich, aber dass ein so großer Gegenstand wie das Staatssiegel von England abhanden kommen kann und niemand es wiederfindet – eine dicke goldne Scheibe …«

Mit einem Mal fingen Tom Cantys Augen zu leuchten an. Er eilte herbei und rief: »Halt ein! Das ist genug! Ist es rund und dick? Und sind Buchstaben und Figuren darin eingegraben? Ja! Ach, nun weiß ich, was das große Staatssiegel ist, nach dem so viel gefragt und gesucht worden ist. Hättet Ihr es mir beschrieben, so hätte ich es Euch schon vor drei Wochen geben können. Ich weiß ganz genau, wo es ist – wenn ich es auch nicht dorthin getan habe – zumindest nicht zuerst.«

»Wer hat es denn dorthin getan, mein Lehnsherr?«, fragte der Lord-Protektor.

»Er, der dort steht – der rechtmäßige König von England. Und er soll Euch selbst sagen, wo es sich befindet. Dann werdet Ihr glauben, dass er es aus eigener Anschauung weiß. Erinnere dich, mein König, suche in deinem Gedächtnis nach. Es war das letzte, das allerletzte, was du tatest, an jenem Tag, als du aus dem Schloss eiltest, nachdem du die Kleider mit mir gewechselt hattest, und den Leibwächter bestrafen wolltest, der mich misshandelt hatte.«

Es folgte tiefes Schweigen, das durch keine Bewegung oder ein geflüstertes Wort unterbrochen wurde; aller Augen waren auf den zerlumpten Knaben gerichtet, der mit gebeugtem Haupt und gefurchter Stirn in seinem Gedächtnis unter einer verwirrenden Menge wertloser Erinnerungen nach der einen geringfügigen, aber entscheidenden Tatsache suchte, die, wenn er sie fand, ihn auf den Thron zurückführte, wenn er sie sich nicht zurückzurufen vermochte, ihn für alle Zeit zu Armut und Niedrigkeit verdammte. Eine Sekunde nach der anderen verstrich, die Sekunden wurden zu Minuten, noch immer sann der Knabe schweigend nach und gab kein Lebenszeichen von sich. Schließlich seufzte er tief auf, schüttelte langsam den Kopf und sagte mit bebenden Lippen und tonloser Stimme: »Ich erinnere mich genau an den ganzen Vorfall, aber das Staatssiegel hat nichts damit zu tun.« Er hielt inne, blickte auf und sagte mit ruhiger Würde: »Mylords und Gentlemen, wenn ihr euren rechtmäßigen Herrscher seines Rechts berauben wollt, weil er diesen Beweis nicht beizubringen vermag, so bin ich machtlos, mich euch zu widersetzen. Aber …«

»Oh, es wäre Torheit, es wäre Wahnsinn, mein König!«, rief Tom Canty entsetzt. »Wartet noch! Besinnt Euch! Gebt es nicht auf! Die Sache ist noch nicht verloren. Sie darf nicht verloren sein! Gebt acht auf das, was ich sage, folgt meinen Worten –

ich werde Euch den Morgen zurückrufen, jede Kleinigkeit genau, wie sie sich zutrug. Wir unterhielten uns – ich erzählte Euch von meinen Schwestern Nan und Bet – ah, nun erinnert Ihr Euch dessen – und von meiner alten Großmutter und unseren lustigen Spielen im Kehrrichtshof. Ja, darauf besinnt Ihr Euch nun auch – sehr gut. Folgt mir nun weiter, ich rufe Euch alles Übrige zurück. Ihr gabt mir zu essen und zu trinken und schicktet in fürstlicher Leutseligkeit die Diener heraus, damit mein ungeschicktes Benehmen nicht von ihnen verspottet würde – nicht wahr, das wisst Ihr auch noch?«



Tom berichtete diese Einzelheiten ganz unbefangen, der andere Knabe nickte dabei zustimmend mit dem Kopf. Die große Versammlung und die Würdenträger hörten mit sprachlosem Staunen zu. Die Geschichte trug den Stempel der Wahrheit, aber wie konnten ein Prinz und ein Bettelknabe in so enge Berührung miteinander kommen? Noch nie war eine so erlauchte Versammlung so gespannt, so verwirrt und so ratlos gewesen.

»Danach wechselten wir im Scherz unsere Kleider. Dann stellten wir uns vor einen Spiegel – und so ähnlich sahen wir einander, dass wir beide sagten, es sähe aus, als hätte kein Tausch stattgefunden – ja, daran erinnert Ihr Euch auch noch? Dann bemerktet Ihr, dass der Leibwächter mir die Hand verletzt hatte, seht, da ist sie. Ich kann auch jetzt nicht damit schreiben, denn die Finger sind noch steif. Da sprang Eure Hoheit auf und schwor, mich an dem Soldaten zu rächen, und Ihr eiltet zur Tür. Dabei musstet Ihr an dem Tisch vorüber. Das Ding, das Ihr ein Siegel nennt, lag auf dem Tisch – Ihr nahmt es auf, schautet Euch um, als ob Ihr einen Platz suchtet, an welchem Ihr es gut verwahren könntet, und Euer Auge fiel …«

»Halt ein! Jetzt weiß ich es, und dem gütigen Gott sei Dank dafür!«, rief der zerlumpte Thronprätendent in höchster Erregung. »Geh, wackrer St. John. Es steckt in einer der Armschienen der mailändischen Rüstung, welche an der Wand hängt,

dort wirst du das Staatssiegel finden.«

»Richtig, mein König, richtig!«, rief Tom Canty. »Jetzt gehört dir das Zepter Englands, und wer da wagt, es dir zu bestreiten, dem wäre besser, er wäre nie geboren. Eilt, Lord St. John! Beflügelt Euren Schritt!«

Die ganze Versammlung hatte sich erhoben und war in fieberhafter Aufregung vor Unruhe, Befürchtung und höchster Spannung. In dem Schiff der Kirche wie auf der Estrade sprach man lebhaft, und niemand hörte, sah oder achtete auf irgendetwas, was sein Nachbar ihm mit lautester Stimme zurief, oder er seinem Nachbarn ebenso laut entgegnete. Wieviel Zeit darüber verstrich, bemerkte oder beachtete keiner. Plötzlich verstummte die ganze Versammlung, und in demselben Augenblick trat Lord St. John auf die Estrade und hielt das große Staatssiegel hoch erhoben in seiner Rechten. Nun durchbrauste ein Donnerruf die Kirche:

»Lang lebe unser rechtmäßiger König!«

Fünf Minuten lang währten die Hochrufe und das Geschmetter der Musik und Wehen mit den Taschentüchern, und in diesem Aufruhr stand die Gestalt des zerlumpten Knaben als Ziel der Blicke glückstrahlend und stolz mitten auf der Estrade, und die großen Vasallen des Reichs knieten rings um ihn nieder.

Dann erhoben sich alle, und Tom Canty rief:

»Nun, mein König, nimm du deine Krönungsgewänder, und gib deinem Diener Tom die Lumpen zurück.«

Der Lord-Protektor sprang auf: »Reißt sie dem kleinen Schurken vom Leib und werft ihn in den Tower!«

Aber der König, der echte König, sagte:

»So nicht! Ohne ihn hätte ich meine Königskrone nicht wiedererlangt – niemand soll die Hand gegen ihn erheben und ihm ein Leid zufügen. Und was dich angeht, mein wackerer Oheim, mein Lord-Protektor, so ist dein Verhalten diesem armen Jungen gegenüber keineswegs dankbar. Denn wie ich hörte, hat er dich zum Herzog erhoben.« Der Protektor errötete vor Beschämung. »Aber da er nicht der König war, was ist dein Titel jetzt wert? Morgen sollst du mich durch *ihn* bitten lassen, dir deinen Rang zu bestätigen, sonst bleibst du nicht Herzog, sondern ein einfacher Graf.«

Unter der Last dieses Verweises trat Seine Gnaden der Herzog von Somerset beiseite.

Der König wendete sich an Tom und fragte diesen freundlich: »Armer Junge, wie kam es, dass du behieltest, wo ich das Siegel hingetan hatte, da ich mich dessen nicht zu erinnern vermochte?«

»Ach, mein König, das ist leicht zu erklären, denn ich habe es häufig benutzt.«

»Benutzt? Wie das? Und trotzdem vermochtest du anfänglich nicht zu sagen, wo es war?«

»Ich wusste nicht, dass dies die Sache war, die so eifrig gesucht wurde. Sie hatten es mir niemals beschrieben, wie es aussah, Majestät.«

»Und du hast es benutzt?«

Tom wurde dunkelrot, schlug die Augen nieder und schwieg.

»Antworte, mein guter Junge, und fürchte nichts«, sagte der König. »Wozu hast du das große Staatssiegel von England benutzt?«

Tom stockte in höchster Verwirrung und sagte dann kleinlaut: »Um Nüsse damit zu knacken!«

Der Ärmste! Bei dem schallenden Gelächter, mit dem diese Eröffnung begrüßt wurde, hätte Tom in die Erde sinken mögen.

Hätte jemand trotz allem noch gemeint, Tom Canty wäre der König von England, so würde diese Unkenntnis der königlichen Insignien den Zweifel, wer der rechtmäßige König sei, für immer beseitigt haben.

Man nahm Tom den kostbaren Krönungsornat ab und bekleidete den König damit, dessen Lumpen gänzlich dadurch bedeckt wurden. Dann nahmen die Krönungsfeierlichkeiten ihren Fortgang. Der echte König wurde gesalbt und ihm die Krone auf das Haupt gesetzt, und der Kanonendonner verkündete es der Stadt, und unter dem Jubel des Volks schien ganz London bis in die Tiefen zu erbeben.

33. Kapitel

Eduard als König

Miles Hendon hatte schon malerisch ausgesehen, ehe er in den Tumult auf der Londoner Brücke geraten war. Er sah noch zerzauster aus, als er aus ihm herauskam. Beim Hineinkommen hatte er nur noch wenig Geld gehabt, als er herauskam, besaß er gar keins mehr. Die Taschendiebe hatten ihm auch den letzten Heller gemaust.

Aber das focht ihn wenig an, wenn er nur seinen Jungen wiederfand. Als guter Soldat suchte er ihn nicht aufs Geratewohl, sondern entwarf gleich eine Art Feldzugsplan.

Was würde der Knabe zunächst beginnen? Wohin würde er sich unwillkürlich wenden? Nun, meinte Miles, er werde voraussichtlich seine alte Wohnstätte aufsuchen, denn das täten geistig Verwirrte so gut wie geistig Gesunde, wenn sie sich allein und verlassen fühlten. Aber wo hatte er ehedem gehaust? Nach seiner elenden Bekleidung zu schließen, wie nach dem gemeinen Kerl, der sein Vater zu sein vorgab, musste er in den ärmsten und schlimmsten Vierteln Londons gewohnt haben. Würde es schwer sein und lange dauern, ihn dort ausfindig zu machen? Er meinte, das würde leicht und schnell gehen. Er wollte sich nicht nach dem Knaben umsehen, sondern überall darauf achten, wo sich ein Volksauflauf versammle. Inmitten eines solchen größeren oder kleineren Pöbelhaufens werde er sicher seinen kleinen Freund früher oder später finden. Das abscheuliche Gesindel werde sich damit belustigen, den Knaben zu necken und zu hänseln, der sich wie gewöhnlich für den König ausgeben werde. Miles Hendon wollte es dem Pack schon eintrichtern und dann seinen kleinen Pflegling an sich nehmen, ihn mit liebreichen Worten trösten und erheitern, und dann wollten sie sich nie wieder voneinander trennen.

So machte sich Miles auf die Suche. Stunde auf Stunde wanderte er durch schmutzige Hinterstraßen und Gässchen, sah sich nach Pöbelhaufen um und fand derer unzählige, aber keine Spur des Knaben. Das wunderte ihn sehr, doch entmutigte es ihn nicht. Seiner Ansicht nach war sein Feldzugsplan durchaus zweckmäßig; nur hatte er sich darin verrechnet, dass er schnell zum Ziel führen werde, denn die Zeit wurde ihm schon lang.

Als es Tag wurde, wanderte er immer noch hin und her, und mischte sich in jeden Volkshaufen, ohne dadurch etwas anderes zu erreichen, als dass er hungrig, müde und schläfrig wurde. Er hätte gern einen Morgenimbiss gehabt, aber woher ihn bekommen? Zu betteln kam ihm nicht in den Sinn, und er dachte so wenig daran, seinen Degen zu verpfänden als seiner Ehre etwas zu vergeben. Von seinen Kleidungsstücken hätte er allenfalls etwas entbehren können, nur würde er schwerlich dafür einen Abnehmer finden.

Am Mittag war er noch immer auf den Beinen und zwar unter dem Pöbel, der dem Huldigungszug folgte, denn er meinte, dieser königliche Festzug werde den

armen, kleinen Verrückten mächtig anziehen. So folgte er dem Zug auf seinem Weg durch London nach Westminster und bis zur Abtei. Er wich hier und dort vom Weg ab, um in die Volksmassen einzudringen, die sich in der Umgebung angesammelt hatten, verlor viel Zeit dabei und erreichte nichts, sodass er zuletzt weiterwanderte und darüber nachsann, wie er seinen Zweck besser erreichen könne. Als er schließlich aus seinem Grübeln um sich blickte, sah er, dass er die Stadt hinter sich gelassen hatte und der Tag sich neigte. Er befand sich nahe dem Fluss in ländlicher Umgebung. Es lagen stattliche Landsitze in der Nähe, aber ein so abgerissen aussehender Mensch wie er würde dort schwerlich willkommen geheißen sein.

Da es gar nicht kalt war, legte er sich im Schutz einer Hecke auf die Erde und fing an, sich auszuruhen und Rat mit sich zu halten. Doch die Müdigkeit überwältigte ihn. Der ferne Kanonendonner, den der Wind zu ihm herübertrug, sagte ihm, dass der König gekrönt sei; dann schlief er ein. Seit dreißig Stunden hatte er nicht gelegen oder geschlafen, darum wachte er erst spät am nächsten Morgen auf.

Er erhob sich lahm, steif, halb verhungert, wusch sich in der Themse und trank ein Quart Wasser, um seinen Magen zu beschwichtigen. Dann kehrte er nach Westminster zurück, verärgert, dass er so viel Zeit verloren hatte. Der Hunger gab ihm nun einen anderen Plan ein: Er wollte versuchen, bei dem alten Sir Humphrey Marlow vorgelassen zu werden, und von ihm ein paar Mark leihen; andere Pläne hatte er zunächst nicht. War dies erstmal erreicht, so konnte er entscheiden, was er weiter tun solle.

Gegen elf Uhr näherte er sich dem Schloss, und obwohl eine Menge festlich geputzter Leute unterwegs war, die alle in dieselbe Richtung gingen, blieb er nicht unbemerkt; dafür sorgte schon sein Anzug. Er betrachtete die Gesichter der Leute aufmerksam, in der Hoffnung, ein menschenfreundliches darunter zu entdecken, dessen Besitzer sich willig zeigen würde, dem alten Schlosshauptmann eine Meldung zu überbringen. Der Versuch, selbst Einlass in das Schloss zu finden, konnte gar nicht in Frage kommen.

Plötzlich kam der uns bekannte Prügeljunge des Weges, drehte sich um, betrachtete den Ritter von der traurigen Gestalt genau und dachte: »Wenn das nicht der Landfahrer ist, um den Seine Majestät so viel Aufhebens macht, dann bin ich ein Esel, obwohl mir das früher schon manchmal passiert ist. Er passt aufs Haar zu der Beschreibung. Dass Gott ihrer zwei ganz Gleiche gemacht haben sollte, ist nicht anzunehmen. Wüsste ich nur einen Vorwand, ihn anzusprechen.«

Miles Hendon befreite ihn dieser Mühe, denn er drehte sich um, wie es Leute gewöhnlich zu tun pflegen, wenn jemand hinter ihnen den Blick starr auf sie geheftet hält, und da er des jungen Mannes Augen aufmerksam auf sich gerichtet sah, trat er vor und sagte: »Ich sah Euch eben aus dem Schloss kommen. Gehört Ihr dorthin?«

»Jawohl, gestrenger Herr.«

»Kennt Ihr Sir Humphrey Marlow?«

Der Knabe zuckte zusammen und dachte: »Guter Gott! Er fragt nach meinem verstorbenen Vater!« Dann antwortete er laut: »Sehr wohl, gestrenger Herr.«

»Gut! Ist er drinnen?«

»Ja«, sagte der Knabe und fügte im Stillen hinzu – »aber im Grab.«

»Darf ich Euch ersuchen, ihm meinen Namen zu melden und ihn um die Gunst einer kurzen Unterredung zu bitten.«

»Ich werde Euer Gesuch sofort melden, edler Herr.«

»So sagt, dass Miles Hendon, der Sohn Sir Richards hier draußen sei – ich werde Euch herzlich dafür verbunden sein, wackerer Jüngling.«

Der junge Mann sah enttäuscht aus und dachte: »So nannte ihn der König nicht – aber das schadet nichts, dies wird sein Zwillingsbruder sein, und er kann gewiss Seiner Majestät Auskunft geben, wo der andere Ritter Habenichts steckt.« Deshalb sagte er zu Miles: »Tretet hierher, und wartet einen Augenblick, werter Herr, bis ich Euch Antwort bringe.«

Hendon nahm den ihm bezeichneten Platz ein. Es war eine Art Vertiefung in der Mauer des Schlosses, mit einer Steinbank darin, eine Zufluchtsstätte für die Schildwachen bei schlechtem Wetter. Kaum hatte er sich dort niedergesetzt, als ein paar Hellebardiere, von einem Offizier geführt, vorbeikamen. Der Offizier bemerkte ihn, ließ seine Leute stillstehen und rief Hendon zu, herauszukommen. Dieser tat es und wurde sogleich festgenommen, weil man ihn für einen Strolch hielt, der sich in verdächtiger Weise in die Nähe des Schlosses geschlichen habe. Die Angelegenheit drohte eine üble Wendung zu nehmen. Der arme Miles wollte eine Aufklärung geben, aber der Offizier fuhr ihn barsch an, gebot ihm zu schweigen und befahl seinen Leuten, ihn zu durchsuchen.

»Der barmherzige Gott möge sie etwas finden lassen«, dachte der arme Miles. »Ich habe alle Taschen vergebens durchsucht und hätte Geld nötiger gebraucht als sie.«

Sie fanden nichts als ein Schriftstück. Der Offizier öffnete es hastig, und Hendon lächelte, als er die »Krähenfüße« erkannte, die sein kleiner verlorener Freund an jenem Unglückstag in Hendon Hall gekritzelt hatte. Aber das Gesicht des Kriegsmanns verfinsterte sich, als er den englischen Aufruf las, und das von Miles erbleichte, während er dieser Verlesung zuhörte.

»Noch ein Kronprätendent!«, rief der Offizier. »Wahrlich, sie schießen wie Pilze aus der Erde. Ergreift den Schurken, Leute, und haltet ihn fest, während ich in das Schloss gehe und dies Schriftstück an den König sende.«

Er entfernte sich eilig und ließ den Gefangenen im Gewahrsam der Hellebardiere zurück.

»Nun ist all mein Kummer zu Ende«, brummte Hendon vor sich hin. »Denn ich werde um dieses harmlosen Schriftstücks willen sicherlich baumeln müssen. Was wird aus meinem armen Jungen werden? – Ach, das weiß nur der liebe Gott!«

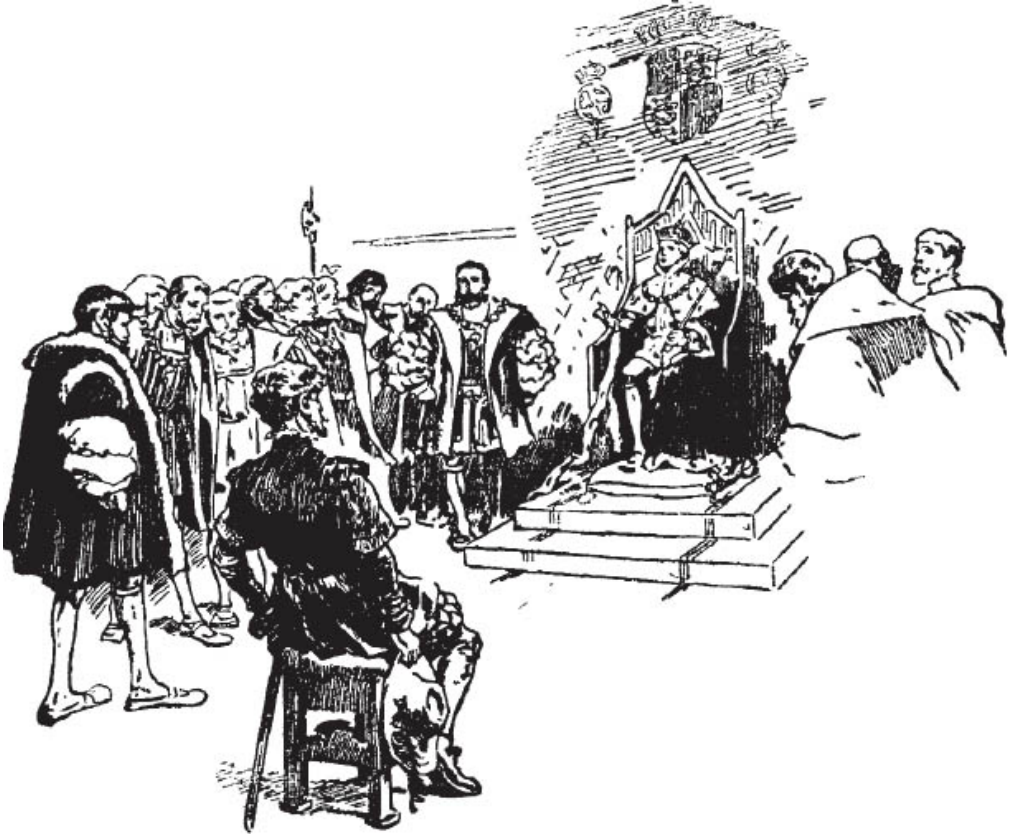
Nach einiger Zeit sah er den Hauptmann eilig zurückkommen, und er nahm nun seinen Mut zusammen, um sein Geschick mit männlicher Standhaftigkeit zu ertragen. Der Hauptmann befahl den Leuten, den Gefangenen loszulassen und ihm den Degen zurückzugeben. Dann verneigte er sich ehrfurchtsvoll und sagte:

»Beliebt es Euch, mir zu folgen, mein Herr?«

Hendon folgte ihm und dachte: »Ginge es nicht mit mir ins Gericht und zum Tod, und müsste ich nicht aus diesem Grund jede Sünde meiden, so möchte ich diesen Schurken für diese falsche Höflichkeit erdrosseln, mit welcher er meiner spottet.«

Die beiden durchschritten einen mit Menschen gefüllten Hof und gelangten zu dem Haupteingang des Schlosses, wo der Offizier mit einer abermaligen Verbeugung Hendon einem goldstrotzenden Beamten übergab, der ihn mit ausgezeichneter Ehrerbietung empfing und ihn durch eine geräumige Halle führte, in welcher sich eine große Menge modisch gekleideter Herren befand, die ehrerbietig zu beiden Seiten auswichen und die Vorüberschreitenden tief grüßten. Dabei wollten sie schier vor innerem Lachen bersten, sobald die vogelscheuchenartige Gestalt von Miles ihnen den Rücken zukehrte. Dann ging es eine breite Treppe hinauf, auf der es ebenfalls von vornehmen Leuten wimmelte, und schließlich in einen großen Saal. Der Beamte bahnte ihm einen Weg durch die dicht gedrängt stehenden Vertreter des hohen englischen Adels, verbeugte sich nochmals, erinnerte ihn, den Hut abzunehmen, und ließ ihn mitten im Zimmer stehen, als Zielscheibe für aller Augen; denn die Anwesenden betrachteten ihn teils mit unwilligem Stirnrunzeln, teils mit spöttischem Lächeln.

Miles Hendon war völlig verblüfft. Da saß der junge König unter einem Baldachin auf einer Erhöhung, zu welcher fünf Stufen hinaufführten. Er hielt den Kopf geneigt und redete mit einem Herrn, der wie ein goldschillernder Paradiesvogel aussah und ein Herzog war. Hendon meinte, es sei schlimm genug, wenn man in den besten Jahren zum Tode verurteilt werde, die Sache brauche aber nicht so öffentlich zu geschehen und die Demütigung dadurch noch vergrößert zu werden. Er wünschte, der König möchte sich wenigstens mit dem Urteilspruch kurz fassen, denn die Unverschämtheit der geputzten Leute ringsumher war ihm sehr verdrießlich. In diesem Augenblick hob der König den Kopf ein wenig, und Hendon konnte das Gesicht nun deutlich sehen. Da stockte ihm der Atem! … Wie ein Verzückter starrte er das schöne, jugendliche Antlitz an. Dann rief er:



»Gott bewahre, der Traum- und Schattenkönig sitzt auf dem Thron.«

Immer noch blickte er unverwandt nach ihm und flüsterte vor sich hin, während er die Augen bald auf die glänzende Versammlung, bald auf das prächtige Gemach richtete: »Aber die Menschen und die Sachen sind wirklich – unzweifelhaft wirklich – sie sind kein Traum.«

Dann sah er wieder den König an und dachte: »Ist es ein Traum oder ist er wirklich der König von England und nicht der arme wahnsinnige Bettelknabe, für den ich ihn hielt? Wer löst mir dies Rätsel?«

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er ging an die Wand, holte einen Stuhl, trug diesen auf die Stelle, wo er vorher gestanden hatte, setzte ihn hin und sich darauf.

Sofort ließ sich ein Murren des Unwillens hören. Man packte ihn rau an und eine Stimme rief ihm zu: »Steh auf, du Bauerntölpel. Wagst du in der Anwesenheit deines Königs zu sitzen?!«

Dieser Auftritt erregte die Aufmerksamkeit des Königs, der die Hand erhob und gebot:

»Rührt ihn nicht an. Es ist sein gutes Recht!«

Die Menge wich betroffen zurück. Dann fuhr der König fort: »Höret es alle, ihr Lords, Ladies und Gentlemen, dass dieses hier mein lieber und getreuer Diener Miles

Hendon ist, der mit seinem tapferen Schwert seinen Fürsten vor Verwundung und Todesgefahr beschirmt hat, und dem sein König dafür die Ritterwürde verliehen hat. Erfahret auch, dass er für einen noch größeren Dienst, weil er seinen Herrn von Schmach und Schlägen errettete und sie selbst auf sich genommen hat, zum Pair von England, zum Grafen von Kent ernannt ist, und Geld und Ländereien haben soll, um diese Würde aufrechtzuerhalten. Ferner ist das Vorrecht, das er vorhin geltend gemacht hat, ihm durch königliche Bewilligung zugestanden. Denn wir haben angeordnet, dass das jeweilige Haupt seines Hauses das Recht haben und bewahren soll, in Gegenwart des Beherrschers von England zu sitzen, von jetzt ab und für alle Zeiten, solange dies Reich besteht. Darum stört ihn nicht in seinem Recht.«

Zwei Personen, die unterwegs aufgehalten worden waren, hatten London erst an diesem Morgen erreicht und befanden sich erst seit fünf Minuten in dem Audienzsaal. Sie hörten mit besonderer Spannung auf diese Worte und blickten in stummem Staunen von dem König auf die Vogelscheuche und wieder auf den König. Das waren Sir Hugh und seine Gemahlin Lady Edith. Aber der neue Graf hatte sie nicht bemerkt. Noch immer starrte er den König verwundert an und sagte vor sich hin: »Gott steh mir bei! Das also ist mein Bettelknabe? Das ist mein kleiner Verrückter, dem ich zeigen wollte, wie es in einem vornehmen Haus zugeht, in dem es siebzig Zimmer und siebenundzwanzig Dienstboten gibt! Ich meinte, dieser hier wäre immer in Lumpen gekleidet gewesen, die Püffe wären sein täglich Brot und Bettelsuppen seine Kost gewesen! Den wollte ich an Kindesstatt annehmen und zu einem ordentlichen Menschen erziehen!«

Schließlich fand er sich zurecht, ließ sich auf ein Knie nieder und seine Hände in die des Königs gelegt, leistete er den Eid der Treue, wie auch den Lehnseid für seine Besitzungen und Würden. Dann erhob er sich und trat ehrfurchtsvoll beiseite, immer noch ein Ziel für alle Blicke, aber ebenso sehr ein Gegenstand des Neides.

Jetzt entdeckte der König Sir Hugh und rief mit zornerfüllter Stimme und funkelnden Augen: »Ergreift den Räuber! Nehmt ihm seine erschlichenen Prachtgewänder sowie seine anmaßenden Würden, und haltet ihn unter Schloss und Riegel, bis ich nach ihm frage.« Darauf wurde der verbrecherische Hugh fortgeschleppt.

Es entstand eine Bewegung an dem anderen Ende des Saals. Die Versammlung wich auseinander und Tom Canty, von einem Marschall geführt, schritt in eigentümlicher und reicher Kleidung zwischen den beiden lebenden Mauern hindurch. Als Tom niedergekniet war, sagte der König zu ihm:

»Ich habe jetzt gehört, was sich in den letzten Wochen zugetragen hat und bin mit dir wohl zufrieden. Du hast das Reich mit echter königlicher Gnade und Barmherzigkeit regiert. Hast du deine Mutter und Schwestern wiedergefunden? Gut, das freut mich. Es soll für sie gesorgt werden – und dein Vater soll an den Galgen kommen, wie es das Gesetz vorschreibt, wenn du nicht um Gnade für ihn bittest. Merkt es euch alle, die ihr mich hört, dass alle Kinder, welche Zuflucht im Christ Hospital* gefunden haben und von des Königs Gnade leben, fortan auch Nahrung für Herz und Gemüt erhalten sollen, nicht nur für den Leib. Und dieser Knabe soll dort

wohnen und, solange er lebt, den Ehrenplatz unter der würdigen Gemeinschaft der Vorsteher einnehmen. Und da er König gewesen ist, ziemt es sich, dass ihm mehr als gewöhnliche Ehrerbietung zuteil werde. Deshalb achtet genau auf seine Kleidung. Sie soll ein Erkennungszeichen für ihn bleiben, und niemand wage, sie nachzuahmen. Wo er auch erscheinen möge, soll sie die Leute daran erinnern, dass er ehemals königliche Ehren genossen hat, und niemand soll ihm die Ehrerbietung versagen oder unterlassen, ihn zu grüßen. Er genießt den Schutz des Throns. Er erfreut sich der Huld der Krone, ein jeder soll ihn nennen und kennen unter dem ehrenvollen Namen: Mündel des Königs.«

Tom Canty erhob sich stolz und beglückt, küsste in dankbarer Ergebung die Hand des Königs und wurde von dem Marschall hinausgeleitet. Er verlor keine Zeit, um seiner Mutter, Nan und Bet die frohe Kunde mitzuteilen und sie an seiner Freude teilnehmen zu lassen.



SCHLUSS

Gerechtigkeit und Vergeltung

Als die Geheimnisse alle aufgeklärt wurden, bekannte Hugh Hendon, dass seine Frau Miles auf seinen Befehl hin verleugnet habe. Er habe ihr gedroht, dass wenn sie seinen Bruder nicht standhaft und fest verleugne, er sie töten würde. Darauf erklärte sie, er möge sie töten, es liege ihr nichts am Leben und sie wolle Miles nicht verleugnen. Da drohte Hugh, er werde sie am Leben lassen, aber Miles solle dafür sterben! Das war freilich eine andere Sache, und nun gab sie ihr Wort und hielt es.

Trotzdem wurde Hugh weder wegen dieser Drohungen angeklagt, noch dafür, dass er sich eigenmächtig die Besitzungen und den Rang seines Bruders angeeignet hatte, weil sowohl seine Gemahlin als auch sein Bruder sich weigerten, Zeugnis gegen ihn abzulegen; auch hätte man es seiner Frau nicht gestattet, selbst wenn sie es gewollt hätte. Hugh verließ seine Frau und ging in das Ausland, wo er bald darauf starb, und nach einiger Zeit heiratete der Graf von Kent die Witwe. Da gab es große Freude und viele Feste im Dorf Hendon, als die Neuvermählten zum ersten Mal nach Hendon Hall kamen.

Von Tom Cantys Vater hat man nie wieder etwas gehört.

Der König ließ den Pächter aufsuchen, der gebrandmarkt und als Sklave verkauft worden war, brachte es dahin, dass er das wüste Leben unter den Landstreichern aufgab und sorgte dafür, dass er wieder einen auskömmlichen Lebensunterhalt fand.

Er begnadigte auch den alten Rechtsgelehrten und erließ ihm das Bußgeld. Den beiden Töchtern der verbrannten Baptistinnen verschaffte er eine gute Unterbringung und bestrafte den Gerichtsdiener, der Miles Hendon so unbarmherzig geschlagen hatte.

Er rettete den Jungen, der den fortgeflogenen Falken gegriffen hatte, vom Galgen, und auch die Frau, welche dem Weber das Tuch gestohlen hatte. Aber den Mann, der den Hirsch in dem königlichen Forst geschossen hatte, vermochte er nicht mehr zu retten; der war schon hingerichtet.

Er bewies dem Richter seine Huld, welcher Mitleid mit ihm gehabt hatte, als er angeklagt war, ein Schwein gestohlen zu haben. Und er hatte die Befriedigung zu sehen, dass dieser in der öffentlichen Achtung stieg und ein großer und hochgeehrter Mann wurde.

Der König erzählte, solange er lebte, mit Vorliebe die Geschichte seiner Abenteuer, die mit dem Augenblick begonnen hatten, als ihn die Schildwache aus dem Schlosstor hinauswarf, bis zu der letzten Mitternacht, als er sich behende unter eine Schar Arbeiter gemischt hatte, die in die Abtei eilten, und auf diese Weise hereingeschlüpft war. Drinnen versteckte er sich hinter dem Grabmal Eduards des Bekenners und war dann so fest eingeschlafen, dass er erst spät am nächsten Morgen erwachte und beinahe die Krönung verschlafen hätte. Er sagte, dass dieses häufige

Erzählen jener Ereignisse, welche eine so köstliche Lehre für ihn enthalten hätten, ihn in seinem Entschluss bestärkte, diese Erfahrungen seinem Volk zugute kommen zu lassen. Deshalb wolle er die Geschichte erzählen, solange er lebe, um die traurigen Ereignisse sich frisch im Gedächtnis zu bewahren – damit der Quell der Milde in seinem Herzen stets reichlich ströme.

Miles Hendon und Tom Canty blieben Günstlinge des Königs während seiner kurzen Regierung und betrauerten ihn tief, als er starb. Der wackere Graf von Kent besaß Einsicht genug, um sein seltsames Vorrecht nicht zu missbrauchen, aber er machte es, bevor er aus diesem Leben schied, außer bei der früher erwähnten Gelegenheit noch zweimal geltend, nämlich bei der Thronbesteigung der Königin Maria, und dann bei der Thronbesteigung der Königin Elisabeth. Einer seiner Nachkommen übte es bei dem Regierungsantritt Jakobs I. aus. Ehe der Sohn desselben wieder von der Vergünstigung Gebrauch machte, waren fünfundzwanzig Jahre verstrichen und das Vorrecht der Kents aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen entschwunden; als daher der damalige Kent vor Karl I. und seinem Hof erschien und sich in seines Herrschers Gegenwart niedersetzte, um das Recht seines Hauses wieder geltend zu machen und zu erneuern, gab es keinen geringen Aufruhr! Aber die Angelegenheit wurde schnell aufgeklärt und das Recht bestätigt. Der letzte Graf dieser Linie fiel in den langjährigen Bürgerkriegen, in denen er für die Rechte seines Königs focht, und mit ihm erlosch das alte Vorrecht.

Tom Canty erreichte ein sehr hohes Alter und wurde ein schöner, weißhaariger Greis von ernstem und würdigem Aussehen. Er war allgemein verehrt und wurde hochgeachtet, da schon seine auffallende und eigentümliche Kleidung die Leute daran erinnerte, dass er seinerzeit königliche Ehren genossen hatte. Wenn er irgendwo erschien, teilte sich die Menge, man machte ihm Platz und flüsterte sich zu: »Zieh den Hut! Dies ist des Königs Mündel!«, und dann grüßten sie ihn, und er dankte mit freundlichem Lächeln, das sie hoch aufnahmen; denn er durfte auf eine ehrenvolle Vergangenheit zurückblicken. Ja, der arme, junge König Eduard VI. lebte nur kurze Zeit. Aber er wirkte in diesen wenigen Jahren segensreich. Mehr als einmal, wenn ein Großwürdenträger oder ein glänzender Vasall der Krone Einspruch gegen seine Nachsicht tat oder behauptete, dass irgendein Gesetz, welches der König verbessern wollte, schon milde genug sei und keinem eine besondere Beschwerde oder Bedrückung auferlege, wendete der junge König den schwermütigen Blick seiner großen, mitleidsvollen Augen auf den Sprecher und antwortete: »Was weißt du von Leiden und Bedrückung? Ich und mein Volk kennen sie, aber nicht du.«

Die Regierung Eduards VI. war eine ungewöhnlich milde für die damalige harte Zeit. Das wollen wir ihm zur Ehre anrechnen und im Gedächtnis bewahren, wo wir nun Abschied von ihm nehmen.

Erläuternde Anmerkungen

S. 28 *hässliche Tracht*. – Der Anzug der Knaben im Christ Hospital. Wahrscheinlich entsprach dieser Anzug der Tracht der Londoner Bürger jener Zeit, in welcher lange, blaue Röcke für gewöhnlich von Handwerkern und den Dienstboten getragen wurden, und man allgemein gelbe Strümpfe trug. Dieser Rock war am Leib eng anliegend mit weiten Ärmeln. Darunter trug man ein ärmelloses, gelbes Untergewand. Um die Taille hatte man einen roten Ledergurt, am Hals eine Art Beffchen. Eine flache schwarze Mütze, nicht größer als die Unterschale einer Kaffeetasse, vervollständigte den Anzug. *(Timbs Sehenswürdigkeiten Londons)*

S. 30 *Milde und Barmherzigkeit.* – Wie es scheint, war das Christ Hospital anfänglich keine Schulanstalt; es hatte zunächst nur den Zweck, obdachlosen Kindern Herberge, Nahrung und Kleidung zu gewähren.

S. 41 *oder sie sollen es schwer büßen.* – Die befohlene Verurteilung des Herzogs von Norfolk. Der König näherte sich jetzt schnell seinem Ende; in der Besorgnis, dass Norfolk ihm entgehen könne, sendete er eine Botschaft an die Gemeinen, in welcher er sie aufforderte, das Zustandekommen der Bill zu beschleunigen, unter dem Vorwand, dass Norfolk die Würde des Obermarschalls innehabe, und es sei erforderlich, einen anderen zu ernennen, welcher bei der bevorstehenden Feierlichkeit, die seinen Sohn zum Prinzen von Wales einsetzen solle, Dienst leisten könne. *(Hume, Geschichte Englands III, S. 307)*

S. 54 *Leckerbissen aus Holland eingeführt.* – Erst gegen Ende der Regierung (Heinrich VIII.) wurden Salatpflanzen wie gelbe und weiße Rüben oder andere essbare Wurzeln in England angebaut. Der geringe Bedarf an solchen Küchenkräutern wurde einst aus Holland und Flandern eingeführt. Wenn die Königin Katharina einen Salat essen wollte, musste sie ihn eigens durch Eilboten von dort holen lassen. *(Hume, Geschichte Englands III, S. 314)*

S. 60 *enthauptet werden solle.* – Die Verurteilung von Norfolk. Das Oberhaus ließ den Gefangenen weder verhören, noch eine Untersuchung anstellen oder Zeugnis beibringen, sondern verurteilte ihn und schickte die Bill den Gemeinen zu … Die gefügigen Gemeinen folgten seinem (des Königs) Befehl, und da der König der Bill durch eine Kommission die königliche Genehmigung hatte erteilen lassen, gaben sie den Befehl, dass die Hinrichtung Norfolks am 29.

Januar morgens (am nächsten Tag) stattfinden solle. *(Hume, Geschichte Englands III, S. 303)*

S. 74*in der richtigen, althergebrachten Weise.* – Der Liebesbecher. Der Liebesbecher und die eigentümlichen Bräuche, welche beim Trinken desselben ausgeübt wurden, sind älter als die englische Geschichte. Man hält beides für eine aus Dänemark übernommene Sitte. Soweit die Kunde zurückreicht, ist der Liebesbecher stets bei englischen Banketten geleert worden. Die Überlieferung erklärt das dabei beobachtete Verfahren folgendermaßen: In jenen alten, wilden Zeiten erschien es als eine weise Vorsicht, dass dabei die beiden Hände der beiden Trinker beschäftigt waren, damit derjenige, der den Becher brachte und damit Liebe und Treue gelobte, demjenigen, den er also ehrte, nicht die Gelegenheit bot, ihm einen Dolch in die Brust zu stoßen.

S. 81*am Leben bleiben soll.* – Die unerwartete Rettung des Herzogs von Norfolk. Hätte Heinrich VIII. wenige Stunden länger gelebt, würde sein Befehl betreffs der Hinrichtung des Herzogs von Norfolk vollzogen worden sein. Doch da die Nachricht in den Tower gelangte, dass der König in dieser Nacht verschieden sei, zögerte der Befehlshaber, den Spruch vollstrecken zu lassen; auch schien es dem Staatsrat nicht angezeigt, die neue Regierung mit der Hinrichtung des vornehmsten Edelmannes im Reich zu beginnen, der durch einen so ungerechten und tyrannischen Gewaltakt verurteilt worden war. *(Hume, Geschichte Englands III, Seite 307)*

S. 90*Mein Vater ist ein Baronet, Inhaber eines der kleineren Ritterlehen.* – Er meint damit die Klasse der Baronets, die barones minores, zum Unterschied der vom Parlament ernannten Barone, und nicht die erst später geschaffene Adelsstufe.

S. 96*was kein anderer Untertan wagen darf.* – Die Lords von Kingsdale, Nachkommen der de Courcy, genießen noch jetzt dieses wunderliche Vorrecht.

S. 103*»Le roi est mort, vive le roi!«.* – »Der König ist tot, es lebe der König!«

S. 109*dass 20 000 Pfund davon noch unbezahlt und schuldig wären.* – Hume, Geschichte Englands.

S. 110*Seymour 500 Pfund in Ländereien …* – Hume, Geschichte Englands.

S. 114*mein Amt und mein Broterwerb.* – Der Prügelknabe. Jakob I. und Karl II.

hatten in ihrer Kindheit Prügelknaben, welche die Züchtigung für sie hinnehmen mussten, wenn sie nicht gut gelernt hatten; deshalb habe ich meinem kleinen Prinzen zur Förderung meiner Zwecke auch einen Prügelknaben zugeteilt.

S. 118 *Tom als König.* – Der Charakter von Hertford. Der junge König bewies seinem Oheim Hertford die zärtlichste Zuneigung, und dieser war im Ganzen ein maßvoller und redlicher Mann. *(Hume, Geschichte Englands III, S. 324)*

Wenn er (der Protektor) auch durch seine Anmaßung beleidigte, verdiente er doch hohes Lob wegen der Gesetze, welche in dieser Sitzung erlassen wurden, und welche die Strenge der früheren Strafbestimmungen sehr milderten, auch für die Freiheit der Verfassung einige Sicherheit gaben. Alle Gesetze wurden zurückgenommen, welche das Verbrechen des Verrats weiter ausdehnten, als das Statut Eduard III.: alle die während der vorigen Regierung eingetragenen Gesetze bezüglich des Lehnsfrevels, alle früheren Gesetze gegen die Lollarden und anderen Ketzer in Verbindung mit der Verordnung der sechs Artikel. Niemand sollte wegen seiner Worte angeklagt werden, außer binnen eines Monats, nachdem sie gesprochen waren. Durch diese Aufhebung wurden einige der härtesten Gesetze, die je in England erlassen worden sind, für ungültig erklärt, und die erste Morgenröte sowohl bürgerlicher wie religiöser Freiheit ging dem Volk auf. Auch wurde jenes Gesetz aufgehoben, das die Zerstörung aller Gesetzlichkeit ist, durch welches die königliche Proklamation gleiche Kraft mit einer Gesetzesverordnung hat. *(Hume, Geschichte Englands III, S. 339)*

Todesstrafe durch Sieden. Während der Regierung Heinrichs VIII. wurden Giftmischer durch eine Bestimmung des Parlaments verurteilt, zu Tode gesotten zu werden. Diese Bestimmung wurde durch die folgende Regierung aufgehoben.

In Deutschland ist sogar noch im 17. Jahrhundert diese fürchterliche Strafe an Falschmünzern und Betrügern vollzogen worden. Der Dichter Taylor beschreibt eine Hinrichtung, welcher er 1616 in Hamburg beigewohnt hat. Das Urteil gegen einen Falschmünzer lautete, dass er in »Öl zu Tode gesotten werden sollte«; und zwar wurde er nicht gleich in den Kessel geworfen, sondern man hatte ihm um die Achseln Seile gebunden, und diese wurden an Winden herabgelassen, sodass er erst allmählich in das Öl kam, zuerst die Füße, dann die Beine, sodass ihm lebend das Fleisch von den Knochen fiel. *(Hammond Trumbulls Grausame Gesetze – wahre und erdichtete, S. 13)*

Der berüchtigte Fall mit den Strümpfen. Eine Frau und ihre neunjährige Tochter wurden in Huntingdon gehenkt, weil sie ihre Seelen dem Teufel verkauft und ein Unwetter durch Ausziehen ihrer Strümpfe heraufbeschworen haben sollen. *(Hammond Trumbulls Grausame Gesetze –*

wahre und erdichtete, S. 20)

S. 133*als wäre der König selbst gegenwärtig.* – Leigh Hunt, Die Stadt. Bericht eines alten Reisenden.

S. 141*Ihr kommet doch heran.* – Englisches Schelmenlied.

S. 146*dann werde ich gehenkt.* – Zum Sklaven gemacht. Bei einem jungen König und einem so unwissenden Bauern sind Irrtümer nur zu erklärlich. Der Bauer hat vor der Zeit unter diesem Gesetz gelitten und der König seine Abscheu gegen ein noch nicht geltendes Gesetz ausgesprochen; denn diese entsetzliche Verordnung ist während seiner eigenen Regierung erlassen worden. Doch dürfen wir nach der Menschlichkeit seines Charakters voraussetzen, dass sie nicht von ihm angeregt ist.

S. 185*um das Mitleid der Vorübergehenden umso stärker zu erregen.* – Der englische Taugenichts, London 1665.

S. 190*Der Prinz als Gefangener.* – Todesstrafe für geringfügige Diebstähle. Als in Connecticut und New Haven die ersten Gesetzbücher entworfen wurden, waren in England noch Diebstähle von Gegenständen im Wert über zwölf Pence Kapitalverbrechen, wie seit den Zeiten Heinrichs I. *(Hammond Trumbulls Grausame Gesetze – wahre und erdichtete, S. 17)*

Das merkwürdige alte Buch »Der englische Schelm«, gibt die Summe auf dreizehn und einen halben Penny an; es stand Todesstrafe darauf, wenn jemand eine Sache im Wert über dreizehn und einen halben Penny gestohlen hatte.

S. 214*Im Gefängnis.* – Für viele Kategorien des Diebstahls schloss das Gesetz ausdrücklich den geistlichen Beistand aus; wer ein Pferd, einen Falken oder wollenes Tuch vom Weber stahl, wurde gehenkt; desgleichen wer einen Hirsch in den königlichen Wäldern schoss oder Schafe aus dem Königreich ausführte. *(Hammond Trumbulls Grausame Gesetze – wahre und erdichtete, S. 13)*

William Prynne, ein Rechtsgelehrter, wurde (lange nach der Regierung Eduards VI.) verurteilt, am Schandpfahl beide Ohren zu verlieren, seiner Stelle enthoben zu werden, eine Buße von 3000 Pfund zu zahlen und lebenslang eingekerkert zu bleiben. Drei Jahre später gab er leider abermals Anlass zur Klage, indem er eine Flugschrift gegen das Kirchenregiment veröffentlichte. Er wurde wieder vor Gericht gestellt und verurteilt, den Rest seiner Ohren zu verlieren, eine Buße von 5000 Pfund zu zahlen und ihm

sollten auf beide Backen die Buchstaben SL eingebrannt werden (Seditious Libeller, aufrührerischer Schmähschriftsteller) und er sollte lebenslänglich im Gefängnis bleiben. Der Härte des Urteils entsprach die Grausamkeit der Vollstreckung. *(Hammond Trumbulls Grausame Gesetze – wahre und erdichtete, S. 12)*

S. 236*von Henkershand habe hinrichten lassen.* – Hume, Geschichte Englands.

S. 272*Zuflucht im Christ Hospital.* – Das Christ Hospital oder die Blaurock-Schule, die edelste Stiftung der Welt. Das Grundstück, auf welchem das Kloster der Grauen Brüder stand, wurde von Heinrich VIII. der Bürgerschaft von London geschenkt, welche dort eine Zufluchtsstätte für arme Knaben und Mädchen gründete. Später ließ Eduard VI. die alten Klostergebäude zweckmäßig wiederherstellen und gründete in ihnen jene segensreiche Anstalt, welche die Blaurockschule oder das Christ Hospital genannt wurde; für Erziehung und Unterhalt von Waisen und Kindern bedürftiger Eltern. Eduard ließ ihn (den Bischof Ridley) nicht eher gehen, bis der Brief (an den Lord-Mayor) geschrieben war und trug ihm auf, das Schreiben selbst zu übergeben und des Königs Wunsch und Willen kundzutun, dass keine Zeit versäumt werden solle, um angemessene Vorschläge zu machen und ihn von den getroffenen Maßregeln in Kenntnis zu setzen. Das Werk wurde eifrig gefördert; Ridley selbst nahm sich der Sache an, und die Folge war die Gründung des Christ Hospitals für die Erziehung armer Kinder. Der König hatte verschiedenen anderen Wohltätigkeitsanstalten ebenfalls Schenkungen gemacht. »Herr mein Gott«, sagte er. »Ich danke dir von Herzen, dass du mir das Leben so lange geschenkt hast, um dieses Werk zu vollenden, das zum Ruhm deines Namens gereichen soll!« Sein reines und schuldloses Leben nahte sich schnell seinem Ende, und in wenigen Tagen gab er seinen Geist dem Schöpfer zurück, mit dem Gebet, Gott möge das Reich vor dem Papismus schützen. *(John Heneage Jesses London: Seine berühmten Männer und Örtlichkeiten)*

In der großen Halle befindet sich ein großes Bild, das den König Eduard VI. auf dem Thron sitzend darstellt, in dem königlichen Scharlachgewand mit Hermelin, das Zepter in der linken Hand, während er mit der anderen dem vor ihm knienden Lord-Mayor die Stiftungsurkunde übergibt. An des Königs Seite steht der Kanzler, der die Siegel hält, und neben diesem andere hohe Staatsbeamte. Bischof Ridley kniet vor ihm mit erhobenen Händen, als flehe er den Segen des Himmels auf das Werk herab, während die Aldermen, die zu beiden Seiten des Lord-Mayor knien, den Mittelgrund des Bildes einnehmen. Schließlich steht im Vordergrund eine Doppelreihe von Knaben auf der einen und von Mädchen auf der anderen Seite, von dem Lehrer und der Hausmutter absteigend, bis zu demjenigen Jungen und dem Mädchen, die aus der Reihe getreten sind und mit erhobenen Händen vor dem König knien.

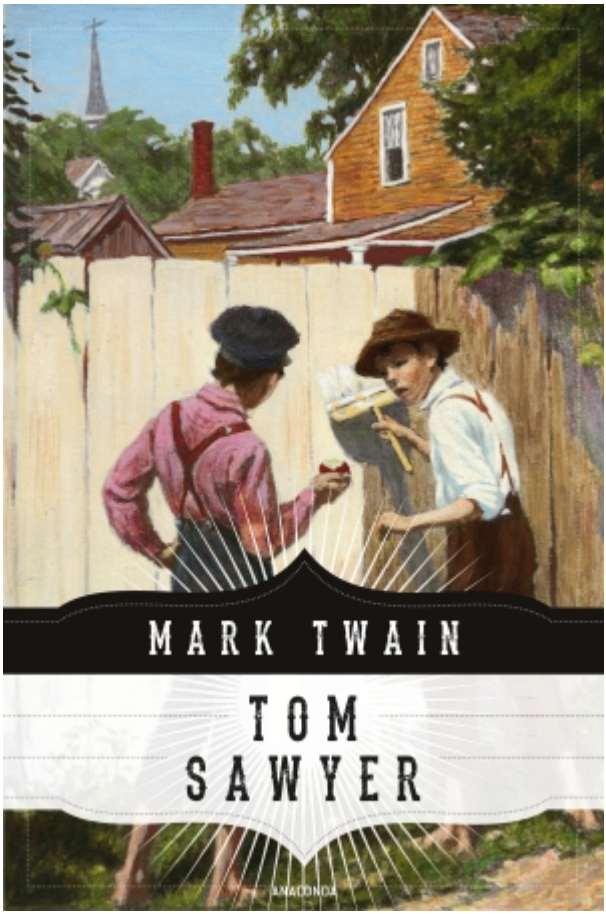
(Timbs Sehenswürdigkeiten Londons, S. 98)

Das Christ Hospital besitzt nach der alten Sitte das Vorrecht, eine Ansprache an den König oder die Königin zu richten, wenn er oder sie in die City kommt, um die Gastfreundschaft der Bürgerschaft Londons zu genießen. *(Ebd.)*

Der Speisesaal mit dem Vorraum und dem Orgelchor nimmt das ganze Stockwerk ein, das 187 Fuß lang, 51 Fuß breit und 47 Fuß hoch ist; es wird auf der Südseite durch neun große, mit Glasmalerei geschmückte Fenster erleuchtet und ist neben Westminster Hall der herrlichste Festraum in der Hauptstadt. Hier speisen die Knaben, von denen jetzt 800 dort sind, und hier werden die »öffentlichen Abendtafeln« gehalten, zu denen Besucher auf Eintrittskarten zugelassen werden, welche der Schatzmeister und die Gouverneure des Christ Hospitals verteilen. Auf dem Tisch steht Käse auf hölzernen Schüsseln, Bier in hölzernen Krügen, die aus ledernen Schläuchen gefüllt werden, und das Brot wird in großen Körben gebracht. Die eingeladenen Behörden treten dann ein; der Lord-Mayor oder der Präsident nimmt den Ehrensitz ein auf einem Stuhl, der aus dem Eichenholz der Sankt Katharinenkirche nahe dem Tower gemacht ist; dann wird eine Hymne mit Orgelbegleitung gesungen. Ein »Grieche« (Schüler der Oberklasse) liest von einem Pult aus einen Abschnitt aus dem Gebetbuch, nachdem durch dreimaliges Aufklopfen mit einem hölzernen Hammer Ruhe eingetreten ist. Nach dem Gebet beginnt die Abendmahlzeit, und die Besucher gehen zwischen den Tischen hin und her. Nach dem Ende der Mahlzeit nehmen die diensttuenden Knaben die Körbe, Holzschüsseln, Schläuche, Holzkrüge und Leuchter und gehen in feierlichem Zug und mit tiefen Verbeugungen an den Gouverneuren vorbei. Diesem Schauspiel wohnten die Königin Viktoria und Prinz Albert 1845 bei.

Zu den bekanntesten Blauröcken gehören Joshua Barnes, der Herausgeber des Anacreon und Euripides; Jeremiah Markland, der berühmte Kritiker, namentlich für griechische Literatur; der Altertumsforscher Camden; der Bischof Stillingfleet; der Romanschriftsteller Samuel Richardson; Thomas Mitchell, der Übersetzer des Aristophanes; Thomas Barnes, der langjährige Herausgeber der Times, Coleridge, Charles Lamb und Leigh Hunt.

Die Knaben werden nicht vor dem siebten oder nach dem neunten Jahr aufgenommen und können nicht über das fünfzehnte Jahr hinaus bleiben, mit Ausnahme der sogenannten königlichen und der griechischen Zöglinge. Es gibt ungefähr fünfhundert Gouverneure; an ihrer Spitze stehen der König und der Prinz von Wales. Um Gouverneur zu werden, muss man eine Summe von 500 Pfund zahlen. *(Ebd.)*



Tom Sawyers Abenteuer

Twain, Mark
9783730691274
288 Seiten

Mark Twains 'Tom Sawyers Abenteuer' begeistert seit knapp 140 Jahren ganze Heerscharen kleiner und großer Leser. Die Geschichte der beiden Freunde Tom Sawyer und Huckleberry Finn

spielt an den Ufern des Mississippi und erschien erstmals 1876. Twains liebevoll-nachsichtiger Blick auf seine jungen Helden ist stets spürbar: Getragen von der Erinnerung an seine eigenen Kindertage weiß er um ihre bisweilen verwirrenden Sehnsüchte. Die Lust auf Abenteuer und die unverbrüchlichen Bande der Freundschaft sind die zeitlosen Themen dieses wunderbaren Romans.

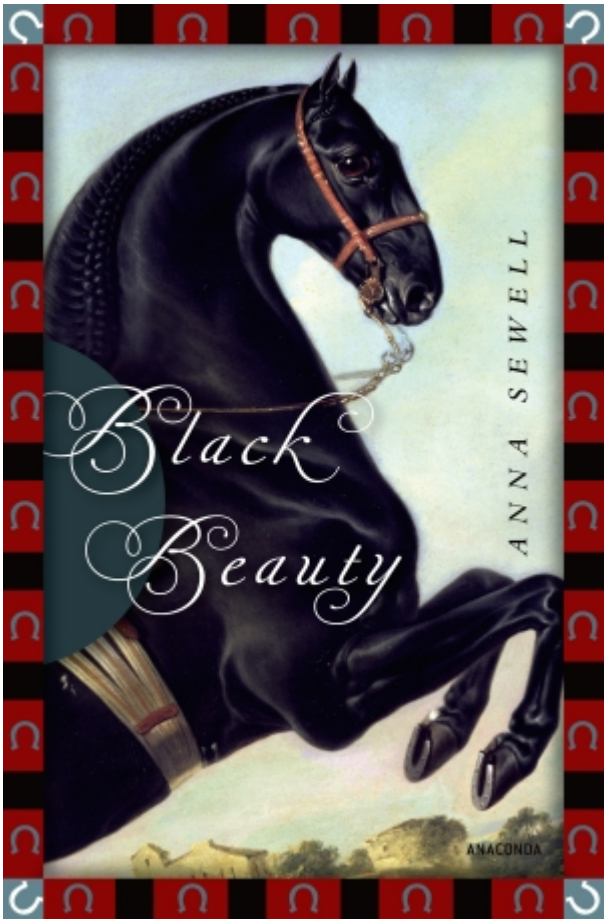
Diese Übersetzung ist nicht vollständig: Zwei Kapitel, die einen Gottesdienst und Toms Versuche zur Überwindung seiner Ferienlangeweile schildern, wurden seinerzeit gestrichen und für die vorliegende Ausgabe nicht ergänzt. Der Text wurde an manchen Stellen behutsam überarbeitet, Orthografie und Interpunktion wurden auf neue deutsche Rechtschreibung umgestellt



Betty und ihre Schwestern - Gesamtausgabe (Anaconda Kinderbuchklassiker)

Alcott, Louisa May
9783730690895
608 Seiten

Neuengland in den 1860er Jahren: Die Schwestern Meg, Jo, Betty und Amy halten eng zusammen, denn ihr Vater ist als Pastor im amerikanischen Bürgerkrieg, und finanziell ist die Familie nicht auf Rosen gebettet. Die vier so ganz verschiedenen Mädchen durchleben ihre Jugend mit allem, was sie ihnen bietet und zumutet - Nachbarjungs und Moralapostel, Theatergänge und Sonntagsschule, Glück und Leid. 'Betty und ihre Schwestern' erzählt von den verschlungenen Wegen zum Erwachsenwerden. Dieser Band enthält beide Teile des amerikanischen Kinderbuchklassikers aus den Jahren 1868/69.

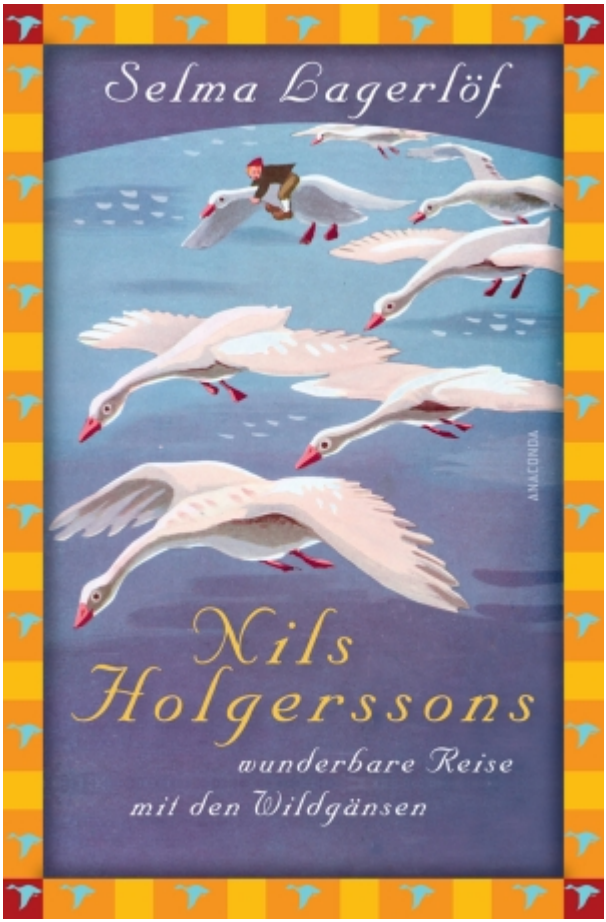


Black Beauty

Sewell, Anna
9783730691007
256 Seiten

Nach einer behüteten Jugend führt der schwarze, stattliche Hengst Black Beauty in der liebevollen Umgebung eines Gutshofs das Leben eines Reit- und Kutschpferdes. Eines Tages jedoch muss

sein Besitzer ihn aus Geldnot verkaufen und Black Beauty gerät in die Fänge skrupelloser und egoistischer Menschen. Ein Ende seiner grausamen Leidenszeit scheint schon nicht mehr in Sicht, da nimmt ein kleiner Junge sich seiner an und sein Leben eine Wende. Mit ihrem aufrüttelnden Tierroman "Black Beauty" schuf die englische Schriftstellerin Anna Sewell 1877 das große Vorbild aller modernen Pferdegeschichten - ein Muss!



Nils Holgerssons wunderbare Reise mit den Wildgänsen (Anaconda Kinderklassiker)

Lagerlöf, Selma
9783730690857
688 Seiten

So herrlich verspielt, so wunderbar einfallsreich kann ein Schulbuch sein!
Als die spätere Nobelpreisträgerin Selma Lagerlöf 1901 den Auftrag erhielt, ein Lesebuch für den Unterricht an schwedischen Schulen zu schreiben, erfand sie kurzerhand die weltberühmte Geschichte des aufmüpfigfrechen Nils Holgersson: Zur Strafe für einen bösen Streich in ein Wichtelmännchen verwandelt, schließt er sich auf dem Rücken des zahmen Gänserichs Martin einer Gruppe von Wildgänsen an, und nach zahlreichen Abenteuern winkt ihm das Glück wahrer Freundschaft.

Lagerlöfs Kinderbuchklassiker ist bis heute ein bezauberndes Lesevergnügen für Jung und Alt. (Orthographie und Interpunktion wurden der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst. Personen- und Ortsnamen wurden der heutigen Schreibweise angeglichen)



Der Kleine Prinz (Mit den Zeichnungen des Verfassers)

Saint-Exupéry, Antoine de
9783730690918
96 Seiten

Als der Berufspilot und Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry im Jahr 1943 seinen 'Kleinen Prinzen' erfand, konnte er nicht ahnen,

welch gewaltiger Welterfolg sein Büchlein werden sollte. Die philosophisch-poetische Geschichte vom kleinen Prinzen, der auf der Suche nach Freunden allerlei seltsame Planeten bereist, übt ungebrochene Faszination aus. Das moderne Märchen berührt mit seinem Plädoyer für Menschlichkeit Leserinnen und Leser jeden Alters und wurde vom Autor selbst mit Illustrationen versehen. Das ideale Buch zum Verschenken oder Geschenktbekommen.

Inhalt

1. Kapitel. Die Geburt des Prinzen und des Bettelknaben
2. Kapitel. Toms Jugend
3. Kapitel. Tom lernt den Prinzen kennen
4. Kapitel. Des Prinzen Not beginnt
5. Kapitel. Tom als Königssohn
6. Kapitel. Toms Ratgeber
7. Kapitel. Die königliche Tafel
8. Kapitel. Das große Staatssiegel
9. Kapitel. Der Festzug auf der Themse
10. Kapitel. Die Leiden des Prinzen
11. Kapitel. In Guildhall
12. Kapitel. Der Prinz und sein Befreier
13. Kapitel. Der Prinz verschwindet
14. Kapitel. »Le roi est mort, vive le roi!«
15. Kapitel. Tom als König
16. Kapitel. Die öffentliche Tafel
17. Kapitel. Foo-Foo der Erste
18. Kapitel. Der Prinz unter den Landstreichern
19. Kapitel. Der Prinz im Bauernhaus
20. Kapitel. Der Prinz und der Einsiedler
21. Kapitel. Hendon! Zu Hilfe!
22. Kapitel. Ein Opfer des Verrats
23. Kapitel. Der Prinz als Gefangener
24. Kapitel. Die Flucht
25. Kapitel. Hendon Hall
26. Kapitel. Verleugnet
27. Kapitel. Im Gefängnis
28. Kapitel. Das Opfer
29. Kapitel. Nach London
30. Kapitel. Toms Erlebnisse
31. Kapitel. Der Huldigungszug
32. Kapitel. Der Krönungstag
33. Kapitel. Eduard als König
Schluss. Gerechtigkeit und Vergeltung
Erläuternde Anmerkungen